

UNKUNFT

Herausgegeben von
Martina Bengert, Jörg Dünne,
Max Walther

Zukunft, gefaltet.
Choreographien des Als-Ob

KUNFT

nocturne

Zukunft, gefaltet.
Choreographien des Als-Ob

Zukunft, gefaltet. Choreographien des Als-Ob

The break an error, the error a passageway.
LEGACY RUSSELL

EINLEITUNG

Schon einen Augenblick vorher war etwas aus der Reihe gesprungen.

ROBERT MUSIL

Es wird sich wahrscheinlich etwas geändert haben.
JOSEPH VOGL

DENKEN IN ZUKUNFTSSZENARIEN: CONTRATS, CONTRAINTES UND LIBERTÉS

2021 – Der »Rausch des Epochalen«¹ ist inzwischen vorbei und ein Virus hat sich über mehr als ein Jahr hinweg hartnäckiger behauptet als die ersten Diagnosen seiner flinken Hermeneuten,² die eilfertig bilanzieren, welche Konsequenzen aus einem Geschehen zu ziehen sind, das vielleicht vor allem deswegen gerne als ›Krisek‹ beschrieben wird, um daraus eine Chance zur baldigen Überwindung ableiten zu können.³

Mittlerweile stellen jedenfalls viele Menschen fest, dass das, was zunächst wie eine vorübergehende Störung ihres Alltags aussah, längst zu einem Dauerzustand geworden ist, dessen Ende nicht wirklich absehbar ist – angesichts dieser um sich greifenden Normalisierung des zuvor nicht wirklich Vorstellbaren wird die Prekarität der Ordnung deutlich, die wir als alltägliche Normalität zu beschreiben gewohnt sind. Die gegenwärtigen Unterbrechungen der Infrastrukturen unseres Alltags lassen erahnen, mit welchem enormen Aufwand der im Grunde genommen hochgradig unwahrscheinliche Zustand einer ›Normalität‹ konstruiert wird, in der man z.B. auf dem Weg zur Arbeit oder zu einer Freizeitaktivität zu genau geplanten Zeiten eine Millionenstadt durchqueren und wieder nach Hause zurückkehren kann, ohne in den allermeisten Fällen aus seiner Tagesplanung herausgefallen zu sein oder seine Gesundheit oder gar sein Leben in der Menge der anderen Menschen riskiert zu haben, die Ähnliches unternehmen.⁴

In der andauernden Unterbrechung dieser Normalität verblasst die Annahme einer baldigen Rückkehr zum

1 Vgl. Joseph Vogl, »Dem Rausch des Epochalen misstrauen«, in: *monopol magazin* (20.4.2020), <https://www.monopol-magazin.de/joseph-vogl-dem-rausch-des-epochalen-misstrauen/> (20.2.2020).

2 Vgl. exemplarisch zwei buchgewordene Schnellschüsse zur Pandemie von Slavoj Žižek, *Pandemic! Covid-19 Shakes the World!*, Cambridge: Polity Press 2020; und Giorgio Agamben, *A che punto siamo? L'epidemia come politica*, Macerata: Quodlibet 2020 [dt.: An welchem Punkt stehen wir? Die Epidemie als Politik], Wien: Tura & Kant 2020].

3 Zu Corona als Krise vgl. z.B. Hartmut Rosa, »Pfadabhängigkeits-, Bifurkationspunkte und die Rolle der Soziologie. Ein soziologischer Deutungsversuch der Corona-Krise«, in: *Berliner Journal für Soziologie* 30 (2020), 191–213 (2020); sowie aus literatur- und kulturwissenschaftlicher Sicht Marina Orttrud M. Herrmann (Hg.), *Corona: Krise oder Wende? Wie Krisen Kulturen verunsichern und verändern (= Phän, Beihft 24, 2020)*, <http://web.fu-berlin.de/phän/beihft24/b24.htm> (20.2.2021).

4 Infrastrukturen zeichnen sich dadurch aus, dass sie im erwarteten Fall ihres ›normalen‹ Funktionierens unsichtbar bleiben und ›visible upon breakdown‹ werden; vgl. dazu Susan L. Star und Geoffrey Bowker, »How to Infrastructure« (2002), in: Leah A. Lievrouw und Sonia Livingstone (Hg.), *The Handbook of New Media*, London und Thousand Oaks: Sage 2009, 230–245, hier 231; sowie Gabriele Schabacher, »Medium Infrastruktur«, in: *Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung* 2 (2013), 129–148.

5 Vgl. Eva Horn, *Zukunft als Katastrophe*, Frankfurt a.M.: Fischer 2014, insbes. 11f.
6 Zum Klimawandel als Faktor, der die Zoonose, d.h. die Übertragung von Krankheiten zwischen Tieren und Menschen fördert, vgl. u.a. Inger Andersen, »Preventing the Next Pandemic: Zoonotic Diseases and How to Break the Chain of Transmission«, *UN Environment Programme*, 6/7/2020, <https://www.unep.org/news-and-stories/statements/preventing-next-pandemic-zoonotic-diseases-and-how-break-chain> (21.2.2021).
7 Vgl. Bruno Latour, »Is This a Dress Rehearsal?«, in: *Critical Inquiry*, 26.3.2020, <https://critinq.wordpress.com/2020/03/26/is-this-a-dress-rehearsal/> (20.2.2021); ders., »Imaginer les gestes-barrières contre le retour à la production d'avant-crise«, in: AOC, 30.3.2020, <https://aoc.media/opinion/2020/03/29/imaginer-les-gestes-barrières-contre-le-retour-à-la-production-d'avant-crise/> (20.2.2021). Vgl. auch die Internetplattform *Where to Land After the Pandemic? Où atterrir après la pandémie?*, die aus dem zuletzt genannten Text hervorgegangen ist: <https://ouatterrir.medialab.sciencespo.fr/#/> (20.2.2021).

status quo ante, die diese Unterbrechung vergessen macht oder zumindest in ihrer Bedeutung minimalisieren würde, zunehmend zugunsten der Frage, was sich alles geändert haben wird, wenn man von einem angenommenen zukünftigen Zeitpunkt auf diese Monate und Jahre zurück schaut. Das Futur II, d.h. die Annahme eines in der Zukunft liegenden Zustands, von dem aus man auf die aktuelle Situation zurückblickt, wird zum gleichsam unvermeidbaren Modus der Auseinandersetzung mit der gegenwärtigen Situation, die ein Denken in fiktionalen Zukunftsszenarien triggert, das auch auf ganz andere Bereiche sozialen Lebens und zeitliche Skalierungen ausgreift.⁵

Eine Verbindung, die dabei immer wieder hergestellt wird, ist diejenige zwischen der Pandemie und dem Klimawandel: Eine solche Verknüpfung beruht zum einen auf der Hypothese einer Zunahme zoonotischer Übertragungsformen von Krankheiten zwischen Menschen und Tieren unter aktuellen Bedingungen des Klimawandels⁶, in Verbindung der immer stärkeren Zurückdrängung von terrestrischen Lebensräumen, in denen der menschliche Einfluss sich (noch) nicht bemerkbar macht. Zum anderen kann man auch eine Ähnlichkeitsbeziehung annehmen, die die Frage aufwirft, ob die unerwartete globale Unterbrechung von Alltagsinfrastrukturen als Reaktion auf die Pandemie nicht als Muster für die Einübung in eine aktive und dauerhafte Unterbrechung der beschleunigten Globalisierung im Zeitalter des Klimawandels und des Anthropozäns herhalten könnte.⁷ Bei allen Skalierungsproblemen, die mit so einer Übertragung verbunden sind, ist die Vorstellbarkeit des Klimawandels ebenso wie die Vorstellung davon,

wie sich eine globale Pandemie entwickeln könnte, an das Modell eines Szenariendekens im Zeichen des ›Als-ob‹ gebunden – und es lässt sich die Vermutung aufstellen, dass die gegenwärtigen Geschehnisse ein passender Moment sind, um verschiedenste Ebenen sozialer Zukünfte zu ›szenarisieren‹ und miteinander zu verflechten, von den Transformationen klassischer soziologischer oder kulturwissenschaftlicher Untersuchungskategorien wie Familie, Geschlecht und Nation bis hin zu transhumanen Relationen mit lebenden und unbelebten Wesen und den möglichen Zukünften des globalen Extraktivismus.

Mit dem Denken in Zukunftsszenarien geht eine Ausgestaltung der zeitlichen sowie unter Umständen räumlichen Differenz zwischen ›dann‹ und ›jetzt‹ einher, die zumeist narrative Formen annimmt: Nicht nur eine Reise oder eine Familiengeschichte legt die narrative Ausgestaltung eines zeitlichen Verlaufs zu einem intelligiblen Ganzen nahe, sondern auch ein »Infektionsgeschehen«⁸ oder der ›Klimawandel‹ – wobei sich die Frage aufdrängt, in welchem Maße klassische, meist an menschliche Erfahrungsmodelle angepasste Erzählmodelle der Handlungsmacht eines Virus oder der langen Dauer eines ›Wandels‹ gerecht werden können, der die menschliche Existenz nicht nur ontogenetisch, sondern auch phylogenetisch bei weitem übersteigt. Krisennarrative gehören dabei zu denjenigen Erzählformen, die, so kann man annehmen, weitgehend ungebunden auf der Ebene der menschlichen Handlungsmacht verbleiben, wohingegen Katastrophennarrative, ob mit oder ohne Annahme einer transzendenten Dimension, das potenzielle Ende menschlichen Lebens

⁸ vgl. Andreas Bernard, »Wie eine Pandemie zu einer guten Story wird«, in: *Die Zeit* 50, 3.12.2020, <https://www.zeit.de/2020/50/coronavirus-pandemie-infektionsgeschehen-erzaehlung-geschichte-seuche> (20.2.2021).

auf der Erde vor Augen führen.⁹ Katastrophen-narrative stehen somit an der Schwelle zu der Frage, ob auch nicht-anthropozentrische Zukunftsszenarien vorstellbar sind, die ein »anderes Ende der Welt« möglich werden lassen, wie das die »Kollapsologie« annimmt, wenn sie bewusst auf den semantisch aufgeladenen Katastrophenbegriff verzichtet.¹⁰ Oder sollte man gar so konsequent sein zu behaupten, das »Ende der Welt« liege in einem ganz bestimmten Sinn bereits hinter uns, sofern man es mit Timothy Morton hält, der davon ausgeht, dass die Welt, ›in‹ der Menschen leben und die als stabiler Hintergrund für katastrophische Ereignisse fungieren könnte, bereits aufgehört hat zu existieren?¹¹ Morton konfrontiert den latenten Anthropozentrismus von Katastrophen Diskursen aller Art mit einer Welt von »hyperobjects«, die massiv in Raum und Zeit verteilt sind und an Akteuren ›kleben‹, ohne dass diese sich als handelnde Subjekte klar davon abtrennen könnten: Ein sich über die Erdoberfläche ausbreitendes Virus gehört zu diesen Hyperobjekten ebenso wie der Klimawandel. Insofern ist das, was auf dem Spiel steht, für Morton nicht das Überleben von Menschen im ›Kampf‹ gegen Viren und die globale Erwärmung, sondern die Suche nach bzw. die Formen der Koexistenz mit ihnen, die ihrerseits wiederum bestimmte Modi der Beschreibung jenseits gängiger Narrative erfordern.

Eines aber haben solche Narrativen häufig gemeinsam, ob sie sich nun auf Pandemien, Klimakatastrophen oder andere Unterbrechungen beziehen, die als *hyperobjects* zu groß sind, um ohne einen hypothetischen Sprung in ein Zukunftsszenario überblickt werden zu können: Sie tendieren dazu,

⁹ Zur Imaginationsgeschichte der Klimakatastrophe vgl. Horn, *Zukunft als Katastrophe*, 110–180.

¹⁰ Pablo Servigne und Raphaël Stevens, *Comment tout peut s'effondrer. Petit manuel de collapsologie à l'usage des générations présentes*, Paris: Seuil 2015.

¹¹ Timothy Morton, *Hyperobjects: Philosophy and Ecology after the End of the World*, Minneapolis: University of Minnesota Press 2013.

ein ›Wirk‹ aufzurufen, das von der Unterbrechung betroffen ist und in ihr zum Handeln aufgerufen wird. Insbesondere in der kulturwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Anthropozän ist eindringlich auf die Gefahr einer undifferenzierten Hypostasierung der ersten Person Plural zum ›Gattungs-Wirk‹ der gesamten Menschheit hingewiesen worden – eine solche Verallgemeinerung überspielt die Tatsache, dass nicht alle Einzelmenschen in gleichem Maße an der Entwicklung beteiligt sind, die dazu geführt hat, dass die auf der Erde lebenden Menschen in ihrer Gesamtheit zu einer geophysikalischen Macht im Anthropozän geworden sind.¹² Das, was, zumeist unausgesprochen, sprachlich einem ›Wirk‹ eingemeindet oder aus ihm ausgeschlossen wird, ist ein eminent politischer Akt der Aushandlung – dabei geht es zum einen darum, für welche anderen menschlichen Wesen ein sprechendes Subjekt legitimerweise das Wort erheben bzw. handeln kann, welche Epistemologien und Politiken des Mit-Seins auf der Basis eines ›Wirk‹ denkbar sind, das nicht immer schon allumfassend ist, sondern sich als situationsgebundene Gemeinschaft konstituiert.

Zum anderen stellt sich die Frage, in welchem Maße ein ›Wirk‹ auch für die Koexistenz mit nichtmenschlichen Wesen gilt. Michel Serres hat eine solche Form des Engagements für nichtmenschliche Wesen unter dem Stichwort des »Naturvertrags« aufgerufen, worunter er jedoch keinen expliziten Vertrag im juristischen Sinn versteht, sondern im Rückgang auf die Etymologie des Wortes »contrat« (von *contrahere* – zusammenbinden) eine ›Seilschaft‹, die durch ein lebenserhaltendes Netzwerk von gegenseitigen Pflichten (*contraintes*) und Spielräu-

12 vgl. Robert Stockhammer, »Philology in the Anthropocene«, in: *Yearbook of Research in English and American Literature* 33 (2017), 43–63, v. a. 58–60.

12

- 13 Michel Serres, *Le Contrat naturel*, Paris: Flammarion 1992, hier v. a. 162.
- 14 Jane Bennett: »The Force of Things: Steps toward an Ecology of Matter«, in: *Political Theory* 32/3 (2004), 347–372.
- 15 Donna Haraway, *Staying with the Trouble: Making Kin in the Chthulucene*, Durham und London: Duke University Press 2016.
- 16 Gilles Deleuze und Félix Guattari, *Capitalisme et schizophrénie 2. Mille plateaux*, Paris: Minuit 1980, 284–380 (Kap. 10).
- 17 Die (Äußerungs-)Meute wird hier in Anlehnung an Deleuze/Guattaris Idee der »meute« verwendet. Dabei interessiert vor allem die Idee des Werdens (devenir), im Fall der Meute bei D/G das »Tier-Werden«, bzw. »Molekular-Werden« sowie die darin angelegte Affektübertragung im Sinne einer »Ansickung«. Wie und unter welchen Bedingungen werden Allianzen begründet und welche Resonanz- und Affektdynamiken liegen dieser Be-Gründung zugrunde. Auf die Äußerung gebracht, stellt sich also die Frage nicht nach dem Geheul des Zum-einsamen-Wolf-Werdens, der sich aus der Gesellschaft zurückzieht, sondern um Strategien und Politiken des Sich-(Ent)-Außerns in und als Vielheit; als Population und Mannigfaltigkeit. vgl. Gilles Deleuze und Félix Guattari, *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie 2*, Berlin: Merve 1992, 317ff.

men (*libertés*) zusammengehalten wird.¹³ Es entstehen so Versammlungen unterschiedlichster Handelnder in diversen Koexistenzweisen über alle Formen des Unbelebten und Lebendigen hinweg. Dies reicht von den »onto-stories« im Austausch mit aktiver Materie¹⁴ über die Koexistenz mit kleinen Organismen wie Pilzen und Bettwanzen bis hin zu symbiotischen Koexistenzen zwischen Menschen und Tieren, welche auch Impulse für das Denken neuer Modelle von Gemeinschaft hervorgebracht haben – zu denken wäre hier beispielsweise an Donna Haraways posthuman-feministischen Gebrauch der Kategorie des »kinship«¹⁵ oder an Gilles Deleuze' und Félix Guattaris Begriff der »meute«¹⁶, des temporären Verbunds vielfältiger Entitäten oder Intensitäten.

VIREN UND WIREN. WIR-WERDEN ALS WIDER- STÄNDIGER PROZESS AUF EXZENTRISCHER BAHN

Die Frage, die sich für uns aus jener, oben adressierten und kaleidoskopartig aufgefächerten, Anordnung ergibt, ist die nach den (Un-)Möglichkeiten eines Schreibens in loser Seilschaft. Die Frage nach den Konstitutions- oder Gestaltungsweisen eines temporär verselten und gekoppelten ›Wir‹, das entgegen der relativen Vereinzelung als Äußerungsmeute¹⁷ auftreten kann, um als solche in den laufenden Diskurs zu intervenieren.

Entgegen einem ›Wir‹, das in den aktuellen Debatten verstärkt (wieder) eine Gemeinschaft zusammenfasst, die durch Grenzziehungen und Essentialis-

men konfiguriert wird, versucht sich dieser Gemeinschaftsentwurf an alternativen Kopplungen, deren Fixpunkt kein physischer Ort ist und deren Akteure nicht exklusiv menschlich sind. *Mit-schreibt* und *-ist* ein komplexes (extra-)globales Geflecht unterschiedlichster Akteur*innen, die mal mehr und mal weniger als Stimme oder Stimmung auftreten: Konkret ließe sich an Affektverdichtungen denken, die sich um Viren ablagern und deren Zirkulation immer wieder aktualisiert wird; an das *Mit-/Neben-/Durcheinander* mit den uns umgebenden Algorithmen, deren Relevanz möglicherweise in Zeiten der Isolation einsichtiger wird; oder an – gleichzeitig global wie regional gedacht – die unübersehbaren, denn im Sinne verkehrter Aufmerksamkeitsökonomien anders vor *Augen geführt*, ökologischen Auswirkungen des Klimawandels: Pollenrouten, Witterungen, (empirisch quantifizierbare) Luftqualitäten usw. Um eine solche Vielstimmigkeit nicht in eine Kakophonie kippen zu lassen, gilt es, die ›Orte‹ zu fokussieren, an denen solche Versammlungsbewegungen statthaben: in den Leerstellen, den Falten, den Ab-Sätzen und Übergängen schreibender Kommunikation und damit Wissensproduktion. Kurz, dem Residuum der Potenzialität oder Virtualität, im Zwischen der Falte, das sich als eigentliche Bühne der Aus- oder Verhandlung begreifen lässt.

Jener Zwischenraum, der sich in oder durch die Unterbrechung entfaltet, wird hier sowohl heuristisch-tentativ, im Sinne eines ›unschlüssigen, regellosen Vorgehens auf exzentrischer Bahn‹¹⁸, als auch konkret materiell gedacht, d.h. einerseits

Roland Barthes, *Wie zusammen leben. Simulationen einiger alltäglicher Räume im Roman Vorlesungen am Collège de France 1976–1977*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2007, 38; zur Unterscheidung von ›Bildung‹ oder ›Kultur‹ oder ›Bildung‹. Barthes stellt hier jene Formierung oder Kultur des Denkens, die durch diese Anzitation spricht, der ›wissenschaftlichen Methoden mit Emphase gegenüber: Das Vor-gehen auf exzentrischer Bahn korrespondiert mit einem ›herumsuchen‹ zwischen Wissensbrocken‹, einem ›Wissensgrenzen missachten, Wissensbestände abschmeckend. Die titelgebende Frage ›Wie zusammen leben‹ verschiebt sich in dieser Anordnung hin zu einem ›Wie zusammen denken-schreiben-forschen‹, das ›Leben‹ bedeutet oder bedeuten kann.

›Softes Schreiben‹ wird hier in Anlehnung an das angedacht, was Luciana Parisi und Stamanta Portanova als ›soft thought‹ fassen: Es geht Parisi und Portanova vor allem um eine ›Ästhetik des Codes‹ oder eine ›Ästhetik der Algorithmik‹ und damit um ein Umdenken im oder des Digitalen sowie unserer, beeinträchtigten Logik des Algorithmischen. Parisi und Portanova formulieren dabei einerseits eine Kritik an einer Repräsentationsästhetik und andererseits (wobei korrespondierend eine Bestimmung des Algorithmus nicht als einer aus »endlichen vielen Schritten bestehenden Handlungsvorschrift zur Lösung von Problemen, sondern als »radikale Kontingenz und Neuheit, offen für das Unberechenbare.« vgl. Hört, Erich und Parisi, Luciana: »Was heißt Medienästhetik. Ein Gespräch über algorithmische Ästhetik, automatisches Denken und die postkybernetische Logik der Komputation«, in: Gesellschaft für Medienwissenschaft (Hg.): Zeitschrift für Medienwissenschaft. Heft 8: Medienästhetik (2013), Nr. 1, 35–51. DOI: <http://dx.doi.org/10.25989/medienp/696>.

Georges Perec und Claudette Oriol-Boyer, *Ce qui stimule ma racontouze*, Le Gua: Le Fond du Tiroir 2011.

als ideelle Leerstelle, begriffen als anarchisches Milieu, in der sich kreativ polyphones Denken ansiedelt, und andererseits als konkrete Praxis des Fortschreibens, als entscheidender Ansatzpunkt der hier erprobten experimentellen Text- wie Wissensproduktion. Wo der Zwischenraum durch dezidierte Offenheit und eine herrschaftsfreie Zirkulation gekennzeichnet wird, ist die konkrete Praxis durchzogen von Spielregeln, die über die paronomastische Überlagerung von ›contrat‹, ›contract‹, ›contrainte‹ und ›constraints‹ begrifflich werden und die die Verknotung oder eben Verseilung zuerst ermöglichen. Das freie oder ›softe‹¹⁹ Schreiben im Zwischenraum wird (selbst) unterbrochen und qua Einschreibung der Spielregeln kanalisiert, um darüber als Äußerung eines ›Wir, in der sich dieses zuvorderst konstituiert, zu entfalten. Gleichermaßen einen Textraum entwendend, der sich als Ablagerung der Meutentäußerungen lesen lässt.

In Anlehnung an Georges Perec begreifen wir die von uns als Herausgeber*innen formulierte Spielregel (siehe S. 18–20) als ›contrainte‹, als »ce qui stimule [la] racontouze«, als »machine à narrer«²⁰. Die damit aufgerufenen Schreib- und Denkexperimente in der Werkstatt der Gruppe OuLiPo (*Ouvroir de Littérature Potentielle* – also eine Werkstatt potentieller Literatur(en)) – bilden eine Inspirationsmatrix für den in diesem Projekt angestrebten ›potentiellen‹ Text, insofern wir dem Ansatz einer *machine à écrire/raconter* folgen, der maßgeblich von der Bewegung zwischen ›contrainte‹ als Einschränkung und Kanalisierung und dem Entzug oder der Unterbrechung die-

ser, also dem »clinamen«²¹ geprägt ist. Der ›contrat‹ als Grundlage der ›contrainte‹ setzt den Rahmen: Als Vereinbarung, die die Gemeinschaft oder Meute als solche verseilt und damit hervorbringt, indem sie über die ›Pflichten‹ (*contraintes*) und ›Freiheiten‹ (*libertés/clinamen*) ein Setting schafft, das dann eben als ›machine à narrer‹ in Gang gesetzt werden kann.

Eine weitere entscheidende Referenz, die gleichermaßen in der Dynamisierung des ›Zwischen Einschränkung und Entzug‹ operiert, ist das surrealistische Spiel »cadavre exquis«²², welches das Unbewusste zum privilegierten Akteur der (Text-)Produktion erklärt. Entscheidender jedoch als das Unbewusste, das mit-schreibt und produziert, ist für dieses Projekt die Falte, beziehungsweise die Praktik des Faltens und damit die Unterbrechung als Möglichkeitsbedingung einer sonst verdrängten zweiten Dimension der (Text-)Seite. Nämlich der Absatz als Übergang, das Noch-Unbeschriebene als exquisiter Einsatzpunkt einer Neu- oder Re-Konfiguration. Und ebenso, wie bereits oben erwähnt, als Versammlungsort der Stimmen und Stimmungen. Neben der hervorgehobenen räumlichen Figuration zeichnet sich die Faltung ähnlich entscheidend durch ihre (eigen-)zeitliche Dimension aus: Die Zeitlichkeit der Falte, oder die Zeitlichkeit *in* der Falte, stellt sich quer zur Linearität normativer Zeitkonzepte und eröffnet einen zweiten Zeitraum.

Gleichzeitig lassen sich über die Faltung zwei Momente praktisch denken und umsetzen, die zentral für dieses Schreibexperiment sind: Das Denken und Schreiben in Als-Ob-Szenarien sowie die

Perec »définit le «clinamen» wie folgt: »Nous avons un mot pour la liberté qui s'appelle le clinamen, qui est la variation que l'on fait subir à une contrainte«. Vgl. hierzu Dominique Bertelli und Mireille Ribière (Hg.), Georges Perec. Entretiens et conférences, vol. II (1979–1981). Nantes: Éditions Joseph K. 2003, 316.
vgl. Alastair Brotchie und Mel Gooding, (Hg.), A Book of Surrealist Games. Including the Little Surrealist Dictionary. Boston: Shambala Redstone Editions 1995.

21

22

Zukünftigkeit in ihrer konstitutiven Fragilität, die über das Verhältnis zwischen Prognose, Spekulation und Berechnung ein (denkendes und schreibendes) Verhalten provoziert, das der spezifischen Spannung dieses Verhältnisses Rechnung trägt. Den Prozess mehr denn das mögliche Ergebnis oder Ereignis zu fokussieren, heißt in diesem Sinn dann auch die Fabrikations- und Funktionsmechanismen von möglichen Zukünften zu reflektieren. Die unterbrechende Faltung scheint zumindest in dieser Anordnung so etwas wie die privilegierte Raum-Zeit hierfür zu sein.

›Bildet Banden! Gründet Werkstätten!‹ ist eine mögliche Antwort auf die aktuellen Anforderungen, die gerade die Geisteswissenschaften dazu auffordern, sich in politische Diskurse einzuschreiben und diese darüber mitzuschreiben oder mitzugestalten. Unterbrechungen und Neuanschlüsse, das Kurzschließen und Öffnen wie Ent-Decken linearer Fort-Schriften scheint uns hierbei ein möglicher Modus. ›Schreibt als Banden in Werkstätten!, ›Unterbrecher*innen-Werden (!), die konkrete Aktion, die daraufhin formuliert werden kann und hier formuliert wurde. Die Offenheit des Textes, die eingefalteten Faltungen und Anschlüsse, die quasi ins Leere laufen, bilden hierbei zweierlei ab: Erstens, dass dieser Text niemals stillsteht und niemals als abgeschlossenes Ereignis zu fassen ist. Zweitens, dass die Schreib- und Denkgemeinschaft niemals eine geschlossene ist. Die Leerstellen und Absätze, die Unterbrechungen und Faltungen bieten Raum zur Ein- wie Fortschrift, in dem die/der Leser*in tatsächlich zur/m Co-Autor*in wird. Bedeutung und

Wissen entsteht nicht einzig im Ablauen des Gegebenen, sondern in den Zwischenräumen, in denen alternative Zukünfte denkbar werden. Sofern zumindest wir uns ihnen zuwenden und der Vielstimmigkeit mannigfaltiger Narrative, die immer schon, *always-already* und *toujours-déjà*²³ mit-schreiben und damit Teil der Wissensproduktion sind, Gehör schenken. Ein kolaboratives Schreibprojekt, das per se von Brüchen und Unterbrechungen geprägt ist und zudem über die eingeschriebenen ›contraintes‹ und ›clinamen‹ weitere Bruchlinien provoziert, wendet also den Blick dezidiert *ab* und den Möglichkeiten *zu*. Als Werk, das die Werkstatt aufführt und damit das Werk-Werden apostrophiert: Nicht das, was vermeintlich *ist*, steht im Zentrum, sondern das, was sein *könnte* sowie *gewesen sein wird*.

VOM »TRIAKONTAMERON« ZU ZUKUNFT, GEFALTET. CHOREOGRAPHIEN DES ALS-OB

Das sich hier entfaltende Buch-Objekt ist die Fortschrift eines Online-Projektes, welches im März 2020, d.h. im ersten Corona-Lockdown, unter dem Namen »Triakontameron« (www.triakontameron.de) in loser Koppelung an Giovanni Boccaccios 10-Tage-Werk *Dekameron* 30 Tage lang täglich einen Text unterschiedlichster Schreibender veröffentlichte. Das »Triakontameron« stellte für uns, Martina Bengert, Jörg Dünne und Max Walther, als Initiator*innen im März und April 2020 einen Versuch dar, so zeitnah wie möglich mit literarischen und kulturtheoretischen Mitteln auf eine gänzlich unerwartete Situation zu

vgl. Martin Heidegger, Louis Althusser, Jacques Derrida und Karen Barad sowie die verzweigten (Rück-)Übersetzungen dieses Begriffs.

reagieren und inmitten des durch Corona erzwungenen *social distancing* zu einer temporären Gemeinschaft einzuladen: Gegen eine sich realiter treffende mündliche Erzählgemeinschaft auf dem Land, wie bei den jungen Adligen von Boccaccios *Dekameron*, sprachen dabei aus immunologischer Sicht drohende Tröpfcheninfektionen und Aerosole, nichts jedoch gegen eine digital vernetzte Schreib- und Lesegemeinschaft.

Mit dem vorliegenden Projekt wollen wir nun den zweiten Schritt in unserer schreibenden Aushandlung des Zustandes pandemiebedingter radikaler Ungewissheit des Zukünftigen einläuten. Diesmal allerdings nicht in Gestalt schneller Folgen von Tagestexten im Internet, sondern im ›langsameren‹ Format eines Buchprojektes gemeinsam ein- und entfalteter Zukunftsszenarien. Unter dezidierter Affirmierung des spielerischen Potenzials von Schrift bestand das Unterfangen darin, dass ein Kollektiv aus zehn Wissenschaftler*innen, davon vier als Schreibduos arbeitend, in insgesamt drei Schreibphasen zwischen September und Dezember 2020 gemeinsam mehrere ›cadavres exquis‹ entwarf, also gefaltete und weitergegebene exquisite Text-Körper, bei denen jede*r Mitschreibende eine eigene Textidee lancierte, der Spielregel folgend dann jedoch in den beiden anschließenden Schreibphasen an anderen Texten weiterschrieb.

Mit dieser ›contrainte‹ wurde nicht primär angestrebt, einen Schreibfluss jenseits rationaler Kontrolle entstehen zu lassen, sondern es ging uns um das Erschaffen von Texten, bei denen die plötzliche Unterbrechung und die Notwendigkeit von Neuanschlüssen sowohl Gegenstand der

kulturtheoretischen Reflexion, als auch Teil der literarischen Materialität des (kreativen) Schreibprozesses selbst waren. So sollte ein dialogischer Resonanzraum entstehen, in dem Äußerungen und Fragen freier zirkulieren können, um auf diese Weise eine offene Polyphonie der Zukunftsszenarien anklingen zu lassen.

Alle Mitschreibenden wurden gebeten, bis zur Sommerpause 2020 einen kurzen Themenvorschlag einzureichen und sollten sich bereithalten, in drei festgelegten Schreibphasen insgesamt drei kurze Textbausteine unter Berücksichtigung der Spielregel (siehe S. 18–20) zu schreiben, deren genaue Fassung ihnen (erst) nach ihrer Zusage mitgeteilt wurde. Jede der drei Schreibphasen umfasste ursprünglich zwei Wochen, dauerte in der tatsächlichen Umsetzung dann jedoch etwas länger. Wesentlich war (für uns), dass die Beiträgen bis zum tatsächlichen Beginn des Schreibprozesses anonym blieben und auch nach Bekanntgabe aller Beteiligten der Gesamttextgemeinschaft zunächst nicht wussten, mit wem konkret sie eine Dreier-Textgemeinschaft bildeten. Dies wurde erst im Überarbeitungsprozess der Texte bekannt gegeben. Uns ging es hiermit um eine größtmögliche Ausklammerung von autorschaftsmäßigen Zuschreibungen und Vorprägungen des eigenen Schreibens und Lesens: darum, das Szenariendenken plural und offen zu halten.

Hierzu wurden die Mitschreiber*innen des Weiteren angewiesen, ihre offen formulierten Schlussätze in von uns vorbereiteten Briefumschlägen (im besten Fall) handschriftlich an alle Mitschreibenden zu versenden, woraufhin diese wiederum

ihre Anschlüsse auf einen weiteren beiliegenden Zettel transkribierten und selbigen an die Spielleitung zurücksendeten, die sodann über die Fortsetzungen und weiteren Kopplungen entschied. Die postalische Vorbereitung unzähliger Papierschnipsel sollte hierbei einerseits die gewünschte Anonymität sichern und andererseits ein möglichst leichtes Verschicken von Hand-Schriften ermöglichen (wir sprechen hier von insgesamt 162 Briefen). Die Zeit der postalischen Bewegungen, welche nicht nur innerhalb Deutschlands stattfanden, sondern auch Frankreich und die Niederlande einschlossen, begriffen wir als weitere *constrainte*, die nicht regulierbare Umwege und Verzögerungen als Teil des kreativen Prozesses eröffnen und über die Materialität der Hand-Schrift andere wechselseitige Berührungen bzw. Affizierungen hervorbringen sollte: in den Zwischenräumen der Texte, an ihren Enden und Anfängen, dort, wo die Unterbrechungen des Schreibens stattfanden. Die Grenzen der nationalen Postsysteme innerhalb der EU bekamen wir nicht zuletzt beim Versuch der Vorfrankierung von Briefen zu spüren, die aus anderen Ländern als Deutschland in unterschiedliche Länder der EU geschickt werden sollten. Auch die Fassungslosigkeit deutscher Postbeamter angesichts eines so absurdnen Unterfangens ist Teil der Genese dieses Buches.

Durchaus gab es produktive Reibungen und hin und wieder auch ein gewisses Zerren an den aufgeworfenen Diskursen, Semantiken und Fragestellungen. Die Leser*innen werden womöglich die eine oder andere Spur des Wechselspiels von Kraft und Gegenkraft in den Texten erkennen. Als Herausgeber*innen durften wir

beispielsweise die Erfahrung machen, dass Zusatzregelungen zu unseren Spielregeln durch Mitschreibende nicht nur erfunden, sondern gar von anderen auch weitergeführt und variiert wurden. So freuten sich die Herausgeber*innen über anspruchsvolle Übergabewürfel, die sich nicht zuletzt verselbstständigten und in ihrer Forderung nach Fortsetzungen neue Räume des kombinatorisch-experimentellen Schreibens öffneten.

Es wurde über Zwischentitel (von den Autor*innen selbst gewählt) wie über Obertitel (von den Herausgeber*innen nach Lektüre der Einzeltexte gewählt), über gendersensible Sprache und »unsere Regeln unterminierende neu erfundene Regeln diskutiert. Aus paratextuellen Fragen formten sich spannende Diskussionen über die An- und Zuordnung von Textelementen bzw. die durchaus verschiebbaren Grenzen zwischen Haupt- und Nebentext: Je nachdem, wo (man) eben die Faltung ansetzt, kommt es zu größeren oder kleineren Wendungen und Richtungsänderungen, die sich auf die Gesamtordnung auswirken und sie als unterminierbar ausstellen.

Die Frage der Gemachtheit von Ordnungen als Faltungen auch in der Form lesbar und sichtbar zu machen, wäre ohne die großartigen Ideen von Ricarda Löser kaum möglich gewesen. Mit ihr kam eine weitere, unverzichtbare Stimme in dieses Gemeinschaftsbuch. Sie übersetzte mit einem Team aus lokalen Drucker*innen und Buchbinder*innen die textuelle Vielstimmigkeit in die Gestaltung und Materialität des Buchkörpers, indem sie u.a. die Übergänge zwischen den Textteilen als Turbulenzzonen auf der Seite anordnete, den Weißraum zele-

brierte, Schriften anschrägte und schließlich die Faltung der Zukunft zusammen mit Marco Hoffmann und Silke Steinhagen buchstäblich selbst in die Hand nahm, indem für jedes einzelne Buch der Einband in Handarbeit gefaltet wurde. Eine Signatur unserer Gegenwart könnte sein, dass die Ästhetik dieser Faltung an medizinische OP-Masken erinnert, wie sie (noch) allerorts zu sehen sind. Ob diese Faltung auch in der Zukunft weiterhin derartige Assoziationen hervorrufen wird, bleibt offen.

An Zukunft, gefaltet. Choreographien des Als-Ob mitgeschrieben und mitgestaltet haben (in alphabetischer Reihenfolge):

Martina Bengert, Dunja Bialas, Rike Bolte, Michael Cuntz, Jörg Dünne, Knut Ebeling, Gerko Egert, Mario Gomes, Birgit Mara Kaiser, Laura Kattwinkel, Ricarda Löser, Birgit Schneider, Jochen Thermann, Kathrin Thiele, Max Walther, Druckerei Keßler, Plattform Nocturne.

Wir danken allen Mitwirkenden, dass Ihr Euch auf dieses waghalsige, anspruchsvolle und etwas ungewöhnliche Schreibexperiment mit all seinen Regeln und Zeitplänen eingelassen habt!

Jörg Dünne
Max Walther
Martina Bengert

SPIELREGEL

(lose angelehnt an das Schreibspiel »cadavre exquis«)

- 1 Die beteiligten Autor*innen (bzw. Autor*innenpaare) reichen erste Informationen zum Thema (Titel und/oder Mini-Exposé von 1–2 Sätzen) ein, zu dem sie etwas schreiben wollen; daraufhin prüfen die Spielleiter*innen, ob es Überschneidungen bzw. eine (zu) große thematische Nähe zwischen den vorgeschlagenen Themen gibt.
- 2 Die Autor*innen schreiben zunächst anonym Textbausteine zu den von ihnen vorgeschlagenen Themen von max. fünf Seiten (15.000 Zeichen einschl. Leerzeichen), jedoch ohne das behandelte Thema zum Abschluss zu bringen.
- 3 Die inhaltlich offen formulierten letzten Sätze aller Textbausteine werden über die Spielleitung an alle anderen Autor*innen weitergegeben; jede*r Autor*in formuliert je einen Anschlussatz zu (möglichst) allen anderen Texten.
- 4 Aus den eingereichten Anschlussätsen wählen die Spielleiter*innen die/den Autor*in aus, die/der die jeweiligen Textbausteine weiterschreiben soll (die Textbausteine werden den Weiterschreibenden dann komplett zur Verfügung gestellt); auch die Satzanschlüsse, die nicht weiter ausgeführt werden, werden später mit publiziert.
- 5 Schritte 2 bis 4 werden zweimal wiederholt, so dass im Verlauf des Schreibprojekts insgesamt drei Textbausteine pro Ausgangstext entstehen.

ALLGEMEINE GRUNDSÄTZE

- 1 Die in der Spielregel angelegte *constraint* baut Unterbrechungen in die Ausführungen der einzelnen Autor*innen ein, die den Gedankengang eines Textes neue Wendungen nehmen lassen.
- 2 Die Autor*innen sind darüber informiert, aus welchen Mitschreibenden die Gesamtgruppe besteht, jedoch nicht, von wem die einzelnen Textbausteine stammen; erst für die spätere Publikation werden die Verfasser*innen der Textbausteine namentlich kenntlich gemacht. Dies soll es erleichtern, die eigene Schreibposition als eine »Alsbob-Rolle« zu verstehen, aus der heraus geschrieben wird.
- 3 Die mitpublizierten »offen gebliebenen« Anschlussätze sind als mögliche Alternativszenarien zu verstehen, die z.B. die Leser*innen für sich weiterdenken können.

Brief ins Jahr 2070: Sorge in kollektiven Gefügen

Utrecht, Niederlande, Oktober 2020

Dearest, lieve schat,

in den vergangenen Monaten haben wir sehr viel an Dich gedacht. Daran, wie Du Dich wohl an uns erinnern wirst, was Dir wichtig erscheinen wird, wenn Du auf unsere Zeit zurückblickst. Wir schreiben dies hier im Oktober 2020, auf dem Weg in einen ungewissen Winter. Nach einem viel zu trockenen Sommer und Herbst regnet es endlich, auch wenn die Wälder in Kalifornien nach wie vor und schon seit Wochen brennen. Man sieht die Rauchschwaden auf den Satellitenbildern in den TV-Nachrichten sehr gut, sie ziehen ebenso nach Westen wie der Rauch der Flächenrodungen im Amazonasregenwald oder die Schwaden der australischen Buschbrände Ende 2019. Die Erddrehung schleift den Rauch mit sich, es ist eigentlich faszinierend, wenn es nicht so beunruhigend wäre. Wir wissen darum. Aber wir wissen nicht, ob Du diese Bilder kennen wirst, oder ob sie vergessen sein werden. Wir haben uns in den vergangenen Monaten oft vorzustellen versucht, wie Du auf all das, was noch vor uns liegt in diesem Winter und in den kommenden Jahren, zurückblicken wirst. Im Jahr 2070, wenn Du so alt bist wie wir heute. In einem Jahr, das für uns 20 Jahre weiter in der Zukunft liegt als das Jahr 2050, auf welches wir heute den sogenannten *point of no return* projizieren. Der *special report* des IPCC aus dem Jahr 2018 zeigt, dass bis dahin die *carbon emissions* auf null zurückgefahren sein müssen, um die Erderwärmung auf 1,5°C, im Vergleich zum vorindustriellen Zeitalter, zu begrenzen.¹ Sonst verändert sich das Klima nachhaltig und dramatisch. Dieser Brief erreicht Dich in einer Zukunft, die wir uns also kaum ausmalen können. Wir wissen nicht einmal, wie es dann, 2070, um die Niederlande bestellt sein wird, wenn die Pole schmelzen. Und Du wirst Dich umgekehrt nicht auf persönliche Erinnerungen an unsere Gegenwart stützen können, dazu bist Du heute noch zu jung. Aber sicher gibt es eine Erzählung zu den Zwanzigerjahren, wie sie sich darstellen, *in hindsight*. Warum sie auf die 2010erjahre folgten. Was aus ihnen geworden ist. Wir wollen versuchen, Dir etwas an die Hand zu geben, wenn Du über uns nachdenkst – falls Du es tust. Wie es sich gelebt hat im

1

IPCC, »Special Report on the Impacts of Global Warming«, <https://www.ipcc.ch/sr15/> (3.10. 2020).

Jahr 2020, mit einem Lebensgefühl der Unterbrechung, oder ist es eher eines des Wartens und der *suspension*? Der Erwartung, des Aufschubs? Die Erfahrung der Zeit ist in jedem Fall kompliziert, die Geschwindigkeiten des Lebens aus den Fugen geraten. *Time is out of joint*. Und vielleicht hilft uns das Notieren unserer Gegenwart auch dazu, etwas klarer zu sehen.

Das Virus, das Anfang des Jahres plötzlich auftauchte (plötzlich ist natürlich relativ, wenn man die Vorläufer von SARS-CoV-2 bedenkt) und mit dem die Welt nun seit einem halben Jahr gefangen sitzt, wird zurzeit gern als Zäsur beschrieben. In der Dichtung ist die Zäsur eigentlich eine Atempause. Sie ist eine körperliche Unterbrechung des Versmaßes. Diesem Moment der Unterbrechung, des Atemholens zumeist in der Mitte der Zeile, ist aber damit nicht nur die Annahme eines Maßes implizit, sondern auch die seiner Fortsetzung. Wenn aber gegenwärtig von Covid-19 als einer Zäsur gesprochen wird, dann eher in dem Sinne, dass das Virus ein Einschnitt ist, nach dem das Leben anders sein wird als zuvor. SARS-CoV-2 macht das Atemholen ja auch buchstäblich schwer. Es besteht eher die Vermutung oder Sorge, dass eine Rückkehr zum Maß, zum *status quo ante*, nicht möglich sein wird ›nach Corona‹; aber das finden wir auch gar nicht wirklich erstrebenswert. Denn wenn wir allein an die Rauchschwaden denken, von deren Bildern wir oben sprachen, dann war der Stand der Dinge im Januar 2020 keiner, der sich für den Planeten lohnen würde, ›nach Corona‹ fortzusetzen. »Nothing could be worse than a return to normality«, schreibt Arundhati Roy im April 2020.²

Im Jahr 2070 wird sich besser absehen lassen, ob diese Unterbrechung ein Einschnitt, ein Umbruch oder bloß eine schmerzhafte und nutzlose Atempause gewesen sein wird. Du kannst das besser einschätzen als wir heute. Was wir aber in jedem Fall gleich wussten, war, dass das Virus und seine Effekte für uns unerwartet schnell kamen und sich dann seit Anfang des Jahres lähmend über das Leben legten. Das plötzliche Warten und die ungekannte Einschränkung der Bewegungsfreiheit haben wir ganz direkt als eine jähre Unterbrechung empfunden. Als abrupte Bremse nach

Jahren der Beschleunigung. Nie war in der überentwickelten Welt so viel geflogen worden wie in der letzten Dekade, und plötzlich stand alles still, und tut es noch ein halbes Jahr später und noch immer auf unabsehbare Zeit. Ein plötzlicher Sprung in den Stillstand, über einen Bruchteil dessen wir uns seit Jahren gefreut hätten, nach all der Ungeduld, dass sich schnell etwas ändern muss an den *global habits of consumption and mobility*, wenn die Erderwärmung eingedämmt werden soll. Aber trotz aller Ungeduld hatten auch wir Ende März 2020 eine unser vielen Konferenzreisen antreten wollen, CO₂-Emissionen billigend in Kauf nehmend. Wir fragen uns übrigens auch, wie Dir das im Rückblick erscheinen wird: diese Diskrepanz in den 2010er Jahren zwischen unserem ganz eindeutigen Wissen um die Folgen und der Unentschlossenheit, dieses Wissen als handlungsweisend zu nutzen. Trotz der brennenden Wälder sind wir viel, und letztlich gern, geflogen. Es ist uns eigentlich selbst ein Rätsel. Es sollte also im März diesen Jahres zu zwei *workshops* nach Indien gehen, an denen unser ganzes *research network* teilgenommen hätte. Aus Europa, den USA und Australien wären wir angereist, um Kolleg*innen erst in Kolkata, dann in Vadodara im Staat Gujarat zu treffen. Aber die Niederlande gingen Anfang März 2020 in den sogenannten ›Lockdown‹, Indien zwei Wochen später. Bevor wir uns recht entscheiden konnten, ob wir die Reise trotz der allseits unsicheren Lage antreten sollten, entzog uns das Indische Konsulat das Visum und die Fluglinie strich die Flüge. *We were literally grounded* und der Planet bekam eine kleine, wenn auch nicht überzubewertende Atempause. Jede Illusion der individuellen Entscheidungsgewalt war dahin, aber dafür war dann das Wetter im April und Mai und Juni in den Niederlanden auch ungekannt sonnig – wie erwiesen, durch weniger Feinstaub in der Luft.³ Am 3. April 2020, zehn Tage nachdem Modi, der Ministerpräsident Indiens, auch für ganz Indien einen *shutdown* verhängt hat und Millionen Wanderarbeiter*innen nur in der Rückkehr in ihre Heimatprovinzen eine Möglichkeit sahen, zu überleben, schrieb Roy in der *Financial Times*:

2

Arundhati Roy, »The Pandemic is a Portal«, in: *Financial Times*, 3.4.2020, <https://www.ft.com/content/10d8f5e8-74eb-11ea-95fe-fcd274e920ca> (3.10.2020).

3

Pieterneel Levelt, Henk Eskes, Pepijn Veefkind und Maurits Kooreman, »Afname luchtvervuiling tijdens coronacrisis«, <https://www.knmi.nl/kennis-en-datacentrum/achtergrond/afname-luchtvervuiling-tijdens-coronacrisis> (3.10.2020).

Whatever it is, coronavirus [...] brought the world to a halt like nothing else could. Our minds are still racing back and forth, longing for a return to ›normality‹, trying to stitch our future to our past and refusing to acknowledge the rupture. But the rupture exists.⁴

›Corona‹ brachte manchen den Stillstand und anderen den Zwang zur Bewegung, verursachte erst unerwartete Geschwindigkeit und Anpassung, dann zähe Langsamkeit und Verharren. Oder den Zwang zur Langsamkeit als Anpassung? Es waren erst Wochen, in denen Freunde die Dinge plötzlich extrem unterschiedlich empfanden und einschätzten; dann Monate, in denen sich die krassen Missstände der vergangenen Jahrzehnte, die Folgen der Liberalisierung der Märkte und der Ökonomisierung der Gesellschaft, schärfer auftaten denn je. Also war Covid-19 ein *accelerator* und kein *game changer*? Und auch wenn Roy schreibt: »[P]andemics have forced humans to break with the past and imagine their world anew. This one is no different. It is a portal, a gateway between one world and the next« – so ist sie sich doch sicher, dass wenn aus der *rupture* eine *Covid-crisis* wird, »it will be dealt with, with all the prevailing prejudices of religion, caste and class completely in place.«⁵ So more of the same, along racialized and class lines? Wird das enorme Momentum etwa von #BLM⁶ und dessen globale Echos nichts bewirkt haben? Wir würden so gern von Dir hören, mit einer Einschätzung aus 2070. #BLM wird in den USA auch mit getragen durch die überdimensionale Wucht, mit der sich Covid-19, seine gesundheitlichen und wirtschaftlichen Kosten, auf *black communities* auswirken. Ein *accelerator* der Sichtbarmachung von *anti-black violence* und dann vielleicht doch ein *game changer*? Unsere Freunde

aus den USA texteten uns vor einer Woche auf *WhatsApp*⁷ (es ist kurz vor den Präsidentschaftswahlen):

[T]he situations here just grow more and more intense. We feel we are already entering into fascism and the damages to democracy – as well as so many people's lives – will accelerate further. We only hope the election does not plummet us into widespread vigilante violence. (Guns are sold out all over.) Whew. And then the virus. It's all too too much. Yes, let's survive each day. Today it is gorgeous and sunny here.⁸

Du siehst: Wir alle wissen, dass wir nicht viel wissen. Außer, dass die Zukunft unsicher ist. Dieses Gefühl eines ungewissen Morgens und die Mühe, die es jeden Tag kostet – das Gefühl ist recht bestimmt in diesem Jahr, Deinem ersten auf diesem Planeten. Und wir wissen, dass dem Virus nur schwer räumlich zu entkommen ist, wie es Boccaccio im *Decamerone* sich noch vorstellen kann.⁹ Dass es Tag für Tag zu (über-)leben gilt und dabei Privilegien und Leid krass unterschiedlich verteilt sind. Und dass es scheint, als geschehe gerade *too too much*.

Das gerade *too too much* passiert, bedeutet aber auch, dass die Annahmen der Linearität oder des Monokausalen, die einer Unterbrechung oft unterliegen, nicht mehr recht greifen. Hier passiert zu viel gleichzeitig. Möglicherweise ein *clusterfuck*, möglicherweise eine Verschiebung. Aber was, fragen wir uns, wenn wir dies gegenwärtig nicht als Unterbrechung, sondern als Brechung verstehen – nicht im klassischen physischen Sinn der Lichtbrechung, sondern im quantenphysischen Sinn als Diffraktion? Als die Möglichkeit zur Diffraktion? Vielleicht wirst Du ja Quantenphysikerin, wer weiß. Dann verstehst Du *superposition* und Diffraktion als

4 Roy, »The Pandemic is a Portal«.

5 Ebd.

6 Der Hashtag #BLM steht für *Black Lives Matter*, eine Widerstandsbewegung gegen strukturellen Rassismus und *Anti-Blackness*, die sich 2013 gründete, »in the response to the acquittal of Trayvon Martin's murderer«, <https://blacklivesmatter.com/about/> (7.2.2021).

7 WhatsApp ist ein von Facebook kontrollierter messenger service auf dem Smartphone, was Dir sicherlich alles vollkommen antiquiert erscheint, Dir aber zeigt, dass auch wir uns schon in Jetzzeit mit unseren Freunden in Indien, Australien und den USA austauschten; mit ihnen das Warten auf den Impfstoff teilen und uns von räumlichem Rückzug wenig erhoffen durften.

8 Private SMS.

9 Vgl. <http://triakontameron.de/das-triakontameron/> (9.2.2021).

Entstehung neuer Muster viel besser als wir – und vermutlich ist 2070 ohnehin viel schlauer als 2020, was diese Phänomene betrifft. Aber wir haben in den letzten Jahren viel mit diesem Denkbild gearbeitet (feministische *Science and Technology Studies*, besonders Donna Haraway und Karen Barad in Nachfolge von Nils Bohr haben es in den *humanities* zugänglich gemacht).¹⁰ Denn die Diffraktion bietet konzeptuell eine neue Möglichkeit, mit Multiplizität und Komplexität, mit *differences* im Plural, umzugehen; statt auf die Teilung, Beugung oder Ablenkung des Gegebenen zu achten oder auf die dialektische Aufhebung zweier Gegensätze zu bauen, ermöglicht Diffraktion es, *differences* als in ihrer Intra-Aktion entstehend zu begreifen. Statt von relativ statischen Situationen auszugehen, die (wie von außen) unterbrochen werden – etwa die Annahme, das Virus käme ›aus China‹ – entstehen neue Muster durch die Verschränkung von Dingen, die davor noch nicht in der gleichen Weise bestanden. #BLM hat mit und durch Covid-19 Fahrt aufgenommen, SARS-CoV-2 ist auch der Vernichtung von Habitat geschuldet, Covid-19 auch Effekt des vernetzen, globalen Kapitalismus; ein *entanglement*, welches auch andere Kontexte affiziert.¹¹ So bricht #BLM-cum-Covid-19 gerade ebenso die jahrelange Verleugnung von strukturellem Rassismus in den Niederlanden auf (oder wird das morgen schon wieder verdrängt sein?). Und so macht 2020 die Koppelung zwischen *white supremacy*, dem autokratischen Glauben an *masculine exceptionalism* und der kapitalistischen Vernichtung der Natur über-sichtbar (bewegt diese Sichtbarkeit etwas, oder wird sich diese Koppelung im Januar 2021 mit *four more years of Trump* verfestigen?). Wir wünschten, wir könnten Dich anrufen.

Aber wenn wir dieses 2020, was natürlich kein Plötzliches, sondern ein Gewordenes ist, aus mindestens den letzten fünf Jahrhunderten und direkt fühlbar den letzten 30 Jahren ... –

¹⁰

Vgl. Donna Haraway, »The Promises of Monsters: A Regenerative Politics for Inappropriate/d Others«, in: Lawrence Grossberg, Cary Nelson und Paula Treichler (Hg.), *Cultural Studies*, New York, London: Routledge 1992, 295–337; Karen Barad, *Meeting the Universe Halfway. Quantum Physics and the Entanglement of Matter and Meaning*, Durham, London: Duke University Press 2007.

¹¹

Cf. Kathrin Thiele, »Entanglements«, in: Mercedes Bunz/Birgit M. Kaiser/Kathrin Thiele (Hg.), *Symptoms of the Planetary Condition*, Lüneburg: meson press 2017, 43–48; <https://meson.press/books/symptoms-of-the-planetary-condition/> (23.12.2020).

wenn wir es also als mögliche Diffraktion begreifen, dann weil es sich nicht monokausal und linear verhält. Ebenso wenig wie das Virus oder das Klima. Komplexität und systemische Verschiebung stellen im Anthropozän Herausforderungen an westliches Denken, nicht zuletzt die Herausforderung, zu begreifen, dass wir (*human animals*) nicht außerhalb dieser systemischen Komplexitäten stehen, sondern Teil von ihnen sind. Radikal. Eigentlich ist das auch im Westen klar, seit die Wälder brennen und die Pole schmelzen. Nur sind noch immer Denkmuster hegemonial, die auf Wachstum, Fortschritt und *human exceptionalism* setzen. Du wirst das hoffentlich alles sehr veraltet finden. Aber heute haben wir uns selbst als Effekte unserer Intra-Aktion mit den Gegebenheiten nicht wirklich im Blick. Dabei würde sich die gegenwärtige Intensivierung der Dinge – dieses 2020, dieses *all too too much* und aus der Zeit Gefallene – so sehr anbieten, diese Verschränkung (gerade auch affektiv) zu begreifen, um dann mit *ways of doing and living* zu experimentieren, die der Fortsetzung des *status quo ante* ›nach Corona‹ widerstehen. Denn *diffract we will*, es ist nur die Frage, welches Muster entstehen wird.

Wenn wir von Experiment sprechen, dann nicht im methodischen Sinne der wissenschaftlichen Falsifizierbarkeit – die gute alte Tante des kritischen Rationalismus – sondern im Sinne des Einübens anderer Schriftfolgen, neuer Praktiken des täglichen (Über-)Lebens. Wir glauben dabei weniger an »a chance to rethink the doomsday machine we have built for ourselves«¹², wie Roy es tut. Reflexion und Verstand haben uns nicht daran gehindert, den Planeten, unsere Lebensgrundlagen, kollektiv zu ruinieren.¹³ Nicht einmal Verträge; die werden leicht gebrochen, wie die *first nations* in den Amerikas und die *tribals* in Indien schon immer wissen. Und die Vertragslogik bleibt, wie Fred Moten zeigt, ohnehin den weißen Regeln des Anstandes und der Mündigkeit verpflichtet.¹⁴ Also statt Besinnung und Vertraglichkeit eher Experiment, als *collective and affective tu(r)ning*. In *Wayward Lives, Beautiful Experiments* schreibt Saidiya Hartman über eine solche körperlich gelebte, rela-

¹²

Roy, »The Pandemic is a Portal« [Hervorhebung B.M.K./K.T.].

¹³

Wie universal dieses ›wir/uns‹ ist, steht natürlich vollkommen in Frage. Um dieser differenzierter nachzugehen sind weitere Briefe notwendig.

¹⁴

Fred Moten, »Erotics of Fugitivity«, in: F.M., *Stolen Life*, Durham, London: Duke University Press 2018, 241–267.

tional entworfene und die Regeln neu verhandelnde Brechung des Gegebenen, die sie *waywardness* nennt.¹⁵ Wir lesen das Buch gerade mit Bewunderung. Hartman geht es ganz konkret um »riotous black girls, troublesome women and queer radicals« (so der Untertitel der englischen Ausgabe), die sich Ende des 19. Jahrhunderts in Harlem und Philadelphia Mägen des Überlebens und des Glücks erstritten, angesichts der Diskriminierung und rassistischen Projektionen von Polizei, Behörden und Gesellschaft. Jederzeit von *policing* und *surveillance* bedroht, generierten sie eine nicht vorgesehene Ästhetik, vielfältige Praktiken des (Über-)Lebens. Was lernen wir von ihnen, ohne ihre Kämpfe zu approprieren? Dass Experimente in diesem gelebten, kollektiven Sinn notwendig scheinen, um auch dem Jahr 2020 etwas für unsere nahe Zukunft abzuringen; im Bestreben, dass in Deiner Gegenwart in 2070 *social and environmental justice* keine leeren Phrasen mehr sind.

Dass Experimente in diesem gelebten, kollektiven Sinn notwendig scheinen, um auch dem Jahr 2020 etwas für unsere nahe Zukunft abzuringen; im Bestreben, dass in Deiner Gegenwart in 2070 *social and environmental justice* keine leeren Phrasen mehr sind.

Fünfzig Jahre später schreibe ich Dir in die Vergangenheit zurück, dass sich allein die *gender justice* realisieren ließ, in einem harten Kampf der Individuen, während die ungleich globaler gefasste *social and environmental justice*, die Migrationsbewegungen inbegriﬀen, sich immer noch nicht realisieren ließ – mit weitreichenden Folgen: Lichtblitze gibt es allein auf lokaler Ebene, auf der immer wieder instaur Ausgleich geschaffen wird – auch dies rund um den Globus.

Was ist ein Experiment? Die Geisteswissenschaft, die wir kennen, experimentiert nicht. Das ist schade, und dies ist nun der historische Moment, in dem wir darüber nachdenken könnten, wie sehr wir in einem System arbeiten, in das wir, wenn nicht andere Mechanismen greifen, hineingecacht werden, ohne dass je die kognitiv-kapitalistischen Aspekte desselben analysiert wurden. Mit schwieb einer aktive Betrachtung des Rimbaudschen Arbeitswiderstands vor: eine alchimistische Transformation, wie sie die Kunst sicherlaubt und auch die poetische Schmiede. Eine Didaktik gegen systemmimantne Antworten. Damit ließe sich anfangen, und dann ließen sich die Begriffe – social and environmental justice, z.B. – prüfen. Welche Praxis aber sollte diese Prüfung einschließen? Erfahrungspraxis, und ein unverwalter, unihierarchischer Austausch über dieselbe

Nach einem kurzen Zusammenzucken bei der letzten Ziffer – 2070, warum ausgerechnet 2070, lebe ich da noch? – mache ich mich sofort ans Ausrechnen meines Alters in 2070, dem Jahr, in dem ich hundert geworden sein werde, was eine kleine Erstarrung nach sich zieht (habe ich hier mein eigenes *Todesurteil* vor Augen, mein eigenes Sterbedatum, die *Frist*, die nicht nur die erste Übersetzung von *L'arrêt de mort* war und bis zu deren Ablauf ich unweigerlich tot sein werde?).

Denn so sehr das Konzept der Gerechtigkeit (*justice*) in seinen sozialen (*social*) und umweltlichen (*environmental*) Ausprägungen bis jetzt durch allgemeine und geteilte, vor allem aber bestehende und beständige Normen und Werte bestimmt wurde, so notwendig ist es für das Jahr 2070, für eine »experimentelle Gerechtigkeit« zu kämpfen, wie immer die auch aussehen mag.

In diesem Jahr des sogenannten Lockdowns richten wir uns also nicht an Dich als eine zu Kommende, sondern als unsere Nächste, der wir von diesen Dingen berichten wollen, den Dingen des Jahres 2020.

(A1, B3, C1, D6, E5, F2) Ich, Félicien Kagame, schaue wieder auf die Uhr, weil ich rechtzeitig vor der abendlichen Ausgangssperre quer durch die Stadt zu meinem Bungalow kommen muss, dann aus meinen Bürofenster in Kigali, an dem der Regen seit Stunden in Strömen wie in einer Waschstraße herunterrinnt, denke an meine Familie im Osten des Landes, deren Ernte verdorrt, weil es dort seit Wochen nicht mehr geregnet hat, denke daran, dass einige den Völkermord, der unser Land erschüttert hat, mit der Zerstörung unserer ökologischen Lebensgrundlagen in Zusammenhang bringen, frage mich, ob oder eher wann es das nächste Mal passiert und an das Gespräch mit dem amerikanischen Journalisten, der ein weiteres Feature bringen will über unseren »High-Tech Hub« und nichts begriffen hat, weil er alles völlig selbstverständlich den Vorstellungen seines globalen Nordens misst, an meine Kollegen, die meinen, wir müssten den USA und Europa oder China nacheifern und frage mich, wie wir aus dieser Spirale herauskommen und Technologie für unsere Bedürfnisse entwickeln können.

Sophie Bürc Thäng fragte sich, ob das ein Tippfehler war: Phasen.

Denn wir befinden uns in einem Reallabor, das offen zutage treten lässt, dass die soziale, die ökologische und die pandemische Krise dieselben Ursachen hat, dass sie alle ein und dasselbe sind, nämlich die Folge des kapitalistischen Raubbaus.

TRANSITUATIVE GERECHTIGKEIT

So sehr das Konzept der Gerechtigkeit (*justice*) in seinen sozialen (*social*) und umweltlichen (*environmental*) Ausprägungen bis jetzt durch allgemeine und geteilte, vor allem aber bestehende und beständige Normen und Werte bestimmt wurde, so notwendig ist es heute wie im Jahr 2070, für eine Gerechtigkeit zu kämpfen, von der wir noch nicht wissen, wie sie aussehen wird. Es ist eine zukünftige Gerechtigkeit, die jedoch keineswegs in der Zukunft verbleibt, sondern vielmehr die Gegenwart mittels Zukunft verändert. Denn, so ließen sich Stefano Harneys und Fred Motens Ausführungen in *The Undercommons* paraphrasieren: Eine kommende Gerechtigkeit (*to come*), ist eine Gerechtigkeit, die niemals ankommen wird (*never to come*).¹⁶ Eine Gerechtigkeit, auch wenn sie zukünftig ist, muss in der Gegenwart agieren, sie muss die Gegenwart aus der Zukunft heraus und in die Zukunft hinein modulieren. Dies ist eine Gerechtigkeit der Praxis bzw. eine Praxis der Gerechtigkeit.

Diese Gerechtigkeit als Praxis ist auch jene, die Saidiya Hartman in ihrem Buch *Wayward Lives, Beautiful Experiments* beschreibt, wenn sie die Lebensweisen von Esther Brown, Eva Perkins, Harriet Powell und anderen Frauen* ausführt:

Esther Brown did not write a political tract on the refusal to be governed, or draft a plan for mutual aid or outline a memoir of her sexual adventures. A manifesto of the wayward – *Own Nothing, Refuse the Given. Live on What You Need and No More. Get Ready to Be Free* – was not found among the items in her case file. [...] [B]ut she well understood that the desire to move as she wanted was nothing short of treason. She knew first-hand that the offense most punished by the state was trying to live free.

To wander through the streets of Harlem, to want better than what she had, and to be propelled by her whims and desires

¹⁶

In Bezug auf das Konzept einer »democracy to come«, schreiben Harney und Moten: »The false image and its critique threaten the common with democracy, which is only ever to come, so that one day, which is only never to come, we will be more than what we are.« Stefano Harney und Fred Moten, *The Undercommons: Fugitive Planning & Black Study*, Wivenhoe: Minor Compositions 2013, 19.

was to be ungovernable. Her way of living was nothing short of anarchy.¹⁷

Ohne die Möglichkeit, sich auf den Staat und andere Institutionen zu verlassen, praktizieren Hartmans »riotous girls, troublesome women, and queer radicals« eine anarchische Politik als Praxis. Anarchie ist dabei keineswegs mit Chaos zu verwechseln. Vielmehr geht es darum, Formen der Selbstorganisation zu erproben, die den Kontakt mit staatlichen Institutionen und ihrer alltäglichen rassistischen Gewalt minimieren.

Ihr alltäglicher Kampf hält auch heute noch wider, wenn in Minneapolis und anderswo der Ruf nach Abschaffung der Polizei in ihrer jetzigen Form laut wird. Die Tötungen von George Floyd, Breanna Taylor und anderer Schwarzer Menschen in den USA durch rassistische Polizeigewalt machen es einmal mehr notwendig, Formen der Politik und der sozialen Gerechtigkeit zu schaffen, die sich nicht auf gegebene Institutionen stützen, sondern vielmehr im Sinne einer »radical imagination«, wie sie von Hartman und anderen formuliert wird, soziale Gerechtigkeit als Praxis verstehen. Diese Praxis ist nicht auf Gerechtigkeit als ein entferntes zukünftiges Ziel gerichtet (kommende Gerechtigkeit), sondern begreift diese vielmehr als Teil gegenwärtigen Handelns selbst. Der Blick in die Praxis zeigt, dass andere Formen der *justice* nicht nur möglich sind, sondern bereits existieren. Schwarze *trans-women*-of-color*, Sexarbeiter*innen und Abolitionist*innen etablieren dabei Formen politischen Handelns, in denen Gerechtigkeit nicht etwas ist, das es in der Zukunft zu erreichen gilt, sondern was ganz im Sinne der abolitionistischen Bewegungen auf eine Veränderung der gesamten Gesellschaft im Hier und Jetzt durch andere Praktiken mit anderen Zukünften zielt. Die Abolitionist*in und Filmemacherin Tourmaline beschreibt dies als »freedom dreaming«:¹⁸ »Freedom dreams are born when we face harsh conditions not with despair, but with the deep knowledge that these conditions will change.«¹⁹ Diese abolitionistischen Veränderungen sind mehr als die abstrakten Zukunftsvisionen einer Gesellschaft

¹⁷

Hartman, *Wayward Lives, Beautiful Experiments*, 229f.

¹⁸

Zum Konzept der »Freedom Dreams« als politische Praxis und Black Radical Imagination siehe Robin D. G. Kelley, *Freedom Dreams: The Black Radical Imagination*, Boston: Beacon Press 2002.

¹⁹

»Filmmaker and Activist Tourmaline on How to Freedom Dream«, in: *Vogue*, 3.7.2020, <https://www.vogue.com/article/filmmaker-and-activist-tourmaline-on-how-to-freedom-dream> (23.12.2020).

ohne Polizei, Gefängnisse und Psychiatrien, sie sind in den Worten von Dean Spade ein alltäglicher Abolitionismus: »Abolition as a set of principles to guide us to what will produce the least harm.«²⁰ Das Abschaffen staatlicher Institutionen ist dabei ein Überflüssig-Machen ihrer Praktiken. Und so sind Tourmalines *freedom dreams* alltägliche Handlungen, die jede für sich dazu beitragen, Schwarzes Transleben lebbarer zu machen: »to be easy, to be pleasurable, and to be filled with lush opportunities.«²¹ Für Tourmaline umfassen sie den Gang durch die Straßen, das Haarefärben, das Schreiben eines Briefes an eine(n) gefangene(n) Freund*in wie auch die Sorge um Bekannte:

When I care for sick friends, and let sick friends care for me,
I'm freedom dreaming. I am remembering that we
do not have to be afraid of each other, and that contagion has
historically been weaponized against us, used to stoke fear
amongst and alienate trans people, queer people,
sex workers, and disabled people from our loved ones.²²

Die von Tourmaline beschriebene Sorge ist eine Gerechtigkeit in Praxis, die nicht auf staatlichen Organisationen basiert und gerade dadurch auch jenen als Technik zur Verfügung steht, die diese Institutionen aufgrund ihres strukturellen Rassismus, ihres Sexismus, ihrer Homophobie und ihrer Transfeindlichkeit nicht in Anspruch nehmen können und wollen.

Und so ist es wohl auch kein Zufall, dass die gegenseitige Sorge in den zahlreichen Praktiken von *Community Accountability* (CA) oder *Transformative Justice* (TJ) im Zentrum steht, beides Praktiken, die seit Jahrzehnten andere Formen der Gerechtigkeit fördern und etablieren. Ihre Arbeit ist Abolitionismus und Gerechtigkeit *in action*. Wenn Organisationen wie das *Safe OUTside the System (SOS) Collective* des *Audre Lorde Project* in Brooklyn ein Netzwerk

²⁰ Reina Gossett und Dean Spade, »Practicing Prison Abolition Everyday (Part 2)«, <https://vimeo.com/83529275> (23.12.2020); vgl. dazu auch Vanessa Thompson und Jeanette Ehrmann: »Abolitionistische Demokratie: Intersektionale Konzepte und Praktiken der Strafkritik, in: Rehzi Malzahn (Hg.), *Strafe und Gefängnis. Theorie, Kritik, Alternativen. Eine Einführung*, Stuttgart: Schmetterling Verlag 2018, 161–181.

²¹ »Tourmaline on How to Freedom Dream«

²² Ebd.

sicherer Räume schafft, indem Geschäfte, Cafés etc. Trans*frauen helfen, die bedroht werden, aber nicht die Polizei rufen können, oder wenn das *Black Youth Project 100* ein *Healing and Safety Council (HSC)* gründet, um seinen Mitgliedern Hilfe und Training für *Transformative Justice*-Prozesse zu bieten, dann sind dies Formen, soziale Gerechtigkeit zu organisieren, die auf Techniken der Sorge basieren, ohne den oftmals gewaltvollen Kontext zu negieren, in denen diese Sorgetätigkeit situiert ist.

The HSC explains that healing-centered organizing requires habitual self-care and collective-care. It also upholds the right of people to self-determining bodies, which, historically, Black people have not had – from access to restrooms and space to support for gender-nonconforming bodies if/when they get arrested in acts of civil disobedience.²³

Sorge ist hier keineswegs das Pflegen des Bestehenden und die Wiederherstellung des *status quo*. Sorge in ihrem politischen Sinne, wie sie von den genannten Projekten formuliert wird, ist verändernd und mehr als nur individuell. Sorge ist eine kollektive Praxis, die radikal situiert ist – sprich: von den Anforderungen und Bedürfnissen der Situation ausgeht – und eine, die zugleich über die singuläre Situation hinauswirkt. Sorge etabliert Techniken, die trans-situational operieren, da sie in andere Situationen (gegenwärtig wie zukünftig) hineinwirken und diese verändern. Es sind »emergent strategies« wie die *social justice*-Aktivistin, Autorin und Doula adrienne maree brown schreibt, »to practice being in right relationship to our home and each other, to practice complexity, and grow a compelling future together through relatively simple interactions. Emergent strategy is how we intentionally change in ways that grow our capacity to embody the just and liberated worlds we long for.«²⁴

Als Gilles Deleuze Anfang der Neunzigerjahre des 20. Jahrhunderts konstatierte, dass eines der größten Probleme der damaligen politischen Situation war, dass der Glaube an die Welt abhanden gekommen sei, so war auch dies ein Ruf nach mehr Zukunft und mehr

²³ Ejeris Dixon und Leah Lakshmi Piepzna-Samarasinha, *Beyond Survival: Strategies and Stories from the Transformative Justice Movement*, Chico: AK Press 2020, 77.

²⁴ adrienne maree brown, *Emergent strategy*, Chico: AK Press 2017, 24.

Handeln. Das, was Deleuze den Glauben an die Welt nannte, war keineswegs ein Vertrauen in das Bestehende, ein »Es-wird-sich-schon-alles-rich-ten«, es war vielmehr der Glaube an die Welt als eine in Veränderung begriffene. Denn nur, wenn wir unser Handeln als wirksam sehen und die Welt als einen Prozess, der sich verändern lässt, ist politische Aktion möglich und verfällt nicht in Resignation oder Zynismus. Und so, wie Deleuze den Glauben an die Welt als einen Glauben an die Veränderung und die Zukunft formuliert, sind auch die vielzähligen Formen sozialer Gerechtigkeit im Sinne der Sorge von diesem Glauben an die Welt durchzogen. Im Handeln wird soziale Gerechtigkeit im Hier und Jetzt hergestellt. Sie ist eine gelebte Philosophie, oder wie Brian Massumi schreibt, eine *activist philosophy*.²⁵ Durch ihre Zukünftigkeit verfällt diese jedoch nicht in die Reproduktion des immer Gleichen, sondern verbindet durch ihre transsituativen Techniken singuläre Ereignisse und die ihnen innewohnenden Anforderungen.

Obwohl die Anforderungen jeder Situation unterschiedlich sind, und auch die Weisen, in denen soziale Gerechtigkeit bspw. im Sinne von *Community Accountability* oder *Transformative Justice* hergestellt werden soll, bedienen sie keineswegs eine relativistische Vorstellung von Gerechtigkeit. Hier geht es nicht um unterschiedliche Vorstellungen gerechten Lebens, die unverbunden nebeneinanderher existieren. Sie alle gehen von der Sorge als Maxime aus. Durch ihre Praxis verbinden sie sich. Doch Sorge – und hier unterscheiden sich die genannten Praktiken von jenen Gerechtigkeitsvorstellungen, die auf Allgemeingültigkeit basieren – ist immer situativ. Was benötigt wird, welche Praktiken helfen und welche die Gewalt nur verstärken, ist nur situativ zu bestimmen. Dabei wird deutlich, dass Sorgetechniken keineswegs ausschließlich konfliktfrei sind. Gerade in Situationen, in denen Gewalt ausgeübt wurde oder wird, kann der transformative Prozess der Sorge Praktiken des Schutzes und der Abwehr beinhalten.

Und so ist Sorge zwar jenes Element, das alle genannten Praktiken sozialer Gerechtigkeit verbindet, zugleich ist sie aber in sich differenziert: Nur als mannigfaltige, differenzierende und selbst auf Mannigfaltigkeit basierende Praxis können Techniken der Sorge ausgeübt werden. Adrienne maree brown beschreibt dieses Verhältnis von Singulärem und Generischen in ihrer Arbeit als fraktal:

*what we practice at the small scale sets the pattern for the whole system. [...] This doesn't mean to get lost in the self, but rather to see our own lives and work and relationships as a front line, a first place we can practice justice, liberation, and alignment with each other and the planet.*²⁶

Oder, systemisch ausgedrückt: »We must create patterns that cycle upwards. We are microsystems. [...] Our friendships and relations are systems. Our communities are systems. Let us practice upwards.«²⁷

Hier, in dieser trans-situationalen Praktik der Sorge artikuliert sich soziale Gerechtigkeit als eine zukunftsorientierte Praktik. So wie an anderer Stelle in diesem Band im Text »Mikroszenarien alltäglichen Handelns« argumentiert²⁸, können die Ziele der Sorge, wie jene des Handelns allgemein und nicht *a priori* durch die gegenwärtigen Umstände bestimmt werden. Denn was eine Person oder eine Gruppe in einer Situation braucht, besitzt insofern immer eine spekulative Dimension, als dass sich durch die Sorge das gesamte Gefüge verändert. Ein Bedürfnis ist ein Bedürfnis im Modus des Als-ob: Als ob die Prozesse der Sorge und der *transformative justice* schon stattgefunden hätten. Und so muss auch die Sorge in diesem Modus agieren: Nicht um das Gegebene gilt es zu sorgen, sondern um das Zukünftige. Dies ist das transformative Potential der Sorge und die Sorge transformativer Gerechtigkeit.

Während die hier genannten Techniken und Konzepte aus dem Kampf um soziale Gerechtigkeit kommen, steht die Frage nach der eingangs genannten *environmental justice* noch aus. Dabei zeigt sich schnell, dass beide Kämpfe eng miteinander verbunden sind, dass – wie adrienne maree brown schreibt – beides unterschiedliche Dimensionen bzw. Skalen einer Bewegung sind. Wie lassen sich zwischen diesen Kämpfen Allianzen bilden? Was kann der Kampf gegen die Klimakatastrophe von Aktivist*innen und Kollektiven wie Tourmaline, adrienne maree brown, dem *Safe OUTside the System (SOS) Collective* aber auch *Black Earth*, einem BIPOC Environmental & Climate

25

Brian Massumi, *Semblance and Event: Activist Philosophy and the Occurrent Arts*, Cambridge: MIT Press 2011.

26

brown, *Emergent strategy*, 53.

27

Ebd., 59f.

28

Vgl. in diesem Band den ersten Teil des Beitrags »Mind Fracking. Punkt. Zukunftsszenarien von akademischen Bohrinseln«.

Justice-Kollektiv lernen? Welche Techniken und welches Wissen können übertragen werden, auch wenn die Ziele unterschiedlich skaliert sind?

Eine der zentralen Einsichten, die die Kämpfe für soziale und umweltliche Gerechtigkeit verbindet, ist, dass bestehende Institutionen wie die Polizei oder internationale Klimaverträge ihren Schutz immer nur selektiv gewährleisten und gewährleistet haben. Doch eine simple Ausweitung bestehender Strukturen ist hier nicht die Lösung, denn wie Birgit Kaiser und Kathrin Thiele in Bezug auf Fred Moten schon festgestellt haben: Die Vertragslogik bleibt ohnehin nur »den weißen Regeln des Anstandes und der Mündigkeit verpflichtet.«²⁹ So wie Schwarze Transfrauen sich eigene sichere Räume schaffen müssen, um sich vor Gewalt zu schützen, so ist auch für viele Menschen kein Schutz durch Klimaabkommen und Verträge geboten. Die Welt zahlreicher indigener Menschen im Amazonasgebiet, auf den Inseln des Pazifiks oder im Tschad, wird und ist bereits zerstört, worauf beispielsweise Klimaaktivistin Hindou Oumarou Ibrahim aufmerksam gemacht hat. Andere Welten und Lebensweisen werden weder durch staatliche noch durch andere Institutionen geschützt. Ihre Zukunft wird und wurde immer wieder zerstört. Hier zeigt sich deutlich, dass es nicht mehr um die Frage geht, was in der Zukunft auf dem Spiel steht, sondern dass die Zukunft selbst auf dem Spiel steht – die Zukunft der Welt vieler Menschen.

Wie kann in dieser Situation ein Glaube an die Welt, an ihre Veränderbarkeit und damit an ihre Zukunft noch möglich sein? Einmal mehr macht die gegenwärtige Situation deutlich, dass ein Glaube an die Zukunft weder der Glaube an *eine* Welt sein kann, noch dass dieser sich auf bestehende Strukturen, Intuitionen etc. richten kann. Und doch – so zeigen die zahlreichen Praktiken von Schwarzen, Indigenen, Transfrauen und anderen Aktivist*innen – ist dieser Glaube da. Es ist ein Glaube an eine mannigfaltige Zukunft, wie sie nur in der gegenwärtigen Praxis zu finden ist. Mit diesen Praktiken gilt es sich zu solidarisieren und Allianzen zu gründen. Ihre Techniken sind transsituativ und sie gilt es aufzunehmen, einzusetzen, und mit ihnen zu arbeiten. Es sind gerade diese Techniken, die den Kampf für soziale und umweltliche Gerechtigkeit nicht zu einer Zukunftsvision verkommen lassen, sondern ihn zu einem Kampf für die Zukunft in der Gegenwart machen.

Und doch – so zeigen die zahlreichen Praktiken von Schwarzen, Indigenen, Transfrauen und anderen Aktivist*innen – ist dieser Glaube da. Es ist ein Glaube an eine manngfaltige Zukunft, wie sie nur in der gegenwärtigen Praxis zu finden ist. Mit diesen Praktiken gilt es sich zu solidarisieren und Allianzen zu gründen. Ihre Techniken sind transsituativ und sie gilt es aufzunehmen, einzusetzen, und mit ihnen zu arbeiten. Es sind gerade diese Techniken, die den Kampf für soziale und umweltliche Gerechtigkeit nicht zu einer Zukunftsvision verkommen lassen, sondern ihn zu einem Kampf für die Zukunft in der Gegenwart machen.

Aber kann man überhaupt in der Gegenwart für die Zukunft kämpfen? Oder ist die Unterwerfung der Gegenwart unter die Imperative der Zukunft nicht das gleiche mentale Dispositiv, das uns in genau die Problematik geführt hat, von der wir uns nun mit der gleichen Logik lösen möchten?

Dass die Zukunft tatsächlich ihren Ort in der Gegenwart hat, dass sie hier und jetzt stattfindet und nicht übermorgen, ist spätestens seit der Etablierung der Browserhistoriografie zum Gemeinplatz geworden.

Nur Stämme werden überleben, schrieb der indianische Aktivist und Lakota-Gelehrte Vine Deloria Jr. und forderte mit seiner kühnen Medizin eine Radikal-kur des ›wildgewordenen Westens< unter neo-tribalen Gesichtspunkten, an denen sich auch die Feminist*innen und Afroamerikaner*innen zu orientieren hätten. Bei Felwine Sarr hingegen: ein ›Dunstschleier<, der sich über das Denken legt. Erkenntnis ist nicht gesichert, von den Vorurteilen und Mythen verstellen. Ein einziger ›Fehlstart<.

Das ist ein ganz wunderbares Schlusswort, dem man nur zustimmen kann und damit sind wir auch schon wieder am Ende unserer Sendung angelangt und wünschen unseren Hörerinnen und Hörern noch einen schönen Abend. //

›... und anderer Aktivist*innen- right: Alle Schwarzen, Indigenen und Transfrauen sind Aktivist*innen und alle Aktivist*innen sind immer ausschließlich für die gute Sache aktiv, versteht sich von selbst, oder: aktiv sein ist immer gut, oder aktiv ist man nur, wenn man für gute Sachen aktiv ist, Covid-Leugner sind keine Aktivist*innen, da können so viel auf die Straße gehen oder Nachrichten verschicken wie sie wollen ... ber auch die Nazis feiern ihre Aktivisten ... dass die sich das mal nur nicht auch noch aneignen ... dieses Jahr haben noch mehr Schwarze für Trump gestimmt als bei der letzten Wahl ... und dafür, dass Florida an Noch-President Turd ging, haben die Latino-Wähler den Ausschlag gegeben, wie kann das sein, was ist da los? Ach so, Abkömmlinge der kubanischen Oligarchie wollen gar nichts mit mexikanischen Wanderarbeitern zu tun haben ... Gewissermaßen ist das ein Glaube auch an die Gegenwart; doch Gegenwart als eine Zeit, in der wir aus vielen unterschiedlichen Situationen ein Agens erwirken, das uns unterschiedliche Zukünfte näherrückt.

SUPERHELDENDÄMMERUNG

Nur Stämme werden überleben, schreibt der indianische Aktivist und Lakota-Gelehrte Vine Deloria jr. und fordert mit seiner kühnen Medizin eine »Radikalkur des wildgewordenen Westens«³⁰ unter neotribalen Gesichtspunkten, an denen sich auch die Feminist*innen, Hippies oder Afroamerikaner*innen zu orientieren hätten.³¹ Bei Felwine Sarr hingegen: ein »Dunstschleier«³², der sich über das Denken legt. Erkenntnis sei nicht gesichert, sie sei verstellt durch die Vorurteile und Mythen über die Indigenen des Kontinents. Ein »Fehlstart«, so Sarr³³. Afrika wurde zur Projektionsfläche fantastischer Erzählungen über die Bodenschätze, von der Wiege der Menschheit und vom Konzept des Edlen Wilden. Afrika war ein »Wunderkontinent«³⁴. Als Aids grassierte, zeigte dies einen entfesselten Kontinent, in dem alles möglich war, wo die Triebe ausgelebt wurden und auch der Tod zuhause war, mit Seuchen, Hunger und Armut. Die Entwicklung von Afrika musste nun vorangetrieben werden. Das Wirtschaftswachstum müsse kommen, hieß es, Afrika werde das »zukünftige Eldorado des Weltkapitalismus« sein.³⁵

Die fortschrittsgläubige Zuschreibung aber verachte die afrikanische Andersartigkeit, protestiert Sarr, sei postpostkoloniale Mission und evolutionistisches Heilsversprechen für einen Kontinent, der sich zu ändern und sein Potential zu entwickeln habe, als befände er sich immer noch im Embryonalstadium.³⁶ »Zu sein wie«³⁷ sei die arrogante Devise dieser psychologischen Neokolonialisierung durch das westliche Lebensprinzip, während der

Fortschrittsmythos in Wirklichkeit den Grundcharakter der afrikanischen Soziät zerstöre.³⁸

Sarr und Deloria geben sich die Hand als Autoren, die beide auf der Schwelle zu einer Utopie schreiben. Sarr denkt 2016, ein Jahr nach der sogenannten Flüchtlingskrise, über ein Afrotopia nach und darüber, wie es wäre, das eigene kulturelle und philosophische Zuhause bewohnen zu können, ohne den normativen kapitalistischen Druck der globalisierten Welt als Entwicklungsvorgabe vorzufinden. Im Jahr 1970 schreibt Deloria seine Streitschrift *Nur Stämme werden überleben*, ungefähr zu der Zeit, als unsere Generation geboren wurde. Während wir also Dich eingangs aufforderten, uns in fünfzig Jahren von Deinem Blick auf die heutige Zeit zu erzählen, möchte ich heute selbst fünfzig Jahre zurückblicken und auf die hinter uns liegende Zukunft schauen, die mir so vergeblich vorkommt.

Vine Deloria jr. schreibt noch ganz im Eindruck von Woodstock und der neuen federgeschmückten Hippie-Bewegung, die sich an den Lebensformen der Ureinwohner*innen Amerikas orientierten, ohne jedoch ihr Wesen verstanden zu haben. Deloria ist ein scharfer Kritiker eines falschen, weil differenzlosen Gerechtigkeits-, Gleichheits- und Partizipationsbestrebens.

Vor einer Generation wurden weiße Kinder dazu erzogen, Schwarzen in die Augen zu schauen und so zu tun, als bemerkten sie die andere Hautfarbe nicht, zu einem Verhalten also, welches uns heute vor dem Erfahrungshintergrund der Bürgerrechtsbewegung als ausgesprochen primitiv und rassistisch erscheint.³⁹

Im Gegensatz zu diesem absichtlichen Übersehen der Unterschiede aber müsse sich jede Minderheitengruppe dafür einsetzen, ihre eigene Einmaligkeit zu erfassen. Besser als sich zu assimilieren sei es, seine Eigenarten zu erhalten, statt einer Mangelidentität eine positive Identität zu definieren und sich den

³⁰ So der vom Verlag gewählte Untertitel der 1976 im Münchener Trikont-Verlag erschienenen deutschen Erstübersetzung. Die Originalausgabe erschien unter dem Titel *We Talk – You Listen. New Tribes, New Turf*, New York: Macmillan 1970.

³¹ Vine Deloria jr., *Nur Stämme werden überleben*, Göttingen: Lamuv-Verlag 1996.

³² Felwine Sarr, *Afrotopia*, Berlin: Matthes & Seitz 2019, 9.

³³ Ebd.

³⁴ Ebd., 10.

³⁵ Ebd.

³⁶ Vgl. ebd., 24.

³⁷ Ebd., 23 (im Original kursiv).

³⁸

Ebd.

Deloria, *Nur Stämme werden überleben*, 63.

normativen Überschreibungen, wie etwas zu sein habe, zu entziehen.⁴⁰

Die aufrechte, aber auch Grenzen ziehende Selbstbehauptung gegen die westlichen Zuschreibungen sind zentral, bei Deloria und auch fast fünfzig Jahre später immer noch bei Sarr. Dieser erinnert an den nigerianischen Schriftsteller und Literaturnobelpreisträger Wole Soyinka, der fordert, das »eigene Zuhause zu bewohnen«. Dies hieße für den afrikanischen Kontinent *self-apprehension*, und damit das »Erfassen seiner selbst durch sich selbst, ohne Bezugnahme auf den anderen«, was erst genuin afrikanisches Denken ermögliche.⁴¹ Eines der wichtigsten Mittel der Selbst-Repräsentation, für den afrikanischen Kontinent wie für die Native Americans, sei, die eigene Sprache zu gebrauchen. Während die westliche Gesellschaft die Konformität des Einzelnen darüber, »wie man zu sein hat«, an die oberste Stelle setze, bildet nach Deloria der Stamm eine Gruppe, in der der Mensch sich selbst zum Ausdruck bringen kann und zugleich den Einzelmenschen in eine Gemeinschaftbettet. Zwischen diesen Gruppen müsse dann verhandelt werden, und »vielleicht können wir auf dieser Basis schließlich zu einer Gesellschaft kommen, in der Gesetze und Gerechtigkeit gelten«⁴².

Dies ist die mannigfaltige Zukunft, die die Menschen westeuropäischer Herkunft erst von vielen Standpunkten aus lernen müssen zu verstehen, schreibt Deloria. »Und sie müssen verstehen lernen, dass all diese verschiedenen Gesichtspunkte schließlich in einer Reihe wichtiger Beziehungen zueinander stehen.«⁴³ Die Welt – und die Zukunft – muss so als Netz oder Gefüge der Komplexität gedacht werden. »Die immer komplexeren Wechselbeziehungen«, zitiert die Biologe Philosophin Sandra Mitchell den Genetiker Ralph J. Greenspan, »stellt man sich besser nicht als lineare Wege vor, sondern als dezentrales Netzwerk.« Die einmal definierten Wechselbeziehungen seien nicht falsch, nur »Teil eines viel größeren Bildes«.⁴⁴

Keine Hierarchien und Abhängigkeiten also, sondern wechselseitige, mannigfaltige Einflussnahme in einem Netz, in dem jeder Punkt zum Zentrum werden kann. Hier kommt der »agentielle Realismus« (Karen Barad) ins Spiel, nach dem die Welt nicht von »Dingen bevölkert [wird], die sich mehr oder weniger voneinander unterscheiden. Beziehungen hängen nicht von ihren Relata ab, sondern umgekehrt.«⁴⁵ Die Relationen, die Wege zwischen den Punkten, sind das Entscheidende, während die Punkte existieren, ohne für sich Bedeutsamkeit zu behaupten. Das ist die Performance des stetigen Werdens und sich Veränderns, des Tuns statt der Repräsentation, der stets aufs Neue sich vollziehenden Erfüllung des Da-Seins: Es ist das Werden, das Unfertige, die Veränderung, das unserem Sein Bedeutung verleiht.

Erst wenn also kein *status quo* mehr angenommen wird, weder *ante* noch *post*, kann das Leben als komplexes genetisches und ökologisches System vorstellig werden. Gesellschaft als Gefüge kann mit Deloria ein Stamm oder ein Kollektiv sein. Und nur weil die Kollektivität ideologisch mit dem als globale Verschwörung angesehenen Kommunismus in eins gesetzt wurde, so Deloria, wurden die Kollektive an den gesellschaftlichen Rand gedrängt. Alternative Lebensformen wurden durch Diskriminierung daran gehindert, sich zu verbreiten. Hippie-Kommunen, Stämme oder heute die Patchwork-Großfamilie, in der nicht mehr die Blutsbande über den inneren Zusammenhalt entscheidet, sondern mannigfaltige Lebensformen integriert wie Transmensch, Wahlgeschwister oder Adoptivomas, gehorchen nicht dem Ideal einer christlich-teleologischen, zugleich reproduktiven, konservativen und auf Bewahrung ausgerichteten Weltordnung. Das ist für die westliche Gesellschaft immer noch inakzeptabel.

Es braucht neue Mythen, in denen sich das Kollektiv an die Stelle der Helden- und Heiligerzählungen setzen kann. Nicht die Heilsversprechungen eines Messias, der jetzt als Covid-19-Impfstoff-Erlöser kurz vor Weihnachten zu uns herabkommt, sondern starke Erzählungen über den kollektiven Zusammenhalt. Unser Blick kann sich dann auch auf die kollektiven Gesellschaften Asiens richten, mit Individuen, die sich den Normen und

40 Ebd., 34.

41 Sarr, *Afropotopia*, 109.

42 Deloria, *Nur Stämme werden überleben*, 70f.

43 Ebd., 71.

44 Sandra Mitchell, *Komplexitäten. Warum wir erst anfangen, die Welt zu verstehen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2008, 98.

45

Karen Barad, *Agentieller Realismus. Über die Bedeutung materiell-diskursiver Praktiken*, Berlin: Suhrkamp 2012, 14.

Pflichten des Kollektivs verbunden fühlen. Den Zielen der Gemeinschaft wird hier der Vorzug gegeben, während sich das (westliche) Individuum unabhängig vom Kollektiv betrachtet und seine je eigenen Vorlieben, Bedürfnisse und Rechte verteidigt.⁴⁶

Es gibt sie schon, die Erzählungen vom Kollektiv. Seit einigen Jahren hat Hollywood alternative Narrative fernab der singulären Superhelden-Erzählungen für sich entdeckt. George Millers oscargekrönter *Mad Max: Fury Road* lanciert 2015 den Gegenentwurf des siegreichen Frauen-Kollektivs, dem sich drei Jahre später auch der erste in afrikanischer Stammessprache gedrehte Blockbuster *Black Panther* anschließt. Regisseur Ryan Coogler erzählt in seinem afrofuturistischen Marvel von der Utopie des *one single tribe*, einer vereinten Welt, die nur erreicht werden kann, wenn alle zusammenhalten. Der König des mythischen Wakanda, der sich mit einem Zaubertrank in den magischen Black Panther verwandelt, ist darin umgeben von der kämpferischen Eliteeinheit »Dora Milaje«, einer Gruppe hochrangiger Kriegerinnen. In choreographierten Kampfszenen, die an rituelle Tänze erinnern, schlagen die Sisters gemeinsam die Gegner. Dabei kommen afrikanische Speere, westliche Abendkleider, traditioneller Körperschmuck und die muskulösen Körper in furiosen Martial-Arts-Sequenzen zum Einsatz; der Kampf vereint das Weibliche mit dem Afrikanischen. Der Sieg bedeutet die Überlegenheit des Kollektivs über den Durchmarschhelden männlicher und westlicher Prägung. Die Zukunft gehört in dieser Erzählung dem kollektivistisch wirkenden Afrofeminismus.

In Folge dieser starken Erzählungen könnte die rationalistische Kausalitätskette durchbrochen werden und der »Intra-Aktion« Platz machen, in der die Welt posthuman, also vom Tun des Menschen unabhängig gedacht wird. Das wäre dann die Welt nicht als Ding, sondern als Tätigkeit, als »geronnenes Tätigsein«⁴⁷. In dieser Welt träten die Diskurspraktiken und die materiellen Phänomene in Beziehung, Kultur und Natur gingen ineinander über. Die Welt wäre dann ein Gefüge, in das sich der Menschbettet, deren Zentrum er nicht mehr ist, nur ein Agens neben der Natur, der Kultur, den Tieren und Dingen. Nicht die Natur ist also eine Gefahr für den

Menschen, nicht der Mensch eine Bedrohung für die Natur. Derart perspektiviert, gliedert sich der Mensch in die insgesamte Einheit von Kultur-cum-Natur ein. Unter der posthumanistischen Perspektive könnte die Corona-Pandemie ihren Schrecken verlieren. Wir müssen aufhören, Covid-19 persönlich zu nehmen, als »Kränkung der Menschheit«⁴⁸, bei der aus der Tierwelt ein »neuartiges« Virus, über das wir keine Kontrolle bekommen, unsere Menschenphäre bedroht. Wie in der großen kopernikanischen Wende, wie nach unserer Erkenntnis, unsere Vorfahren mit den Affen zu teilen, und durch die psychoanalytische Herabsetzung des Menschen, weder »Herr« der Welt noch im eigenen Haus zu sein, werden wir ein weiteres Mal vom großen Thron, diesmal vom medizinischen, heruntergestoßen.⁴⁹ In der anthropozentrischen Welt darf das nicht sein, noch dazu in der hochtechnisierten.

Eine agentielle Perspektive nahm bereits vor fünfzig Jahren der Club of Rome ein und berichtete »zur Lage der Menschheit«. Die Welt stellte man sich dabei als ein Modell vor, in dem jeder Punkt prinzipiell mit anderen Punkten in Verbindung steht, in einer gesamttopologischen Komplexität. In unterschiedlichen Modellierungen für die Zukunft veränderten die Forscher*innen die Parameter und kamen zu immer anderen Ergebnissen, die absehbar werden ließen, welche Stellschrauben für den Erhalt der Welt verändert werden müssten. Es war der Blick auf ein sich im Prinzip selbst regulierendes System, der die »Grenzen des Wachstums« aufzeigt.⁵⁰ Seitdem gibt es regelmäßige Ermahnungen des Club of Rome, an die man sich im Laufe von fünfzig Jahren gewöhnt hat. Der Club of Rome ist heute das personifizierte schlechte Gewissen der kapitalistischen Bosse, kann allenfalls noch als moralisierendes Feigenblatt wirken.

Die Welt ist außer Kontrolle geraten. Corona ist perfide und eint seit langem erstmals wieder die Menschheit: Die Seuche wirkt auf jede*n Einzelne*n und gleichermaßen global.

48

Vgl. Sigmund Freud, »Eine Schwierigkeit der Psychoanalyse«, in: *Imago. Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften* 5 (1917), 1–7.

49

Die Idee von Corona als weiterer Menschheitskränkung entstammt den mündlich geführten Lockdown-Gesprächen mit Wolfgang Lasinger, München im März-Mai 2020.

50

Vgl. Dennis Meadows, *Die Grenzen des Wachstums. Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit*, Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1972.

46

Vgl. Harry C. Triandis, *Individualism and Collectivism*, Boulder: Westview Press 1995.

47

Barad, *Agentieller Realismus*, 98.

Während wir uns unter dem Klimawandel hinwegducken, weil er für uns (noch) keine spürbaren Einschnitte bedeutet, jammern wir unter der Bürde, die uns Corona aufzwingt. Falls aber der Klimawandel noch auf den letzten Metern aufgehalten werden soll, wird es ums Ganze gehen. Eine vorübergehende Verhaltensänderung, wie jetzt zur Corona-Zeit, wird da nicht helfen, es muss bleibende Einschränkungen geben. Es geht um die Gesamtperspektive auf den Planeten, es geht um *the big picture*. Wenn wir die Welt als zusammenhängendes Kollektiv begreifen lernen könnten, könnten wir beginnen, gemeinsam am großen Bild zu malen. Nur wenn wir gemeinsam agieren, kann die Welt überleben. Du wirst uns davon erzählen.

Birgit Mara Kaiser &
Kathrin Thiele
Gerko Egert
Dunja Bialas

Graupen und Graupel.
Unterbrechungen
aus heiterem Himmel

OUT OF THE BLUE. ÜBERS UNTERBRECHEN

Wie beginne ich einen Text über das Unterbrechen, ohne mich selbst sofort zu unterbrechen? Wie beginne ich ein Unterbrechen, anfangend unterbrechen, unterbrechend anfangen? Wie kann ich das Unterbrechen schreiben, wenn das Schreiben selbst eine Unterbrechung bedeutet? Einen Text nicht schreiben, sondern stottern? Man könnte aus dem Unterbrechen ein Verfahren machen und schreibend immer wieder neu anfangen, immer wieder unterbrechen, so wie Nietzsche einem Statement Batailles zufolge: »Er verfuhr nach Einfällen, in alle Richtungen seine Fähigkeiten ausspielend, sich an nichts bindend, immer wieder anfangend, nicht Stein auf Stein setzend.«¹

Natürlich ist es kein Zufall, dass Bataille an dieser Stelle ausgerechnet Nietzsche erwähnt, den Pionier dessen, was Blanchot einmal als »die fragmentarische Schrift« bezeichnet hat;² folgt man diesen Überlegungen, hätte man also zwei Schreibweisen, zwei Ästhetiken des Anfangens, eine »Stein auf Stein setzende«, systematische Schreibweise, die irgendwo anfängt, einen Stein hinzusetzen und die mit jedem nächsten rechnet, eine berechnende Schreibweise, und dem gegenüber ein *unberechenbares* Schreiben, »nach Einfällen, in alle Richtungen seine Fähigkeiten ausspielend, sich an nichts bindend«, das immer wieder neu anfängt, bis ...

... der Rechner klingelt. Während ich an einem Oktobermorgen die ersten Sätze über das Anfangen schreibe, werde ich unterbrochen. Ein Video-Anruf einer Freundin, die gerade eine beunruhigende medizinische Nachricht erhalten hat. Ich nehme an, was ich so früh nur selten mache, um meinen Schreibfluss nicht zu unterbrechen. Das Video-Gesicht der Freundin in groß, ich in einem kleinen Fenster oben rechts darüber. Während ich eben noch über etwas *anderes* schrieb, erscheine ich plötzlich *selbst*; mein Gesicht setzt mich mir aus, ich muss mich plötzlich selber sehen, meine nur mühsam verborgene

¹ Georges Bataille, *Die innere Erfahrung*, München: Matthes & Seitz 1999, 45.

² Maurice Blanchot, »Nietzsche und die fragmentarische Schrift«, in: M.B., *Das Neutrale. Philosophische Schriften und Fragmente*, hg. von Marcus Coelen, Zürich und Berlin: diaphanes 2010, 179–206.

Unzufriedenheit über den Anruf, mein Annehmen, die Unterbrechung – und das auf dem gleichen Screen, auf dem ich gerade diesen Text über das Anfangen anfange.

Wir reden über ihren Fall, in dem es noch nichts Definitives gibt. Alles noch vorläufig, alles noch aufgeschoben, die schlechte Nachricht noch nicht eingetroffen. In meinem Text über das Unterbrechen unterbrochen werdend, erinnere ich mich an einen anderen Text von Blanchot mit eben diesem Titel, »Unterbrechung«³, in dem er auf die Unterbrechung, die Pause und die Vakanz hinweist, die jedes Gespräch ermögliche: Ein Gespräch bestehe nicht aus den positiven Worten, die zwischen zwei Gesprächspartnern ausgetauscht werden; die Bedingung für diese Worte sei die negative Leerstelle, die entsteht, wenn ein*e Sprechende*r ende, damit der oder die andere beginnen kann, die Vakanz, in die ich meine Worte überhaupt erst einbringen und ein-tragen kann: Ein Gespräch ist eine Aneinanderreihung von Brüchen, es beruht nicht auf der Kontinuität der Worte, sondern auf ihrer Diskontinuität und Unterbrechung.

Auch wenn diese konstitutive Brüchigkeit des Gesprächs gewöhnlich nur bemerkt wird, wenn Störungen auftauchen, z.B. wenn eine*r den oder die andere*n unterbricht, tritt sie in unserer technischen Kommunikation aktuell unvermittelt in den Vordergrund: Auch wenn mein Gespräch mit D. glatt läuft, kann die Verbindung jederzeit unterbrochen werden, schließlich sehe ich kein Gesicht, sondern Pixel auf einem Screen, die jeden Moment wieder durcheinandergewirbelt werden können, ich höre die technische Übertragung einer Stimme, die jeden Augenblick unterbrochen werden kann.

Was im Dialog einigermaßen glatt läuft, artet in jeder Video-Konferenzschaltung mit mehr als zwei Teilnehmenden regelmäßig in den Videokonferenz-Slapstick dieser Tage aus: Jedes Gespräch beginnt mit dem digitalen Stottern des »Hört Ihr mich? Seht Ihr mich?«, mit den Selbstvergewisserungen von Sprechenden, die ihre Rede nicht unterbrechen müssen, damit andere sprechen können, sondern deren Rede andauernd technisch gestört und zerlegt wird, bevor überhaupt irgendeine Sprache möglich wird: Kaum ein Gespräch ohne dauernde tech-

nische Unterbrechungen, ohne dass Teilnehmende rausfliegen oder gemutet werden; zerhackte Pixel, zerbrochene Stimmen, unterbrochene Gespräche allerorten; Gespräche, die nicht aufhören, nicht zu beginnen, weil sie aus einer Folge von Unterbrechungen bestehen, weil sie auf einer digitalen Kondition beruhen, die selbst Unterbrechung ist.

D. erzählt mir über unsere technische Verbindung kurz die Befunde, die noch weiterer Klärung bedürften, so ein Befund könnte ja jederzeit das Leben verändern, *out of the blue*, sagt sie mit Schweizer Akzent ... Die Formulierung klingt in mir, erzeugt eine Resonanz in mir – ja richtig, ich hatte neulich den Abend einer hereinbrechenden Septembernacht auf einem Berliner Häuserdach verbracht, an dessen Geländer die Künstlerin Marié Nobematsu-Le Gassic auf blauem Baunetz einen Schriftzug anbrachte.⁴ Auf der blauen Bahn standen in blauen Lettern dieselben Worte: *Out of the ...* wobei das Wort *blue* nicht mehr auf dem Blau erschien, die Wendung brach mittendrin ab, ohne Erklärung: Weil der Betrachter oder die Betrachterin es selbst auf dem blauen Stoff ergänzen sollte, so dass sein oder ihr imaginäres Wort *blue* in Gedanken an die Stelle des abwesenden Wortes *blue* treten sollte? Handelte es sich um ein Spiel zwischen Anwesenheit und Abwesenheit in der Berliner Dämmerung, in der die Präsenz des Tages abnahm und die der Nacht zunahm? Wollte die Künstlerin Überlegungen über das Verhältnis zwischen Wort und Inhalt, Signifikant und Signifikat anregen, die man frei nach Wittgensteins *Bemerkungen über die Farben* oder Maggie Nelsons *Bluets* anstellen konnte? Die man anstellen konnte unter einem nun vollends hereinbrechenden Berliner Nachthimmel, der nicht aufhörte, immer tiefer zu werden, womit der Schriftzug immer undeutlicher wurde?

Meine Aufnahme des Schriftzugs wurde jedoch bald unterbrochen, und zwar durch mich selbst: Meine Lektüre stockte, wie der Schriftzug selbst stockte, weil ich plötzlich nicht mehr wusste, was das Idiom *out of the blue* bedeutet. Die Bedeutung des Vertrauten war mir entfallen, der Gedanken-

fluss wurde unterbrochen. Ich suchte Hilfe bei der Künstlerin, die mir erklärte, man würde das Idiom im Deutschen am ehesten mit ›aus heiterem Himmel‹ übersetzen, was ebenfalls auf das Überraschende und Unvorbereitete von *out of the blue* hinweise. Noch während ich überlegte, was die Plötzlichkeit der Wendung ›aus heiterem Himmel‹ mit der Plötzlichkeit meteorologischer Veränderungen zu tun haben könnte – wie zum Beispiel, wenn man die Wendung ›aus heiterem Himmel ...‹ mit ›... zog plötzlich ein Gewitter auf‹ fortsetzen würde –, klärte mich die Künstlerin über den Anlass ihrer Arbeit auf: Ihr Interesse an der Wendung *out of the blue* sei von einem Text der britischen Autorin Deborah Levy geweckt worden, aus dem sie auf einem Flyer die folgenden Zeilen zitiert:

I was thinking about the phrase ›out of the blue‹.
It was so thrilling to think about the blue that
things came out of. There was a blue, it was big and
mysterious, it was like a mist or gas and it was like a
planet but it was also a human head which is shaped
like a planet.⁵

Ja, was war dieses »große und mysteriöse« Blau des *heiteren Himmels*, aus dem die Dinge zu uns kommen, jenes neblige oder gasförmige Nichts, in das wir hineinleben? Die Zukunft, das Schicksal, das Nichtwissen? Ein großer gnostischer Abgrund tat sich auf unter der blauen Bahn, hinter der es steil abwärts ging. Dass der heitere Himmel auch weniger numinose Überraschungen zu bieten hat, darüber klärte die nächste Seite des Flyers auf. Dort stand der vergleichsweise schlichte Satz:

Out of the blue someone asked me where I was from.

Dieser Satz stand dort ohne Anführung und musste also von der Künstlerin selbst stammen. Spricht die Künstlerin hier von sich? Von einem Moment, in dem sie aus heiterem

4

Im Rahmen der Intervention *being with* der weißensee – kunsthochschule berlin am 17. September 2020 für die »Manifesta 13«, Marseille Musée Regards de Provence & Lobe Block Berlin, <https://www.instagram.com/p/CE8-O6gfjVK/> (25.12.2020).

5

Deborah Levy, *Things I Don't Want to Know*, London: Penguin 2014, 51.

Himmel gefragt wurde, woher sie sei? Als ich sie später danach frage, teilt sie mir Folgendes mit:

I realize now that I was referring to situations from when I was in America, where I was born and raised. Growing up, I was asked where I was from quite frequently. When I came to Germany, knowing that my belonging was conditional, perhaps temporary, and ultimately, a choice, the tension of being asked where I was from in America began to reveal itself. The work and my reaction to the text is about being forced to question your own belonging in a place where you are supposed to belong – when you think you belong until someone decides otherwise by asking. The moment when someone else questioning your belonging shifts your own sense of belonging. Out of the blue attempts to address the ‚unprepared suddenness‘ of being asked such a question, and while being in the ‚blue‘ out of which the question came, one is forced to reconstitute herself. A big and thrilling and mysterious blue can also be confusing and painful.

Die Künstlerin berichtet von einem klassischen Moment des *othering*, in dem sie gegen ihren Willen zur Anderen wurde und sich selbst in Frage stellte; von einem Moment, in dem die naive Unbedarftheit des *blue* plötzlich seine Schleier lüftet und in etwas Schmerhaftes umschlägt, das aus heiterem Himmel blitzhaft auf uns einschlägt. Aus Arglosigkeit wird Bedrohung: Hat der heitere Himmel seine Unschuld verloren? Lauern in heiteren Himmeln nur noch Unwetter, Starkregen und erbarmungslose Gottesurteile? Mich erinnerte das Statement der Künstlerin an Diskussionen, die ich vor einigen Semestern mit Studierenden eines Seminars mit dem Thema *Herkunft* geführt hatte; lebhaft hatten wir debattiert, ob die Frage ›Wo kommst Du her?‹ so rassistisch sei, wie es Tausende Internet-Einträge nahelegen.

Auch D.s *out of the blue* hatte einen Moment bezeichnet, in dem sie in der Unschuld eines Morgens kalt erwischt wurde und ein mysteriöses Blau plötzlich in eine definierte Aus-

sage umschlug: in eine Nachricht. Die ultimativ schlechte Nachricht ist natürlich die des eigenen (oder eines anderen) Todes: Die Nach-Richt als das Eintreten des ultimativ Unerwarteten, das die Welt in ein Davor und ein Danach einteilt, wonach sich eine Richtung ändert, die Veränderung einer Richtung *nach* etwas, das Nach-Richten, sich nach etwas Richten oder das Gerichtetwerden nach etwas: die Unterbrechung, nach der alles anders sein kann.

Aber wenn nach einer Unterbrechung alles anders sein kann, wenn eine Nach-Richt die Richtung ändern kann, wenn ich nach einer Nachricht gerichtet werden kann, wie kann man, wenn das *Andere* plötzlich in den Text tritt, noch das *Selbe* schreiben? Oder anders gesagt, wie kann man das *Andere*, das eine Unterbrechung bringt, im Text unterbringen, wie kann man es in einen Text eintreten lassen? Wie kann ich die Disruption eines Anderen im Text zeigen, das ebenso sehr in einer Todesnachricht bestehen kann wie in einem Video-Anruf, nach dem ich nicht so weiterschreiben kann wie zuvor? Wie kann ich dieses Enden und diese Endlichkeit in einen Anfang einschreiben?

Ich schreibe D., nachdem ich den Video-Anruf beendet hatte, dass ich ihr für die morgendliche Unterbrechung dankbar sei. Sie schreibt zurück: »freut mich, unterbrechung, die nicht stört, sondern inspiriert ...«. Tatsächlich hatte ich in meinem Ärger über das Unterbrochenwerden das Inspirierende einer Unterbrechung vollkommen aus den Augen verloren: Was einen mit jedem Anruf, mit jeder E-Mail, mit jeder Text-Message treffen kann, ist nicht nur die Aggression anderer oder die eigene Apokalypse, es ist auch eine inspirierende Unterbrechung: die Verkündigung (der Engel). Aber wie kann ich beide, die angenehme und die unangenehme Unterbrechung, den heiteren und den bedrohlichen Himmel, in einen Text einführen und in Theorie überführen? Wie kann die Theorie das Heitere oder unerwartete Bedrohliche fassen? Wie kann ich das Andere, Unerwartete und Unterbrechende in meinen Text einladen, statt es zu überschreiben? Wie kann eine Ästhetik oder Poetik des Unterbrechens aussehen? Wie kann die Theorie »nach Einfällen [verfahren]«, wie Bataille über Nietzsche schrieb, »in alle Richtungen [ihre] Fähigkeiten ausspielend, sich an nichts bindend, immer wieder anfangend, nicht Stein auf Stein setzend«?

Ein Ansatz könnte sein, das Statement buchstäblich zu verstehen und das Begehrten nach einer prozessualen

Ästhetik, die nicht Stein auf Stein setzt, zu materialisieren. Das geschieht in einem von Tim Ingolds letzten Büchern in einem Kapitel mit dem Titel *On Building a House*, in dem er moderne und vormoderne Theorien des Bauens kollidieren lässt und diese Frage nach Bauweisen von Häusern auf die Frage nach Bauweisen der Theorie kopiert. Er konfrontiert die westliche architektonische Tradition von Alberti bis heute, die er auf ein geplantes Bauen hinauslaufen lässt, mit anderen Traditionen, in die auch Ungeplantes und Unerwartetes Eingang finde. So kommt er zu seiner Differenz zwischen einem ungeplanten, prozessualen *building* und einem geplanten, architektonischen *building a house*, bei dem man immer schon wisse, was herauskomme. Eine Ausnahme bildeten »great medieval buildings«, die laut Ingold nicht gebaut wurden »like puzzles from pre-cut pieces but as patchwork quilts. As patches are sewn into the quilt, so stones are added to the building piecemeal, each shaped and, if necessary, reshaped so as to fit the space prepared for it by previous ones.«⁶

Wie können wir eine bunte Patchwork-Theorie machen, eine auf das Aktuelle aufmerksame Theorie, die stückweise vorgeht und assoziiert, anstatt immer schon das Ganze vor Augen zu haben? Müsste nicht die ästhetische Theorie derjenige Bereich der Theorieproduktion sein, der diese Verfahren der ästhetischen Moderne und der nichtwestlichen Kulturen, die von der westlichen Moderne verdrängt wurden, wieder einführt und neu erprobt? Eine Ästhetik erprobt, in der die Theorie nicht wie in Vitruvs *ratiocinatio* dem praktischen *opus* zuvorkommt, oder in der wie bei Alberti die *lineamenta* die *structura* vorwegnimmt? Wie gelangt die ästhetische Theorie auf das Level forschender Künste und aktueller *technosciences*, die beide, nach einem Statement des von Ingold zitierten David Turnbull, auf »site-specific,

contingent and messy practices«⁷ beruhen? Wie kann eine Ästhetik der Disruption aussehen, die *messy*, durchlässig und porös genug wäre für das Aktuelle und Unerwartete, das *out of the blue* kommen mag und die aber dennoch das Perspektivische und Intelligible einer Theorie hat, die auf das reagieren kann, was *aus heiteren Himmeln* auf uns kommt?

Wie kann eine Ästhetik der Disruption aussehen, die *messy*, durchlässig und porös genug wäre für das Aktuelle und Unerwartete, das *out of the blue* kommen mag und die aber dennoch das Perspektivische und Intelligible einer Theorie hat, die auf das reagieren kann, was *aus heiteren Himmeln* auf uns kommt?

Mit Bachtin soll sich hier das Gestaltete, die ästhetische Gefastheit, dem Experiment öffnen, zugleich auch das dokumentarisch Umgeformte der Wirklichkeit zulassen; Hybridisierung, Karnevalisierung und Dialogizität bringen die Texte, die Kunstwerke und Wissenschaft, die Welt ganz allgemein in Unordnung, unterbrechen sie, subversiv, spontan und unerwartet. „Aus heiterem Himmel“: plötzlich, unerwartet. Ab jetzt, trotz Globalisierungsschumpfung, im Plural? Durchaus: Heitere Himmel stehen von nun an für die mehrfache Unerwartetheit von Ereignissen, für die wird durchlässigere und weniger stehende Begriffe brauchen. Zum Beispiel auch einen dafür, dass so unerwarteter gar nichts sein kann. Seit mehreren Jahren etwa ist bekannt, dass der globale Klimawandel Folgen für die zukünftige Bewölkung hat. Paul Virilio hat in einer Veröffentlichung zum Himmels-Paradigma ...“ Wie kann die Disruption zur Antizipation werden, zu einer Praxis, die gerade nicht versucht das Gegebene zu stören als vielmehr jene »dunklen Vorboten« (Deleuze) aufzunehmen und mit ihnen zu handeln.

(A6, B4, C4, D5, E5, F4) Das hier vorgestellte Promotionsvorhaben, in dessen Entwurf sowohl der aktuelle Stand der Forschung Eingang findet wie auch bereits auf umfangreiche eigene Vorarbeiten zurückgegriffen werden soll, in denen die Methodologie bereits erprobt wurde, wird das Potential von Wassersstoffflugzeugen für die Akzeptanz der immer wieder als unrentable Prestigioobjekte kritisierten Regionalflughäfen ebenso eruiert wie die Durchsetzbarkeit dieser Technologie bei den Entscheidungsträger*innen sondiert werden, anhand der Analyse der Widerstände gegen die Errichtung des geplanten Regionalflughafens Schorfheide unter den dort ansässigen Kommunenmitgliedern soll schließlich ein exemplarisches Fallbeispiel für die Vorbehalte marktfremder Akteur*innen gegen Zukunftsinvestitionen bearbeitet werden.

Analysen von Browserchroniken einzelner User zeigen, dass eine ästhetische Möglichkeit darin besteht, den Zufall systematisch anzuwenden, sei es durch den Zufallsknopf der Wikipedia, sei es durch einen Onlinewürfelwurf, dessen Augen das Unberechenbare, das algorithmisch Ambivalente und das Chaos des Künftigen kalt reflektieren.

Eine Ästhetik, die Teile ihrer Schule in der Chastheorie genommen hat, unvorhersagbar, dynamisch, nichtlinear. *Out of the blue* zermahlt sie uns in ihren Turbulenzen, erodiert

und zerschlägt das Bekannte.

KONFIGURATOR II

Regeln für die Würfel II.1–II.4: Für jede der 6 Kategorien (A–F) wird je einmal gewürfelt. Das sog. »lactum«, d. h. das Würfelergebnis, muss in der Ausführung verarbeitet werden. Pro lactum ist eine Streichung erlaubt.⁸

WÜRFEL II.1

A) Anschluss (thematisch)

- 1 = reibungslos, Kerngedanken weiterentwickelnd
- 2 = reibungsarm, aber mit mehr Drive
- 3 = reibungsarm, einen Nebengedanken in den Fokus rückend
- 4 = holprig, bemüht
- 5 = digressiv (Kulturgeschichte der Farbe Blau)
- 6 = zusammenhangboykottierend

B) Anschluss (stilistisch)

- 1 = maximal kohärent
- 2 = kohärent mit Irritationsmomenten
- 3 = moderat kohärent (mit stärker werdendem Hang zur Metonymie)
- 4 = allmählich ins Poetische übergehend
- 5 = Bruch (präteritalnarrativ)
- 6 = harter Bruch (psychotisch)

C) Heterolinguistische Irruptionen

- 1 = Englisch
- 2 = Französisch
- 3 = Chinesisch
- 4 = Norwegisch (Bokmål)
- 5 = Esperanto
- 6 = C++

D) Absurditätsgrad

- 1 = 1
- 2 = 2
- 3 = 3
- 4 = 4
- 5 = 5
- 6 = 6

E) Futurologischer Einwurf

- 1 = Glaskugel
- 2 = I Ging
- 3 = Tarot
- 4 = Azorenhoch
- 5 = die Zahl Pi
- 6 = die Wirtschaftsweisen

F) Gewährsperson

- 1 = Bifo Berardi
- 2 = Paul B. Preciado
- 3 = Donna Haraway
- 4 = Nietzsche
- 5 = Schopenhauer
- 6 = Merkel

IACTUM II.1

A3 = reibungsarm, einen Nebengedanken
in den Fokus rückend; B2 = kohärenter Anschluss mit Irritations-
momenten; C2 = Irruptionen: Französisch; D6 = Absurdität 6;
E6 = Wirtschaftsweisen; F6 = Merkel

AUSFÜHRUNG II.1

Analysen von Browserchroniken einzelner User*innen zeigen, dass eine ästhetische Möglichkeit darin besteht, den Zufall systematisch anzuwenden, sei es durch den Zufallsknopf der Wikipedia, sei es durch einen Onlinewürfelwurf, dessen Augen das Unberechenbare, das algorithmisch Ambivalente und das Chaos des Künftigen kalt reflektieren. Ist doch der Zufall, das, was uns zufällt, geradezu ein Verwandter des blauen

heiteren Himmels, aus dem unerwartet das Gewitter hervorbricht und unsere Vorgänge auf den Feldern unter diesem blauen Himmel umwandelt. Der Zufall liefert uns dem Ungeplanten und dem Unkontrollierten aus, dem Schwerintegrierbaren und dem Sperrigen, er durchkreuzt die Prognosen der Wirtschaftsweisen und die Wetterberichte, Kriegsstrategien, Fluchtwege und Spaziergänge. Wer ins Blaue fährt, wer also nicht weiß, wohin der Weg führt, setzt sich lustvoll dem Zufall aus. Das Blaue kann demnach gewissermaßen als Geburtsort des Zufalls verstanden werden, als Bezeichnung für ein unkartographiertes Terrain, in das ich mich begebe, um die Wahrscheinlichkeit des Unerwarteten systematisch zu erhöhen. Wenn wir eine derartige ästhetische Praxis als einen Weg begreifen, dann ließen sich unsere architektonischen Methoden des Stein-auf-Stein-Legens und des Patchwork noch einmal umformulieren. Das planvolle Vorgehen, Schritt für Schritt, geschieht auf einem Weg, den man gut kennt, den man deshalb im Kopf vorausgehen kann. Im Altgriechischen gibt es dafür den Ausdruck *hodos*. Der *hodos* verbindet bekannte Orte. Er kann so stark reflektiert werden, dass er zum *metahodos*, zur *Methode* wird. Der andere Weg, der ins Blaue führt und der noch nicht vorgezeichnet ist, der noch nicht gegangen wurde und den ich deswegen erst bahnen muss, dieser Weg ist im Altgriechischen ein *poros*. Er führt ins Offene, ins Unkartographierte, in jenes Blaue, aus dem mich das Unverhoffte trifft, wo das Unkalkulierte eintrifft und mir zufällt. Ein solches Schreiben, wie in einen Tunnel hinein, den Kafka gegenüber Gustav Janouch evoziert,⁹ ist wie der Ausdruck andeutet: *porös*.

Wir können die Techniken, die sich bewusst dem Zufall aussetzen, daher als ambivalente Methoden des *poros* begreifen. Indem ich mich den Würfen des Zufalls aussetze, ist mein Weg notwendigerweise porös für das Andere, das Sperriige des Zufalls. Der Zufall zwingt zum Abweg, zum Umbauen, zum Abbrechen, zum Neu- und zum Umdenken. Er lenkt von den gebahnten Wegen ab und zwingt uns selbst zur Bahnung. Die Bahnung ist ihrerseits ein psychischer Mechanismus, durch den der Zufall in unsere Existenz eindringt:

On ne peut décrire l'origine de la mémoire et du psychisme comme mémoire en général (consciente ou inconsciente) qu'en tenant compte de la différence entre les frayages (*Bahnungen*).¹⁰

WÜRFEL II.2

A) Bahnungstheoretiker:

- 1 = Freud
- 2 = Derrida
- 3 = Exner
- 4 = Thermann
- 5 = Rotpeter
- 6 = Der Offizier aus der Strafkolonie

B) Zufallsexkurs

- 1 = zu Heisenberg
- 2 = zu Kalgomorov
- 3 = zur Random-Walk-Theorie
- 4 = über Rauschen
- 5 = über Zufall in der athenischen Polis
- 6 = zu Kleist

C) Gedankensprünge

- 1 = ungewollt
- 2 = flach
- 3 = nachvollziehbar
- 4 = anstrengend
- 5 = hoch
- 6 = wirr

D) Stilkontinuität

- 1 = ja
- 2 = nein
- 3 = Fake
- 4 = smooth, aber driftend
- 5 = anfangs gegeben, sich dann aber ins Heideggerianische bohrend
- 6 = gebrochen

E) Blauton

- 1 = himmelblau
- 2 = ultramarin
- 3 = bluesblau (blue note)
- 4 = ägyptischblau
- 5 = klassischblau
- 6 = schlumpfblau

F) Unterbrecher

- 1 = Telefon
- 2 = Corona
- 3 = ein Kind
- 4 = ein Unfall
- 5 = ein Nachbar
- 6 = ein Terrorist

IACTUM II.2

A4 = Thermann; B4 = Rauschen; C2 = flache Gedankensprünge; D4 = Stilkontinuität smooth, aber driftend; E5 = klassischblau; F5 = Nachbar

AUSFÜHRUNG II.2

In seiner in mannigfaltiger Hinsicht bahnbrechenden Studie zu *Kafkas Tieren*¹¹ weist Jochen Thermann darauf

hin, dass der *poros* als Schneise ins Ungewisse immer auch kommunativ zu deuten ist. Mit Friedrich Kittler zusammengelesen, könnte man also sagen, dass jede Schneise, die ins Dickicht der Kommunikationslosigkeit geschlagen wird, selbst ein Medium der Kommunikation ist, sei es nun ein Trampelpfad durch den Dschungel oder eine Synapse, die durchs Hirn feuert. Jede Bahnung öffnet eine Schneise durch das Rauschen, die ihrerseits wiederum Rauschen erzeugt. Erinnern wir uns ans kommunikative Dispositiv (im Sinne von Baudry) der Videokonferenz im pandemischen Kontext. Dass die Konferenz eine Rolle erfüllen sollte, die über die phatische Funktion (Jakobson) hinausgeht, glaubt inzwischen nur derselbe Schlag Mensch, der ehemals überzeugt war, dass die Kathodenstrahlröhren des Fernsehers von Toten bevölkert seien. *Zoom*, *Skype*, *Jitsi*, *Hangouts*: Die Kanäle, die in der Pandemie heißlaufen, laufen heiß, weil sie zum privilegierten Medium des Sichvergewissens geworden sind. Ist mein Gegenüber da? Hört es mich? Hört es sich? Sieht es mich? Dann gibt es mich noch. Auch wenn ich im nächsten Moment festfriere oder in Pixelartefakte zergehe, ist mit dieser phatischen Beglaubigung alles erreicht, was Videokonferenzen erreichen können. *The medium is the message* und die *message* war noch nie so klar wie bei *Zoom*: Es gibt dich, man hört dich, man sieht dich. Du kannst dich also getrost in bunte Pixelblöcke verwandeln. Die Schneise, die durchs Rauschen geschlagen wurde, zergeht selbst wieder in Rauschen bzw. erzeugt ihr eigenes Rauschen, sobald ihr Zweck ...

Das war die Klingel. Der alte Lippelt von nebenan, der diesmal nicht nach einem Paket fragte, sondern nach zwei Eiern für einen Eierkuchen. Er trug wie immer seine etwas martialisch anmutende FFP2-Maske, was mich daran erinnerte, dass ich vor lauter Konzentration aufs Schreiben – endlich war ich drin gewesen! – ganz vergessen hatte, dass noch Pandemie ist. Als ich den maskierten Lippelt vor mir sah, wurde mir nicht nur meine eigene Unmaskiertheit bewusst, sondern darüber hinaus die potenzielle Gefahr, die von mir für den Greis ausging, der mir mit seiner zittrigen Hand ein Zeichen gab oder vielleicht war das auch gar kein Zeichen an mich, sondern ein Vorbote seines Todes, medizinische Semiotik und kommunikative Semiotik sind schließlich die beiden Seiten einer und derselben Medaille. Um den alten Lippelt nicht unnötig in einer potenziell mit infizierten Aerosolen gesättigten Luft warten zu lassen, überreichte ich ihm mit etwas hektischen

Handgriffen meine heute früh erst erstandene 6er-Packung Bioeier. Er sagte um Gottes willen, so viele brauche er doch gar nicht. Ich sagte ihm: doch, die brauchen Sie. Und bleiben Sie zu Hause.

Zurück am Schreibtisch. Wieder habe ich den Anschluss verloren, noch immer stecke ich im Anfang fest und kann nicht aufhören anzufangen. Diese Unterbrechungen *out of the blue* gewinnen jedenfalls mit ihrer Häufung auch an Schärfe. Ich weiß zunächst nicht, woher ich weiß, dass der Blauton, der gemeint ist, wann immer etwas *out of the blue* erscheint, ein blasses, ein Pastellblau ist. Woher ich das weiß, wird mir erst klar, als ich einen Schluck von meiner schal gewordenen Apfelsaftschorle nehme: Das *out-of-the-blue*-Blau ist blassblau, weil das die Farbe des Pullovers des alten Lippelt war. Der klingelnde Nachbar ist – die Feststellung erscheint mir alles andere als banal – ein Topos des Zerplötzenden. Das Unvorhersehbare wohnt nebenan. Und immer wieder fragt es nach Eiern.

WÜRFEL II.3

A) Turn

- 1 = medienwissenschaftlich
- 2 = spatial
- 3 = linguistisch
- 4 = theologisch
- 5 = browserhistoriographisch
- 6 = philologisch

B) Zitat

- 1 = Aulus Gellius
- 2 = Thermann
- 3 = Schiller
- 4 = Ricarda Huch
- 5 = Dambudzo Marechera
- 6 = Knut Ebeling

C) Stilistische Entwicklung

- 1 = zurück zu Ebeling
- 2 = fort von Ebeling
- 3 = hin zu Beyoncé
- 4 = Richtung Collage
- 5 = stärker akademisierend (barock)
- 6 = betont lässig (mit Pop-Zitaten)

D) Durchsickernde Aktualität

- 1 = Trump
- 2 = Eröffnung des BER
- 3 = Islamismus in Frankreich
- 4 = Aktuelle Corona-Hotspots
- 5 = Champions League
- 6 = Europa League

E) Intermedialität

- 1 = URL
- 2 = Foto
- 3 = Kupferstich
- 4 = QR-Code
- 5 = Hörzu
- 6 = Youtube-Playlist

F) Fuck-up-Element

- 1 = Lippelts Eierkuchenrezept
- 2 = Aufstellung von Schachtar Donezk
- 3 = Popol Vuh
- 4 = Spiegel
- 5 = Dicke
- 6 = kein Fuck-up

IACTUM II.3

F5 = Turn: browserhistoriographisch;
 B4 = Huch; C1 = zurück zu Ebeling; D6 = Europa League;
 E6 = Youtube-Playlist; F1 = Eierkuchenrezept

AUSFÜHRUNG II.3

Es hat mich etwas länger als gewollt beschäftigt, dass die Bitte um nachbarschaftliche Gaben mit irritierender Ausschließlichkeit auf Eier (vgl. die Beispiele juristischer Kommentare zum Sachdarlehensvertrag) beschränkt wird. Ich bin noch nie nach einer Banane gefragt worden oder nach einer Wurst. Die einzige nennenswerte Konkurrenz ist vielleicht eine Zwiebel. Ich gebe den Gedanken aber auf. Er führt zu nichts. Die Eierfixierung im nachbarschaftlichen Austausch bleibt ein nichtssagender Fleck im Text.

Wenn gleich die Koinzidenz metaphysische Saugkraft hat. Durch die Unterbrechung wird Lippelts Eierbegehr zu einem Einbruch in einen Text, der sich von Anfang an dem Brechen und Brüchigen – dem Unterbrechen, dem Einbrechen, dem Bahnbrechenden, dem Zerbrechenden – aussetzt. Und ist nicht das Ei das Brüchige schlechthin? Nachbar Lippelt hat damit ganz ungewollt ein Textsymbol im Austausch für das Reale eingeschmuggelt. Poröses Schreiben hofft darauf, dass die Worte *out of the blue* auf dem Weiß zerplatzen.

Das deckt sich durchaus mit den Erkenntnissen der Browserhistoriographie. Denn wenn wir die Koinzidenzen des Schreibens ausweiten, ist das Naheliegendste das benachbarte Tab, das ist alles andere als Hexerei. Browserhistoriographisch sind solche Koinzidenzen als Nachbarn zu verstehen. Hier: *Die Fahrt ins Blaue*, eine Stummfilmkomödie aus dem Jahre 1919. Der Liveticker von Lech Poznan gegen Standard Lüttich, der neben dem im Internet Archive für eine Stunde ausgeliehenen offen aufgeschlagenen Band 9 der gesammelten Werke Ricarda Huchs läuft, während, als es noch 0:0 steht, der Satz markiert wird:

Wenn irgendein Absolutismus die Freiheit der Persönlichkeit unterbindet, aus deren Unergründlichkeit immer wieder Überraschendes hervorbricht, wenn vor dem hellen Licht des Verstandes die Dämonen Zufall und Wunder ein Land verlassen, verödet es.¹²

Die ganze Zeit läuft dabei eine YouTube-Playlist von Neil Young: »My, my, hey, hey. Out of the blue and into the black« – als mir Lippelt unbemerkt sein Eierkuchenrezept durch den Türspalt zuschiebt.

WÜRFEL II.4

A) zentrale Nominalisierung

- 1 = das Nebeneinander
- 2 = das Gleichzeitige
- 3 = das Sich-Kreuzende
- 4 = das Sich-Verbindende
- 5 = das Sich-Gegenseitig-Auslöschende
- 6 = das Sich-Paarende

B) Intertext

- 1 = Coleridge: Kubla Khan (»The person from Porlock«)
- 2 = Pessoa: Das Buch der Unruhe
- 3 = Kafka: Tagebücher (das Immer-wieder-Anfangen)
- 4 = Barthes: Fragmente einer Sprache der Liebe
- 5 = Büchner: Woyzeck
- 6 = Robert Walser: Aus dem Bleistiftgebiet

C) Browserhistoriographie

- 1 = Tabkookkurenzen
- 2 = Häufung
- 3 = Singularitäten
- 4 = Obsessionsverdacht
- 5 = Reenactment
- 6 = Löschforschung

D) Akzent

- 1 = hart
- 2 = weich
- 3 = französisch
- 4 = dänisch
- 5 = am Satzende
- 6 = am Satzanfang

E) Fußballweltgeschichte

- 1 = Michel Platini
- 2 = Maradona
- 3 = Pelé
- 4 = Garrincha
- 5 = Eusébio
- 6 = Frank Mill

F) Akademisierungstrieb

- 1 = schwach
- 2 = heuchlerisch
- 3 = vorhanden
- 4 = gebändigt
- 5 = souverän sublimiert
- 6 = enorm

IACTUM II.4

A5 = das Sich-Gegenseitig-Auslöschende;
 B6 = Bleistiftgebiet; C4 = Obsessionsverdacht; D2 = Akzent: weich; E3 = Pelé; F3 = Akademisierungstrieb vorhanden.

AUSFÜHRUNG II.4

Dass der vollgekritzelte Zettel, den Nachbar Lippelt durch den Türspalt geschoben hat, ein Eierkuchenrezept sein soll, habe ich mir, wie ich einräumen muss, nur ausgedacht. Seine winzige, krakelige Schrift ist kaum zu entziffern. Sie erinnert an Walsers Aufzeichnungen aus dem Bleistiftgebiet, was auch daran liegen mag, dass Lippelt mit einem stumpfen HB-Bleistift schreibt. Die stumpfe Mine widersetzt sich jedenfalls der gedanklichen Schärfe. Weder die Schrift – als Vehikel – noch der Inhalt – als Vehikuliertes – tritt klar hervor. Ein Eierkuchenrezept kann man weniger heraus- als hineinlesen. Denn: Wer stumpf schreibt, schreibt unklar. Spitze den Stift an, und du spitzest die Gedanken. Das ist mit Sicherheit kein Robert-Walser-Zitat, das kann auch kein Robert-Walser-Zitat sein, denn Walser hatte einen stumpfen Bleistift. Während ich diese Gedanken hin und her wälze, jage ich meine letzten 24 Stunden Internetaktivität durch einen Scanner. Das Ergebnis? Ein deutlicher Rechercheüberhang zur Farbe Blau.

Jeder Browserhistoriograph würde hieraus einen Obsessionsverdacht ableiten, und das wohl zu Recht. Das Ergebnis überrascht mich jedenfalls nicht, das hätte ich auch ohne statistische Erfassung gewusst. An zweiter Stelle erscheint überraschenderweise Pelé. Das lässt sich erklären. Ich habe nämlich ein Pelé-Video zugeschickt bekommen und angeklickt. Das Video war nicht sonderlich spannend, ich habe vielleicht drei, vier, wenn's hochkommt: sieben Sekunden davon gesehen:

<https://youtu.be/qZy8t1e8fWE>.

Im Hintergrund lief das aber weiter, das Videofenster war nämlich auf lautlos. Und so liefen immer weiter Pelé-Videos auf *Youtube*, während ich mich ganz anderen Sachen widmete. Zum Beispiel dem Cluster »Beginnings/Anfänge«, das nun an dritter Stelle erscheint. Als ich es visuell darstellen lasse, erscheint mitten in der Konstellation, wie der Kopf des Kraken, ein Zitat aus Edward Saids *Beginnings*, das ich schon ganz vergessen hatte, das sich aber nun – zusammen mit Lippelts Eierkuchenrezept, das keines ist bzw. das allenfalls aus dem Bleistiftgebiet stammt – in einem gänzlich anderen Licht darstellt:

The greater the anxiety, the more writing appears
to be quotation, the more writing thinks of itself as,
in some cases even proclaims itself, rewriting.
The utterance sounds like-perhaps even is-a borrowing
from someone else. Prophecy is a type of language
around which this issue of originality perpetually lurks
in many forms: Is the prophecy absolutely authentic
and original?¹³

Als Gegenleistung für die Eier, die ich Lippelt geschenkt habe, wurde mir ein Brocken Erkenntnis zuteil. So lege ich mir das zurecht. Auch wenn ich jetzt Hunger auf ein Schakschuka bekommen habe und mir die Zutaten fehlen. Muss jetzt auch anders gehen. Mit Mehlschwitze. Ich suche auf *chefkoch*.

13

Edward Said, *Beginnings. Intention and Method*, New York: Basic Books 1975, 22.

de nach Mehlschwitze und finde ein Rezept eines Users bzw. einer Userin namens »crashlady«: Mehlschwitze, gelingsicher. Bewertung: 4,6. Das wird schon hinhauen. Mach ich halt Schakschuka vegan. Denn meine Eier sind verbleistiftet.

Übergabewürfel

A) Ich

- 1 = Ichintensivierung
- 2 = Ichvermeidung
- 3 = Ichverkleidung
- 4 = Ichauslöschung
- 5 = Ichminimalisierung
- 6 = Ich zu Er/Sie/Es/Sier

B) Stimmung

- 1 = heiter
- 2 = düster
- 3 = noch düsterer
- 4 = trocken
- 5 = feuchtfröhlich
- 6 = kalt

C) Störfaktor

- 1 = technisch
- 2 = klimatisch
- 3 = intim
- 4 = gesundheitlich
- 5 = unbestimmt
- 6 = kognitiv

D) Einsatz von Adjektiven

- 1 = nachlässig
- 2 = pointiert
- 3 = übertrieben(,) blumig
- 4 = ausschließlich Partizipien
in Adjektivfunktion
- 5 = Adjektive nur in Zweierpaaren
- 6 = keine Adjektive

- E) Wetter
1 = Gewitter
2 = Graupel
3 = Hitze
4 = Schnee
5 = Nebel (dicht)
6 = Niesel

- F) Akademischer Gestus
1 = Parodie
2 = lässig
3 = ernst
4 = populärwissenschaftlich
5 = derridamimetisch
6 = elegant

Als Gegenleistung für die Eier, die ich Lippelt geschenkt habe, wurde mir ein Brocken Erkenntnis zuteil. So lege ich mir das zurecht. Auch wenn ich jetzt Hunger auf ein Schakschuka bekommen habe und mir die Zutaten fehlen. Muss jetzt auch anders gehen. Mit Mehlschwitze. Ich suche auf chefkoch.de nach Mehlschwitze und finde ein Rezept eines Users bzw. einer Userin namens »crashlady«: Mehlschwitze, gelingsicher. Bewertung: 4,6. Das wird schon hinhauen. Mach ich halt Schakschuka vegan. Denn meine Eier sind verbleistiftet.

Übergabewürfel

- A) Ich
1 = Ichintensivierung
2 = Ichvermeidung
3 = Ichverkleidung
4 = Ichauslöschnung
5 = Ichminimalisierung
6 = Ich zu Er/Sie/Es/Sier

- B) Stimmung
1 = heiter
2 = düster
3 = noch düsterer
4 = trocken
5 = feuchtfröhlich
6 = kalt

- C) Störfaktor
1 = technisch
2 = klimatisch
3 = intim
4 = gesundheitlich
5 = unbestimmt
6 = kognitiv

D) Einsatz von Adjektiven

- 1 = nachlässig
- 2 = pointiert
- 3 = übertrieben(,) blumig
- 4 = ausschließlich Partizipien in Adjektivfunktion
- 5 = Adjektive nur in Zweierpaaren
- 6 = keine Adjektive

E) Wetter

- 1 = Gewitter
- 2 = Graupel
- 3 = Hitze
- 4 = Schnee
- 5 = Nebel (dicht)
- 6 = Niesel

F) Akademischer Gestus

- 1 = Parodie
- 2 = lässig
- 3 = ernst
- 4 = populärwissenschaftlich
- 5 = derridamimetisch
- 6 = elegant

(A5, B4, C5, D1, E3, F4) Aber schon tut sich unter der Nachmittagshitze eine weitere Hürde auf. Die Zutaten sind zwar überschaubar, aber nicht vegan, merke ich bei genauerem Studium der Anweisungen, selbst wenn der Rezeptur die Eier fehlen mögen. Und jetzt klingelt es auch schon wieder an der Tür. Lippelt.

(A6, B6, C6, D2, E2, F1) Man nehme einen Begriff und behalte ihn bei, ganz unverbrüchlich, und dann unterstellt man die fortdauernde Identität dessen, was er bezeichnet, auch wenn die Sache längst zerbrockt ist, weil alle Bestandteile sich in Nichts aufgelöst haben oder ausgetauscht wurden, dachte das Kügelchen, als es klein, gräulich weiß und empathielos die Scheibe des Dachfensters hinunterglitt, während drinnen Gene Krupa seine Stöcke so hart auf die Toms prasseln ließ, dass das Glas vibrierte (erstaunlicher Musikgeschmack übrigens für jemanden in dem Alter, aber wenn schon ein Klümpchen Wassermoleküle wahrnehmen und denken kann, muss man das hier wohl hinnehmen, dumm nur, dass ausgerechnet das in solchen Fällen übliche Körnchen Salz es direkt verdünnsieren würde), aber wer bin ich, dass ich mich lustig machen dürfte, bei mir hat es ja auch nicht zu Größerem gereicht, kein Impact, kein bleibender Eindruck, aber trotzdem, soll der Mensch da drinnen doch gleich Graupen in seine Pampe werfen, sind ja auch vegan, aber vielleicht kommt ja gerade dabei das eine oder andere Körnchen Erkenntnis heraus (Du weißt ja, wie das mit den Reiskörnern und dem Schachbrett funktioniert), kulinarisch oder wie auch immer.

(A6, B1, C2, D4, E, F2) Doch wer hat hier eigentlich von Mission impossible gesprochen. Das Küchenklima könnte besser nicht sein, und der Black-Boch-Koch muss hier seine Sonnenbrille auf keinen Fall in den Pomadenscheitel verschieben. Das wird schön weich, der Chef sieht sich persönlich dabei zu, wie er lieber mal den Fetagraupel anwachsen lässt. Die gläsernen Augen der echten Schakschuka sind eh ein Gräuel.

RIEN À SIGNALER? KEINE BESONDEREN
VORKOMMENISSE ODER: KEIN GLÜCKLICHER WURF
WIRD DIE SELBSTVERSCHULDETE
WAHRSCHEINLICHKEIT ABSCHAFFEN

IACTUM ÜBERGABEWÜRTEL

A6 = Ich zu Er/Sie/Es/Sier, B6 = Stimmung kalt, C6 = Störfaktor kognitiv, D2 = pointierter Einsatz von Adjektiven, E2 = Graupelwetter, F1 = Gestus der Parodie

AUSFÜHRUNG

»Man nehme einen Begriff und behalte ihn bei, ganz unverbrüchlich, und dann unterstelle man die fortdauernde Identität dessen, was er bezeichnet, auch wenn die Sache längst zerbröselt ist, weil alle Bestandteile sich in Nichts aufgelöst haben oder ausgetauscht wurden,« dachte das Kückchen, als es klein, gräulich weiß und empathielos die Scheibe des Dachfensters hinunterglitt, während drinnen Gene Krupa seine Stöcke so hart auf die Toms prasseln ließ, dass das Glas vibrierte (erstaunlicher Musikgeschmack übrigens für jemanden im dem Alter, aber wenn schon ein Klümpchen Wassermoleküle wahrnehmen und denken kann, muss man das hier wohl hinnehmen, dumm nur, dass ausgerechnet das in solchen Fällen übliche Körnchen Salz es direkt verdünnsieren würde), »... aber wer bin ich, dass ich mich lustig machen dürfte, bei mir hat es ja auch nicht zu Größerem gereicht, kein Impact, kein bleibender Eindruck, aber trotzdem, soll der Mensch da drinnen doch gleich Graupen in seine Pampe werfen, sind ja auch vegan, aber vielleicht kommt ja gerade dabei das eine oder andere Körnchen Erkenntnis heraus« (man weiß ja, wie das mit den Reiskörnern und dem Schachbrett funktioniert), »kulinarisch oder wie auch immer«.

»Natürlich schenkt mir die Person da drinnen, die so innig mit Kochen beschäftigt ist, keinerlei Beachtung«, dachte das Graupelkorn. »Wäre ein Ei an der Fensterscheibe gelandet, wäre das natürlich eine andere Geschichte gewesen. ›Das hat mir doch gerade noch gefehlt,‹ hätte sie vielleicht gedacht, was ja auch stimmt« – (jetzt läuft übrigens gerade »All shook up« von Elvis,

was ist denn das für eine Oldie-Playlist?) – »tja, mit so einem Ei auf der Scheibe hätte Spotify eine ganz neue Bedeutung gewonnen, aber selbst als solches erkannt, wäre es trotzdem kaum vom Eisregen in der Pfanne gelandet, *dirt is stuff out of place, right?* – schwer, gegen dieses Prinzip anzukommen.«

Das plötzliche Auftauchen eines Eis aus alles andere als heiterem Himmel wäre denn wohl auch kaum als Symptom einer freundlichen, wenn auch ungeschickt deplacierten Unterstützung durch eine unbekannte Entität interpretiert worden, sondern als Akt der Aggression, die auf feindselige menschliche Agency zurückzuführen ist, vielleicht auch in ihrer ironischen Ko-Inzidenz, *je sais bien, mais quand même*, einer böswilligen höheren Macht zugeschrieben würde. Koinzidenz, die nichts kompensiert, ausgleicht oder restituiert, sondern nur eine weitere ›Disruption‹ bringt. Man nehme einen Begriff und staune, was er alles mit sich bringt: weniger wie eine Zutat für ein neues Gericht, sondern eher wie ein Spaghetto, an dessen auch ohne Carbonara klebrigen Fädchen Zeug hängt, das man genauso wenig mit auf dem Teller haben wollte wie von der Scheibe gekratzte Eier. Warum nicht einfach beim Unterbrechen bleiben? Sicher, *dis-* wirkt radikaler als *unter-* oder *inter-*. Unterbrechung suggeriert, dass es danach wieder weitergehen kann und wird wie vorher. *Dis-* dagegen: die irreversible Zerstörung der alten Ordnung, kein Zurück mehr. Spielen wir weiter Vorsilben durch: *ir-...* – wie wäre es mit *irruption*, Invasion, Einbruch? Darum ging es doch irgendwo an einem Anfang, der keiner sein wollte, der alles Weitere ausgelöst hat. Und um Einfälle. Jemandem fällt etwas ein, so reden die Menschen hier, das ist die Logik der Autonomie und des Ingeniums. Aber vielleicht fallen die Ideen ja ein wie die Hunnen. Oder schlagen ein wie Hagelkörner oder Meteoriten – dann fällt einem wirklich etwas ein, nämlich das vertraute Gedankengebäude. Vielleicht besser Spanisch: *Se me ocurre algo*, wörtlich: Mir widerfährt etwas. Achtung, auf der Bahn Ihres Denkens und Handelns ist mit Gegenverkehr zu rechnen – und schon ist das schönste *disegno* kaputt. Unerwartete Gäste empfangen, auch und vor allem, wenn sie keine Menschen, Götter oder deren altbekannte Emissäre sind. Neue Gesetze der Gastfreundschaft – solange das beharrliche Klopfen an der Tür, das Ihr seit Jahrzehnten überhört, noch das Haus stehen lässt – und sich selbst nur wie Gäste oder Mieter benehmen,

nicht wie Eigentümer,¹⁴ hört auf Euren weisen alten Gascogner, auch wenn er jetzt als Objekt, aus dem Grab, zu Euch ruft. Ja, Euer berühmter Anderer hat meistens gar kein Gesicht, jedenfalls keines, das dem Euren gleicht. Aber ein Interface muss sich trotzdem finden lassen, und sei es auch so wenig porös wie eine Fensterscheibe. Das Unter-/Inter- der Brechung als das Zugrundeliegende des gemeinsamen Interesses. Meta- wie *metaxy*, das trennend Verbindende.¹⁵

Tja, Disruption – auf welchem Feld hat der Begriff *Karriere* gleich gemacht? Nicht da, wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen, sondern dort, wo die Ökonomie der Technologie das Fell über die Ohren zieht, damit sie blindlings vorwärtsstürmt und alles niedertrampelt. Digital(e) Disruption, Doppel-Di, fast so schön wie Doppelklick und eng verwandt, jedenfalls braucht man kein DeepL dafür, das ins Deutsche zu »übersetzen«.

Wäre es schlimm, diesen Faden zu verlieren? Lauschen wir für einen Augenblick nicht nur dem gleichmäßigen Prasseln meiner Niederschlagsgenossen, sondern den virilen Gesängen des *Vanguard Choir* neodarwinistischer Jungunternehmer aus dem Wissensepos Wikipedia:

»Das Wort Start-up wird in der Gründerszene fast inflationär benutzt, doch nicht jedes junge und innovative Unternehmen ist ein Start-up. Die Besonderheit, die ein solches ausmacht, ist die Kraft zur Disruption. Ein Start-up muss eine disruptive Idee besitzen, die dafür sorgt, dass bestehende Strukturen und Organisationen aufgebrochen und im Erfolgsfall zerstört werden. Das ist jedoch keineswegs negativ und destruktiv gemeint, sondern vielmehr positiv und progressiv. Start-ups sollen durch neue, ganz besondere Konzepte die bisherigen Produkte, Arbeitsweisen und Abläufe derart optimieren, dass diese mangels Konkurrenzfähigkeit obsolet werden, untergehen und verschwinden. Die Disruption soll alte Strukturen durch komplett neue – meist einfachere oder bequemere, vor allem effektivere – ersetzen. Eine disruptive Idee bedeutet nicht eine simple Weiterentwicklung

eines Produktes, sondern stattdessen eine komplette Neuentwicklung mit ganz neuen Ansätzen, wodurch bestimmte Geschäftsmodelle und sogar ganze Branchen obsolet werden. Durch Disruption schlägt Evolution um in Revolution.«¹⁶

Echter Erfolg ist nur, wenn du eine Schneise der Verwüstung vorzuweisen hast. (Manche meiner großen Hagelgeschwister würden übrigens sofort zustimmen, wenn sie dazu animiert würden). Oder handelt es sich hier doch eher um das Manifest der »Anderen Schrecklichen Arbeiter«? Je mehr du zertrümmerst, desto mehr baust du denselben Kram nach den gleichen Bauplänen wieder und wieder, Jacques hatte immer schon recht. Fällt nur mir Graupelkorn, unbeeindruckt und unterkühlt, auf, dass dieses Hohe lied der Obsoleszenz nur der mp3-Remix der alten Schumpeter-Leier von der schöpferischen Zerstörung ist? *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung*, erschienen 1911, heyday der Avantgardetrunkheit. Drei Jahre später gab es dann ja schon »schöpferische Zerstörung à discrétoir«, da konnte sich der kalte Blick an der Schönheit der Granatfeuer sattsehen. *On ne peut pas faire d'omelette sans casser des œufs*.

Dass Schumpeter nach den gleichen Mustern denkt wie die Avantgarden seiner Zeit, ist jedenfalls nicht nur mir Graupelkorn aufgefallen: Schumpeter inspiriert von den Futuristen.¹⁷ Aber vielleicht wird ja umgekehrt ein Knobelbecher draus. Was, wenn die Truppen-Bewegungen dieser Ästhetiken der Disruption gar nicht so autonom vorangestürmt sind, sondern als eifrige Franchisenehmer der Ökonomie jener Bourgeoisie hinterhergelaufen sind, von der sie sich so vehement abgrenzen wollten? Futuristen und Surrealisten als Jungunternehmer und Shareholder von *future bonds*, man macht natürlich nicht in Standardobjekten, sondern in Aktienobjekten.¹⁸ Was nicht unterbrochen wird, ist das Prinzip dieser Disruption, ist die Kontinuität des rahmenden Systems der Ökonomie, in der die Disruptionen auf Dauer geschaltet sind.

Ökonomie und Heilsgeschichte, Figuraledeutung inklusive. Schumpeter der Prophet, das Neue Testament

14

Michel Serres, *Le Contrat naturel*, Paris: Flammarion 1992, 58ff.; ders., *Le Mal propre. Polluer pour s'approprier*, Paris: Le Pommier 2008, v.a. 34ff., 74ff., 80ff.

15

»Deux prisonniers, dans des cachots voisins, qui communiquent par des coups frappés contre le mur. Le mur est ce qui les sépare, mais aussi ce qui leur permet de communiquer. Ainsi nous et Dieu. Toute séparation est un lien.« Simone Weil, *La Pesanteur et la grâce* [1947], Paris: Plon 2017, 228.

16

<https://de.wikipedia.org/wiki/Disruption> (08.02.2021).

17

Erwin Dekker, »Schumpeter: Theorist of the Avant-Garde. The Embrace of the New in Schumpeter's Original Theory of Economic Development», in: *The Review of Austrian Economics* 31 (2018), 177–194.

18

Luc Boltanski und Arnauld Esquerre, *Enrichissement. Une critique de la marchandise*, Paris: Gallimard 2017, 201ff., 355ff.

schreiben die Apostel der Start-ups. Aber wissen die wirklich, wo sie den alten Wein holen, den sie da neu abfüllen? Oder ist das eine geschichtsphilosophische List der ›Vernunft‹?

Habe ich jetzt den Faden verloren? Den Anschluss? Aber leider habe ich den kommunikativen Anschluss zur Person dort drinnen, die mittlerweile zu Abend isst, gar nicht erst herstellen können. Kein Wunder, ich bin zwar eine diskrete Entität (wenn auch nicht mehr sehr lange am beheizten Fenster), aber ziemlich unscheinbar und für den Menschen da drinnen doch nur Hintergrundgeräusch, Milieugeschehen¹⁹, Schlechtwetter-Begleiterscheinung, aleatorisch auftretend. Eben kein Phänomen. Ein Wunder bräuchte es wohl, damit es anders verläuft – wie weit müsste das gehen, damit ein Zeichen erkannt wird? Vielleicht ein zünftiger Tierregen aus heiterem Himmel? Frösche oder Fische (und wären diese dann Müll oder Manna? *If life gives you fish make bouillabaisse!*). Oder echte Katastrophen in Serie? Frösche, Blut, Heuschrecken, Mückenschwärme, Hagel, Finsternis. Was sie damals daraus gemacht haben, ist leider auch nicht sehr ermutigend. Die Indizien einer ökolo-gischen Katastrophe in einer Urszene der *appropriation* umgedeutet zu Zeichen dieses widerwärtigen Gottes, Zerstörung durch den ›Schöpfer‹, der sich vornehmlich an Rache und Strafen ergötzt – und seine Anbeiter offenbar an Allmachtsfantasien der Feindvernichtung. Doppelklick-Kommunikation mit Gott, Kurzschluss zwischen Affekt und Vergeltung. Ökologische Kriegsführung, damals im Spiegelstadium der Religionsgeschichte imaginiert, demnächst vielleicht Realität: Über Juan Baigorri Velar hat man noch gelacht (wenigstens außerhalb von Argentinien).²⁰ Aber jetzt diktieren China dem Niederschlag,

19

Angelehnt an Heiders Formulierung von »unwichtigen« Mediumvorgängen – Fritz Heider, *Ding und Medium* [1926], hg. von Dirk Baecker, Berlin: Kadmos 2005, 66ff.

20

Martin E. Graziano, »En busca de la máquina para hacer llover«, in: *La Nación*, 6.8.2016, <https://www.lanacion.com.ar/lifestyle/en-busca-de-la-maquina-para-hacer-llover-nid1925561/> (11.2.2021); »Juan Baigorri Velar intentará hacer llover en Buenos Aires 1969«, <https://www.youtube.com/watch?v=ufvQ8SeVaJ8> (11.2.2021); vgl. dazu Michael Cuntz, »Zeitmaschine«, in: Markus Krajewski und Harun Maye (Hg.), *Universalsencyklopädie menschlicher Klugheit*, Berlin: Kadmos 2020, 149–151.

wo, wann und bei wem er fällt – oder eben ausbleibt.²¹ Selbst blauer Himmel nicht mehr *out of the blue*, sondern auf Bestellung zu Ehren von Nation und Partei. Meteorologische Interventionspolitik, Wettervorhersagen nach Fünfjahresplan. Hat Flüsse umzuleiten nicht schon genug Unheil angerichtet? Die Antwort auf Zerstörung, die blöderweise nicht besonders schöpferisch war, kann nur in größerer schöpferischer Zerstörung bestehen! Die Störung des Klimas beheben durch noch mehr Störung, aber ›kontrolliert‹. *I sing the planet cybernetic!*

Aber weshalb sollte überhaupt jemand warnen auf unerwartete Zeichen ›aus heiterem Himmel? Out of the blue? Sonderbare Redensarten, erdacht von Menschen, für die es sich von selbst versteht ist, dass ein blauer Himmel gut und wünschenswert ist, die vielleicht Niederschlag *for granted* nehmen, als selbstverständlich gewährt und zugesichert. *Soleil, je te viens voir pour la dernière fois ...* Barthes schreibt, dass es nicht erstaunlich ist, dass für Phädra die Sonne etwas Schreckliches ist, weil sie aus einem mediterranen Klima kommt, in dem sie unerbittlich brennt.²² Noch drei oder vier weitere Dürresommer und Hitzeperioden und es

21

Vgl. etwa: Tristan Fiedler, »Warum China Milliarden in ein Programm zur Wetterkontrolle steckt«, <https://www.businessinsider.de/wissenschaft/warum-china-milliarden-in-ein-programm-zur-wetterkontrolle-steckt-und-das-die-nachbarstaaten-nervoessmacht/>; Florian Rötzer, »China plant gigantisches Wetterprojekt«, <https://www.heise.de/tp/features/China-plant-gigantisches-Wetterprojekt-4039443.html> (11.2.2021); »Wetter steuern. China will regen über Tibet machen« <https://www.deutschlandfunknova.de/beitrag/china-regen-machen-ueber-tibet> (11.2.2021). Mit solchen Projekten wird der Weg zur Aneignung des Planeten bis zum bitteren Ende beschritten, den Serres aus gutem Grund so vehement kritisiert.

22

Roland Barthes, *Sur Racine* [1963]: Paris: Seuil 2002. Barthes spricht vom »soleil inquiétant et de l'ombre bénéfique« (41), gar vom »soleil meurtrier« (ebd.) und stützt diese Charakterisierung auch mit Beobachtungen aus dem Griechenland der 1960er Jahre: »Il suffit de visiter aujourd'hui la Grèce pour comprendre la violence de la petitesse, et combien la tragédie racinienne, par sa nature >contrainte<, s'accorde à ces lieux que Racine n'avait jamais vus: Thèbes, Buthrot, Trézène, ces capitales de la tragédie sont des villages. Trézène, où Phédre se meurt, est un tertre aride, fortifié de pierraillles. Le soleil fait un extérieur pur, net, dépeuplé; la vie est dans l'ombre, qui est à la fois repos, secret, échange et faute. Même hors la maison, il n'y a pas de vrai souffle: c'est le maquis, le désert, un espace inorganisé.« (20)

wird den Menschen hier vielleicht auch so gehen und sie würden sich wünschen, die Sonne zum letzten Mal zu sehen, zumindest für ein paar Monate. Dann würden sie vielleicht sogar ein paar unscheinbare Regentropfen ihre Aufmerksamkeit schenken. Ihr rares Fallen wird dann zur Information werden, zumindest für den Augenschein, weil es zum Ereignis wird. Dabei ist es das dauerhafte Ausbleiben des Niederschlags, der die Information darstellt: *In the Event of Non-Happening*, wie Olga Moskatova einen ihrer Aufsätze genannt hat.«²³ (Wann ein Graupelkorn das alles gelesen hat, bleibt leider unerklärlich, aber wenn Siliciumkristalle intelligent werden können, warum nicht auch eine Ansammlung von Wasserkristallen?) »Das ist wohl ein fundamentales kognitiv-affektives Problem dieser Lebensform.

Out of the blue ... d'un coup: Donnerschlag oder Würfelwurf? *Un coup de dés jamais n'abolira le hasard.* Ist das ihre Hoffnung? Ist der Zufall das Wunder, auf das sie setzen, der Gott zu dem sie beten? Auf dass er das Zeichen einer Rettung sende, die unwahrscheinlicher ist als meine flüchtige Existenz als denkendes Eiskügelchen? Auf den *coup de théâtre*, der die unverhoffte Wendung bringt wie in irgendeinem dieser erbärmlichen Hollywoodfilme, in denen ein pickelgesichtiger Vorstadtmessias dazu auserwählt ist, die Welt zu retten?« (An dieser Stelle mag sich die eine oder der andere endgültig durch dieses unverfrorene Graupelkorn in der Ehre seiner Spezies gekränkt fühlen, das dreist unterstellt, Menschen könnten nicht zwischen Fiktion und Realität unterscheiden. Aber ist es wirklich seinerseits ›verschwörungstheoretisch‹, einen Zusammenhang herzustellen zwischen den ad nauseam reproduzierten plumpen Verschwörungsnarrativen, mit denen in der Kulturindustrie denkfaul auf Rezept Fiktionen angerührt werden, und der grassierenden Bereitschaft, an die debilsten Verschwörungswahnvorstellungen in der realen Welt zu glauben: Bleiben emsige Bauarbeiten an den Bahnhöfen für simpel gestrickte Erklärungsmuster langfristig folgenlos?) »Ist die Zunahme extremer Wetterereignisse nicht Zeichen, nicht Disruption genug? Aber: *The medium is the message.* Solange nicht die Sendung unterbrochen wird, in der die Katastrophe übertragen wird, solange der Kanal offenbleibt, fühlt niemand das Unbe-

23

Olga Moskatova, »In the Event of Non-Happening. On the Activity and Passivity of Materials«, in: Marcel Finke und Friedrich Weltzien (Hg.), *State of Flux. Aesthetics of Fluid Materials*, Berlin: Reimer 2017, 105–120.

hagen einer Störung. Während einige (wie Birgit Schneider) darüber nachdenken, wie sie sich mit dem Wissen kognitiv-affektiv verschalten können, das ihre Instrumente und Medien hervorbringen und das sich auf ihren Bildschirmen zeigt,²⁴ immunisiert sich die Mehrzahl mit und in ihren Medien gegen das Außen der Welt, das sie nicht draußen halten können. Man kann das für technologisches Geschick halten, muss man aber nicht. Letztlich kommt alles darauf an, wohin die meisten Kügelchen fallen.²⁵ An diesem Normalismus ist schon lange nicht mehr viel normal. Von welchem Unerwarteten ist die Rede, das auf einmal, ganz plötzlich hereinbrechen sollte? Es ist ja nicht so, als ob es um die Pläne für die intergalaktische Schnellstraße ginge, die drei Sonnensysteme weiter zur Einsicht auslagen.²⁶ Eher um die Chroniken angekündigter selbstverschuldeter Verhängnisse. Covid-19 ist nicht als unbekannte Gefahr vom Himmel gefallen, sein Advent war lange angekündigt,²⁷ nicht ob es kommen würde, sondern wann, nur darüber ließ sich noch spekulieren: Eine Frage der Wahrscheinlichkeit, der Kombinatorik in der interspezifischen Reproduktion und Rekombination von Eigenschaften und Elementen, keine *creatio ex nihilo*, sondern eine Abfolge bescheidener Umbauten. Die Frage, wie lange es dauern würde, bis in den Millionen von Würfelwürfen die richtigen, die fatalen dabei sein würden. Das war kein *clinamen* im Fallen der Elemente, kein Graupelkorn, das aus der Bahn geraten ist, um auf einem Fensterrahmen anderes zu reflektieren als das Licht, das durch die Scheibe fällt, bevor es wieder den Gesetzen der Entropie folgt und sich auflöst. Ist das ein Lernprozess mit tödlichem Ausgang, aber wenigstens ein Lernprozess? Keine glückliche Fügung wird das selbstproduzierte ›Geschick‹ der Klimakatastrophe abwenden, von der jeder denkende Mensch

24

Z. B. Birgit Schneider, *Klimabilder. Eine Genealogie globaler Bildpolitiken von Klima und Klimawandel*, Berlin: Matthes & Seitz 2018.

25

Vgl. Jürgen Link, *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1997, v.a. 245f.

26

Eine Anspielung auf den Auslöser für alles Weitere in Douglas Adams' *The Hitchhiker's Guide to the Galaxy* (1979).

27

»Le surgissement de l'événement doit trouer tout horizon d'attente«, schreibt Jacques Derrida in »*Foi et savoir*«, in: J.D., *Foi et savoir suivi de Le siècle et le pardon*, Paris: Seuil 2001, 16. Nichts an Covid-19 oder dem Klimawandel schlägt Löcher in den Erwartungshorizont.

wissen kann, wissen muss, dass ihr Kommen von langer Hand vorgezeichnet ist. Wollen sie wirklich darauf hoffen, dass ein glücklicher Zufall sie aus der Bahn wirft, die sie selbst für den Planeten gezeichnet haben und unbelehrbar weiter zeichnen? Auf Zeichen aus heiterem Himmel warten, wenn die unerbittliche Bläue des Grunds das Zeichen ist? Das *clinamen*, das sie aus dieser Bahn wirft, werden sie selbst produzieren müssen, unablässig, unermüdlich, mit einer Myriade von Würfen. Ein glücklicher Wurf wird die Wahrscheinlichkeit nicht abschaffen.« *Meltdown*.

Knut Ebeling
Gomes / Thermann
Michael Cuntz

Leichenschau?
Bio- und Thanatopolitiken
exquisiter Kadaver

NOSTALGIE IM HYPERINDUSTRIELLEN ZEITALTER

Die Welt von ihren losen Enden her gefaltet zu denken, an denen sich die Gegenwart in einem gekrümmten Raum über die Zukunft beugt – das Schreibspiel des *cadavre exquis*, diese surrealistische Leiche, ruft die alte Kulturtechnik des *bricolage* auf den Plan. Diese bringt Unzusammenhängendes in neue Zusammenhänge – in einem gegen den Sinn zufällig sich ergebenden Widersinn. »Le cadavre exquis boira le vin nouveau«¹, war der erste gefaltete Satz, der dem surrealistischen Spiel seinen Namen gab.² Peter Tscherkassky, österreichischer Filmavantgardist, hat so eines seiner monumentalen Experimentalwerke genannt: *The Exquisite Corpus*. Der 19-minütige Film entstand 2015 auf 35mm-Zelluloid-Material. *The Exquisite Corpus* hat, in Referenz auf die surrealistischen Mischtechnik des *cadavre exquis*, mehrere unterschiedliche Filme als Ausgangsmaterial. Neben Werbefilmen waren dies ein amerikanischer Erotikthriller aus den Achtzigerjahren des 20. Jahrhunderts, eine britische Komödie aus den frühen Sechzigern, ein dänischer und ein französischer Pornofilm (beide aus den Siebziger Jahren, vermutet Tscherkassky), ein italienischer Softsexfilm von 1979, sowie ein (britischer?) Amateurspielfilm, der sich am ehesten als »Nudistenfilm« bezeichnen ließe: »Expliziter Sex spielt keine Rolle, dafür laufen die Darsteller und Darstellerinnen allesamt völlig unmotiviert nackt durch die Landschaft«, hält Tscherkassky fest (vgl. Abb. 1 und 2).³



1 »Der erlesene Leichnam wird den jungen Wein trinken.«

2 André Breton, Paul Eluard, *Dictionnaire abrégé du surréalisme*, Paris: Galerie des Beaux-Arts 1938.

3 Vgl. Peter Tscherkassky, »The Exquisite Corpus«, www.tscherkassky.at/inhalt/films/dieFilme/TheExquisiteCorpus.html (7.1.2021).



Abb. 1 + 2: Fetischgraduierungen: Nacktheit, Filmstreifen, Projektion⁴

Die found-footage-Versatzstücke, deren Herkunft selbst der Filmemacher nicht kennt, sind sinnentleert (»alle verbindet, dass sie eine Geschichte erzählen, die zutiefst hanebüchen ist«) und hätten allein den Zweck »den menschlichen Körper nackt zu zeigen«⁵. Die nackten Körper der Frauen und Männer, die in der Natur und beim Segelturn unter der gleißenden Sonne zu sehen sind, sind für die Amateurkamera regelrechte Götzen-Bilder. Den experimentellen Eingriff in das Material kann man sich wie folgt vorstellen: Tscherkassky isoliert in der Dunkelkammer mit seinem Laserpointer die gefilmten Körper auf einen Negativfilmstreifen. Aus der Chronologie fortlaufender Szenen befreit, haftet ihnen nur noch strukturelle Paradigmatik an, die Tscherkassky wiederum in eine rein assoziativ gefasste Kontinuität umkopiert.⁶ Den Bilder-Fetisch erster Ordnung (die Nacktheit) entreißt er dem ursprünglichen Filmstreifen, bringt dabei aber den Filmstreifen als Objekt selbst in den Vordergrund: »Diese Grundhaltung machte ich mir zu Nutze, indem ich den Körper des Films zum Thema von *The Exquisite Corpus* erhob.«⁷ Der derart im Avantgarde-Verfahren entstandene Fetisch zweiter Ordnung wird im Akt der Filmprojektion in die nächsthöhere Ordnung überführt: Nur die anamorphe Optik der Cinemascope-Linse, die zugleich staucht und verzerrt, vermag das Bild im richtigen Format auf der Leinwand zu

4 Abbildungsnachweis: © Peter Tscherkassky, *The Exquisite Corpus*, 2015. Verwendung mit freundlicher Genehmigung des Regisseurs.

5 Ebd.

6 Peter Tscherkassky – Artist in Focus». Lecture am 10.10.2020 bei UNDERDOX, Filmmuseum München, vgl. http://www.underdox-festival.de/de/filme2020/artistinfocus_tscherkassky.html (7.1.2021).

7 Tscherkassky, »The Exquisite Corpus«.

zeigen. Der solchermaßen korrekt projizierte Film ist der Leinwand-Fetisch der Cinephilia.

Anlässlich des 100. Geburtstags des Kinos schrieb Susan Sontag 1996 in der New York Times in ihrem kulturreessimistischen Artikel »The Decay of Cinema«:

Cinephilia has no role in the era of hyperindustrial films. [...] Images now appear in any size and on a variety of surfaces: on a screen in a theater, on disco walls and on megascrēens hanging above sports arenas. The sheer ubiquity of moving images has steadily undermined the standards people once had both for cinema as art and for cinema as popular entertainment.⁸

Dystopisch wird hier das Hyperindustrielle als eine Endform des industriellen Zeitalters akzentuiert, das das Kino gerade erst hervorgebracht hatte.

Auch der französische Soziologe Pierre Veltz situiert die hyperindustrielle Epoche in eine Zeit der veränderten technologischen Bedingungen.

We are shifting away from this conventional industrial world because its management models are obsolete, technology has changed radically, and there is a boom in the service industry, in the manipulation of symbols, and the like, which were not considered standard industrial tasks. [...] Horizontal cooperation produces information which is more relevant – it is the same model as for platforms.⁹

In dieser Welt der informativen Vernetzung symbolhafter Existenzen ist das soziale Tool nicht mehr die zentrale Organisation der Individuen; jedes Individuum steuert mittels

der Tool-Anwendungen (»Apps«) vielmehr selbst zur Big Data bei, dem großen Informationsfluss der hyperindustriellen Gesellschaft: »Today, what works best are distributed applications where users themselves enter the data.«¹⁰

Mit dem von Susan Sontag festgestellten Ende der für das Kino entscheidenden industriellen Epoche verbindet sich in ähnlicher Weise der Verlust der zentralen Organisationsstrukturen, wie es Veltz für die digitalisierte Gesellschaft sieht. Sontags verstreute und ubiquitäre, nicht mehr konzentrierte, singuläre devices der Bildausstrahlung (*screen in a theater, disco walls, megascrēens*) sind eine der Ursachen für einen generellen Verlust des ästhetischen Erlebnisses, das, verbunden mit einem gewissen Standard der Rezeption, die Filme erst als eigentliche Werke – sei es der Kunst oder des Entertainments – sichtbar macht.

Ergänzend hinzugefügt sei das bereits in den Fünfzigerjahren stark verbreitete (und die erste Welle des Kinosterbens provozierende¹¹) Fernsehen und das Anfang der Achtzigerjahre zum Zweck des Home-Cinema hervorgebrachte Video (das einst weitverbreitete Akronym VHS meint Video Home System), das einen zeitunabhängigen und individualisierten Zugriff auf die bewegten Bilder ermöglicht. Aber selbst das war nicht neu: Schon davor gab es die auf das Schmalbildformat Super-8 heruntergebrochenen Viewer-Digest-Kompressionen von Katastrophenfilmen, die in den Siebzigerjahren für Heimkino-Atmosphäre sorgten, »verdichtet auf das Wesentliche und im Verzicht auf alles Störende: Katastrophen pur und keine haarsträubende Handlung.«¹² Während Sontag hier mit den Großleinwänden auf die urbane Ubiquität abzielt – als Inbilder des Futuristischen potenziert in Ridley Scotts *Blade Runner* (1982) –, stellen die kleinformatigen technischen Apparaturen eine prinzipielle Allzeitlichkeit des Bewegtbildes in den privaten und provinziellen Räumen her – die Auflösung der für das Kino so konstitu-

⁸ Susan Sontag, »The Decay of Cinema«, in: *New York Times*, 25.2.1996, <https://www.nytimes.com/1996/02/25/magazine/the-decay-of-cinema.html> (7.1.2021).

⁹ Pierre Veltz, »The Hyperindustrial Era«, Interview mit Gilbert Emont, in: *Pca-Stream* 03 (2013), <https://www.pca-stream.com/en/articles/the-hyper-industrial-era-6> (7.1.2021).

¹⁰

Ebd.

¹¹

Vgl. etwa Monika Lerch-Stumpf (Hg.), *Neue Paradiese für Kinosüchtige. Münchner Kinogeschichte 1945 bis 2007*, München und Hamburg: Dölling & Galitz 2008.

¹²

Dunja Bialas, »Katastrophen ohne Ende«, in: *artecheck*, 21.8.2014, https://www.artecheck.de/film/text/artikel/2014/08_21_dolnyundbernd.html (7.1.2021).

tiven Paradigmen Raum und Zeit sind dem Medienwandel früh eingeschrieben, einhergehend mit einem Verlust des kulturellen Ortes.

Und dies alles noch vor der großen Digitalisierungswelle, die das Kino mit den Zehnerjahren dieses Jahrhunderts relativ spät erfasst. Der große Medienwechsel zeigt sich in der Veränderung des Dispositivs. Wurden vormals in analoger Projektion die Schatten des Filmstreifens gleich dem Platonischen Höhlengeleichnis auf die Leinwand geworfen, gelangt nun im Beam, dem gebündelten Lichtstrahl, numerische Bildinformation – Pixel – auf die Leinwand. Ein einschneidender ästhetischer und technologischer Umbruch, den David Bordwell in *Pandora's Digital Box: Films, Files, and the Future of Movies* relativ exakt datiert: »Between 2010 and 2012, the world's film industries forever changed the way movies were shown.¹³ Er beschreibt diesen Umbruch vor der Folie der zu Ende gehenden Technik des mechanischen Zeitalters und schließt: »By now a movie has become content, an undifferentiated item to be fed into a database.¹⁴

Die so formulierte Digitalkepsis Bordwells findet freilich bereits im Titel ihre größte Schlagzeile: das Digitale, das mit allen Übeln der Welt bestückte Füllhorn. Bordwells Medienkritik speist sich aus einer genauen techno-ökonomischen Analyse der neuen DCI-Technik (*Digital Cinema Initiatives*) der großen Hollywood-Studios. Sie gehorcht ihrerseits den von Kathrin Passig beschriebenen »Standardsituationen der Technologiekritik¹⁵. In ihnen riefe die Einführung neuer Medien stets die gleichen skeptischen »Argumente« auf den Plan, so Passig. Weder für Bordwell gesprochen noch im groben ›Faktencheck‹ sind diese jedoch zwingend als reflexhaft einzuordnen, wie Passig suggeriert. Das sollen die hier auf die Argumente formulierten möglichen Antworten zeigen. Auf die Frage (oder das Argument): ›Wozu soll das Digitale gut sein?‹ wäre Bordwells Antwort: Für das Zeigen von 3D und den weltweiten Day-to-Day-Filmstarts. Argument zwei: Wer will so etwas? Antwort: Die großen Studios und Kinoketten. Argument drei: Das brauchen

doch nur zweifelhafte Institutionen! Antwort: die Kino-Industrie, die Blockbuster. Argument vier: Das ist eine Mode, die wieder vergeht. Zutreffend: Die 3D-Technik, die die Digitalisierung der Kinosäle beschleunigte, war eine Mode, die wieder verging. Argument fünf und sechs: Es wird nicht viel verändern, es ist nicht gut genug. Antwort: Es hat viel verändert, ohne gut genug zu sein. Argument sieben: Die Innovation ist anfällig und nicht zuverlässig. Zutreffend: Das Filmerbe, das nur noch digital archiviert wird, muss ständig in neue digitale Formate migrieren.¹⁶ Argument acht: Das Neue gehört sich nicht. Zutreffend: Digitale Formate waren verpönt. Argument neun: Unsere Skills verändern sich zum Schlechteren. Zutreffend: Filme werden oft nicht mehr in der ihnen zugesetzten Rezeptionsform gesehen, sondern nur noch als Content konsumiert.

Das Digitale als dominante Medienform ist heute indessen konsensfähig und breiter gesellschaftlicher Mainstream geworden. Die im Zuge des Medienwandels vorgebrachten technologiekritischen Argumente werden nur noch in Fachkreisen, wie etwa in den Publikationen des Technologiehistorikers und Internetkritikers Evgeny Morozov,¹⁷ diskutiert und verschieben sich zunehmend zu einer emotional gefärbten Nostalgie. Von einer »analogen Nostalgie in der digitalen Medienkultur« schreibt so auch der Medienhistoriker Dominik Schrey.¹⁸ Das »Rasen der digitalen Datenströme« sei das »beängstigende Grundgefühl¹⁹ unserer Zeit, die Nostalgie als Rückbesinnung auf das Alte wiederum ein Effekt der jeweiligen medientechnischen Obsoleszenz.²⁰ Analog-Artefakte in digital hergestellten Filmen würden das hinter uns liegende Medium beschwören,²¹ als emotionale Grundkonstante würde die Trauer

¹³ David Bordwell, *Pandora's Digital Box: Films, Files, and the Future of Movies*, Madison: Irvington Way Institute Press 2012, 5.

¹⁴ Ebd., 7.

¹⁵ Kathrin Passig, *Standardsituationen der Technologiekritik*, Berlin: Suhrkamp 2013, 9–25 (alle im Folgenden referierten »Argumente« beziehen sich auf dieses Kapitel).

¹⁶ Vgl. Marc Wehrlein, »Warum wir geopfert wurden, das wissen die Götter«, Interview mit Susanne Ostwald, in: *Neue Zürcher Zeitung*, 26.8.2015, <https://www.nzz.ch/schweiz/warum-wir-geopfert-wurden-das-wissen-die-goetter-1.18601715> (7.1.2021).

¹⁷ Vgl. Evgeny Morozov, *To Save Everything, Click Here. The Folly of Technological Solutionism*, New York: PublicAffairs 2013.

¹⁸ Dominik Schrey, *Analoge Nostalgie in der digitalen Medienkultur*, Berlin: Kadmos 2017.

¹⁹ Dieter Bartezko, »Hilfe, wir wollen zurück zu den Alten«, zitiert nach ebd., 9.

²⁰ Ebd., 10.

²¹ Vgl. ebd., Kap. »Instagram, Hipstamatic und Co: Analoge Filter für digitale Fotos«, 257–265.

um eine angeblich verlorene Authentizität liegen.²² Die analoge Materialität stellt sich hier also als moralische Größe des Authentischen vor, während sich mit dem Digitalen zunehmend das Misstrauen in die Bilder mit dem leichthin herstellbaren »Fake« verbindet. Morozov wendet in solchen Momenten mit Adorno ein: Authentliches sei nicht per se moralisch gut, moralisch Gutes nicht automatisch authentisch.²³ Das Authentische: eine schwierige Kategorie.

Und dabei fängt die Digitalisierung, knapp zehn Jahre nach der Umrüstung des Kinos, gerade erst richtig an. Mit der Ausbreitung von SARS-CoV-2 als globaler Corona-Pandemie ist die nächste Welle der Digitalisierung da, die auch dem alltäglichen sozialen Leben einschneidende Umformungen bringt. Home-Office, Distant Teaching, Zooming und Streaming sind nicht nur neumodische Wortschöpfungen, sondern bereits in den Wortschatz eingegangene Metaphern für den neugeordneten Alltag. Die entsprechenden technologischen Medien und sozialen Konzepte standen für die jüngste Digitalisierungswelle jedoch schon länger bereit. So entwirft Pierre Veltz für die hyperindustrielle Ära bereits das Home-Office und den von überall aus arbeitenden digitalen Nomaden:

For instance, there is now an incredible level of permeability between working hours and life outside work. Mobile devices are profoundly changing things. Will people continue cramming themselves onto public transport just to go and sit behind a computer – something they could do in a work center, or at home if they could accommodate that?²⁴

Ein Szenario, das bereits vor 2014, Zeitpunkt des Interviews mit Veltz, entworfen wurde. Allein die Arbeitswelt war noch nicht so weit.

Auch Zoom als Konferenztool gibt es bereits seit 2013. Wenn mit Netflix, das 2007 in das Video-on-Demand-Geschäft einstieg, das Streamen den entscheidenden Medienwandel

²² Ebd., 14.

²³ Morozov, *To Save Everything, Click Here*, zitiert nach der deutschen Ausgabe *Smarte neue Welt. Digitale Technik und die Freiheit des Menschen*, München: Karl Blessing 2013, 521.

²⁴ Veltz, »The Hyperindustrial Era«.

brachte, der das Kino als zwingendes Abspiel-Dispositiv für Filme obsolet werden ließ, ist auch dies eine bereits mit der ersten²⁵ Digitalisierungswelle auf den Weg gebrachte Entwicklung. Bei der Digitalisierung der Abspielapparaturen und Formate, so Siegfried Fössel vom Fraunhofer-Institut, Abteilung Bewegtbildtechnologien, auf dem Bundeskongress der Kommunalen Kinos im Jahr 2014, gehe es vor allem um die Verfügbarmachung der Filme für das Internet.²⁶

Wenn die Kinos geschlossen sind, wird jetzt also gestreamt. Vielleicht wird sogar gestreamt, wenn die Kinos wieder geöffnet sind, wie Umfragen suggerieren. So zeichnet sich mit der pandemiebedingten weltweiten Schließung der Lichtspielhäuser ein real werdendes dystopisches Szenario ab. Noch immer geht es beim sich jetzt mit Vehemenz ankündigenden Kinosterben um die Verschiebung des neuen »James Bond«-Films *Keine Zeit zu sterben*, aus dessen Titel zwischenzeitlich im makabren Scherz die Negation schon gestrichen wurde. Disney zieht für den langerwarteten *Mulan* die Kinoauswertung schon gar nicht mehr in Betracht und streamt auf dem hauseigenen Kanal *Disney Plus*. Warner Bros. macht im Dezember bekannt, Filme künftig zeitgleich im Kino und als Direct-to-Consumer-Strategie im Stream zu starten, was zu shockwaves unter Regisseur*innen und Kinobetreiber*innen führt.²⁷ Im Rückblick auf die Digitalisierungswelle der Vorführapparaturen, die von den Kinos euphorisch aufgenommen wurde, und im Hinblick auf die dadurch vorbereitete technologische Entwicklung, muss aber leider auch festgestellt werden: Das Kino hat an seiner eigenen Abschaffung mitgewirkt.

Soll die Cinephilia jedoch nicht verschwinden und mit ihr die adäquate Rezeption der Filme als Kunstwerk

²⁵ Bzw. der zweiten Digitalisierungswelle, wenn die bereits seit 2000 vorangetriebene Digitalisierung der Aufnahmegeräte auf Produktionsseite als erste Digitalisierungswelle des Kinos gezählt wird.

²⁶ Dunja Bialas, »Die Büchse der Pandora. Das Filmerbe im Zeitalter seiner Digitalisierung – Notizen vom 10. Bundeskongress der Kommunalen Kinos«, in: *artechock*, 11.12.2014, https://www.artechock.de/film/text/artikel/2014/12_11_kommunalekinos.html (7.1.2021).

²⁷ Adam Epstein, »How Many Studios Will Follow Warner's Direct-to-Streaming Strategy in 2021?«, <https://qz.com/1941829/will-other-studios-follow-warnermedias-hbo-max-release-strategy/> (31.1.2021).

oder Unterhaltung, brauchen wir »the birth of a kind of cine-love« (Susan Sontag²⁸) – oder aber eine Mediennostalgie, die sich in Selbstreferenzialität auf das Medium selbst zurückbeugt. Nostalgie und Cine-love umfassen gleichermaßen »Formen aktiven Widerstands«²⁹ gegen die Adaption technisch-apparativer Innovationen. Werden eingangs geschilderte Avantgarde-Verfahren, die sich dem Zugriff durch das Digitale radikal verweigern, das Analoge und mit ihm den Kinoraum retten können? Und wie sähe Vergleichbares im sozialen Raum aus? Pierre Veltz beschreibt die hyperindustrielle Epoche auch als Befreiung:

Activities are increasingly becoming independent from the conventional technical constraints of location (in respect to raw materials, energy, and the like). [...] Increasingly, we can come back to the old metaphor of life: there are exceptional abilities of rearrangement and resilience.³⁰

Folgt diese Sicht auf die Auflösung des Materiellen als Befreiung aus den Zwängen von Raum und Zeit dem appellativen Einwurf, jede Krise müsse zur Chance umgedeutet werden? Ist die Dystopie vom Verschwinden des Analogen am Ende gar eine wegbereitende und ressourcenschonende Utopie? Oder folgt letztere Interpretation nur der Apologie des Narrativs, das Ende der haptischen Welt sei in Wirklichkeit der vielversprechende Auftakt für eine optimierte und effizientere Existenz?

Ist die Dystopie vom Verschwinden des Analogen am Ende gar eine wegbereitende und ressourcenschonende Utopie? Oder folgt letztere Interpretation nur der Apologie des Narrativs, das Ende der haptischen Welt sei in Wirklichkeit der vielversprechende Auftakt für eine optimierte und effizientere Existenz?

28

Sontag, »The Decay of Cinema».

29

Schrey, *Analoge Nostalgie in der digitalen Medienkultur*, 12.

30

Veltz, »The Hyperindustrial Era».

Bevor wir nach den Vorteilen einer Beseitigung organischer Hindernisse vor der menschlichen Ambitioniertheit – oder dem Movens eines Anderen (Evolution?, doch würde ‚sie‘ gehindert?) – fragen, könnten wir genauer die ‚Natur‘ von Haptik und Plastizität betrachten. Und zwar – noch! – beginnend bei unseren Körpern, und deren Ressourcen. Doch was ist überhaupt eine Ressource? Für wen ist das Ende welcher Ressource dienlich? Lässt sich in einer durch Ressourcen multi-determinierten Welt jede einzelne Ressource überhaupt für sich betrachten? Ich weiß nicht, mit wem ich sprechen soll, um diese Dinge zu erfahren, und komme zurück zum eigenen Körper: aus welcher Ressource kommt er, – komme also ich –, und welche Ressourcen habe ich, um mich plastisch am Laufen zu halten, denn das will ich, weil alles andere nicht analog zu meiner Erfahrung ist ...

Beim Lesen dieser Fragen schwindelt mir: sie werden so schnell und so hochgerüstet geäußert, als würden sie selber schon die Antwort auf sich selbst geben. Ein Bedürfnis nach Verlangsamung ergreift mich augenblicklich, das seinerseits eine Antwort oder wenigstens eine Reaktion darstellt. Und so lese ich die Schwundel erregenden Sätze erneut: Das Ende der haptischen Welt.

Zugleich wäre nach den vielfältigen Existenzweisen zu fragen, die das Analoge im Modus des Analogos überdauern, ja, gerade erst durch dessen Verschwinden zu neuer Kraft gelangen ohne jedoch Optimierung und Effizienz zu generieren.

Wer weiß das schon? Und wer will was?

(A3, B5, C5, D3, E6, F6) Ich muss gerade Dich, mein lieber Joseph-Heinrich – nicht erinnern an den heldenhaften Kampf, den wir um die Rückeroberung Rügens und unserer fantastischen Kulturdenkäler in Prora aus den Händen des internationalen Finanzkapitalismus geführt haben – was hätte daraus werden können, wenn die jüdische Weitverschwörung unter dem Deckmantel der Klimawandellüge die Insel nicht heimtückisch überschwemmt hätte, um dort, ausgerechnet dort!, ihre unterseeischen Kinderfolterungsbunker zu errichten ...

An diesem Punkt kommt die **Browserhistoriographie als neue Hilfswissenschaft ins Spiel: Durch Analysen von Tab-Kokokkurrenzen können wir in Zukunft Mentalität als komplexes Zusammenspiel multpler Einflüsse auslesen, was freilich auch für Kontexte von Theoriebildung gilt, denn sobald wir die Idee vom Verschwinden des Analogon in der personalisierten Tab-Kokokkurrenz zu lesen imstande sind, werden wir erkennen können, ob wir uns in Kontexten von Ressourcenschöpfung oder biotechnologischer Optimierung bewegen.**

Gegenwärtig gibt es keine Alternative zum Heilsversprechen einer umfassenden Digitalisierung, kein Narrativ, das für die Modernen so plausibel wäre wie die natürliche Logik der zunehmenden Digitalisierung. Es ist Untergang und Rettung zugleich. Wie ein Parasit verleiht sich die Digitalisierung alle gesellschaftlichen und kulturellen Aktivitäten ein, transformiert diese in Codes und leitet sie dann durch exponentiell anwachsende Streams. Und deshalb lautet auch das Leitbild der »Umweltpolitischen Sozialagenda« im Jahr 2020: »Die Soziale und ökologische Gestaltung der Transformation ist nur mit Digitalisierung zu schaffen.«

VER-RÜCKTE PLASTIZITÄT – PANDEMISCHE EXTRAKTIVISMEN

Bevor wir nach den Vorteilen einer Beseitigung organischer Hindernisse vor der menschlichen Ambitioniertheit – oder dem Movens eines Anderen (Evolution?, doch würde ›sie‹ gehindert?) – fragen, könnten wir genauer die ›Natur‹ von Haptik und Plastizität betrachten. Und zwar – noch! – beginnend bei unseren Körpern, und deren Ressourcen. Doch was ist überhaupt eine Ressource? Für wen ist das Ende welcher Ressource dienlich? Lässt sich in einer durch Ressourcen multi-determinierten Welt jede einzelne Ressource überhaupt für sich betrachten? Ich weiß nicht, mit wem ich sprechen soll, um diese Dinge zu erfahren, und komme zurück zum eigenen Körper: Aus welcher Ressource kommt er, – komme also ich – und welche Ressourcen habe ich, um mich plastisch am Laufen zu halten, denn das will ich, weil alles Andere nicht analog zu meiner Erfahrung ist.

Ich möchte an dieser Stelle den Begriff Ressource vorerst sozialisieren und humanisieren. In Carmen Losmanns Dokumentarfilm *Work Hard – Play Hard* aus dem Jahr 2011 geht es um die ›Ressource Mensch‹ in der New Economy, also um *Human Resources*. In dem Film sprechen Arbeitgeber*innen und Manager*innen völlig unkommentiert zu Optimierungsmaßnahmen; gezeigt werden Territorien und Praktiken des Extraktivismus, der ›ressourcenschonungslosen‹ Ausbeutung und Auszehrung sowie mentalen und emotionalen Manipulation von Menschen an – oftmals aseptisch immateriell, ja unkörperlich wirkenden – Arbeitsstätten des Hochkapitalismus. Es scheint zwar, es werde auf Angestellte und Stellenbewerber*innen eingegangen, doch letztlich geht es darum, diese auf ihre Leistungskraft abzuhorchen und sie ihnen danach komplett abzuzapfen. Wie in Hieronymus Boschs *De keisnijding* (ca. 1494), einem Gemälde, das in irrer Plastizität die Methode der Teppanation, der kranioanatomischen Extraktion zeigt: Die professionellen Gestalten, die da jemandem den Stein des Wahnsinns extrahieren, handieren nicht nur wie wild, sondern sind zudem paradox gekleidet. Boschs Gemälde bringt Licht in verkehrt arrangierte Wissenssysteme und wirft die Frage danach auf, wer die Manipulationsmacht besitzt. In Losmanns mittlerweile zehn Jahre altem Film wird eine solche Verkehrung deutlich an der ›Endlosschleife‹ der Optimierungsrhetoriken und -interventionen, die im Film aneinander gereiht werden, sich in einem (sinistren) ›Flow‹ teilweise

auch überlappen.³¹ Gerade mittels seines distanzierten Verfahrens liefert der Film einen schockierenden Blick in den Abgrund der postindustriellen, kognitiv-kapitalistischen Rationalität und Rationalisierung. Assessment-Center-Vertreter*innen und Unternehmensberater*innen wirken wie Exilierte der Menschlichkeit (nicht aber der Menschheit), gerade dann, wenn sie von ›soften‹ Kompetenzen sprechen und dekretieren, der Mensch möge – zum Zweck der Umsatzsteigerung – lieber nicht merken, dass er arbeitet.

Eine Sternstunde in Sachen Sarkasmus liefert eine Filmsequenz, in der junge Männer bei einem Betriebs-Outdoor-training gezeigt werden. Wir befinden uns also an einem Set, das unter den Stichworten Zivilisationsdistanz und Naturindizierung rangiert und mitunter die Subkategorie ›Survival-Camp‹ einschließt. Die Unternehmensangestellten tragen alle einen Schutzhelm, darauf ihre Namen auf einem Kreppband. Sie geben – fast wie unter Hypnose – Teile aus einem Team-Kodex wieder, und lassen sich dann bei einer Seilbahnübung in die Arme ihrer Kollegen fallen. In den Ansprachen durch die Trainingsleiter sind sie – genauso wie alle anderen Angestellten und Bewerbungskandidat*innen, die in Losmanns Film auftauchen – dem Virus der englischen Kapitalsprache ausgesetzt, die eingesetzt wird, um das Verhalten der Betroffenen zu modifizieren. Ein rekurrentes Schlagwort, das viele der Coaching-Tableaus des Films durchzieht, lautet »Change«. Daraus lässt sich ableiten: »Change-Prozess« und »Change-Management«. Change-Management wird in der Regel mit Rückgriff auf die heraklitische Formel definiert, nichts sei so beständig wie der Wandel. Dieser müsse dort stattfinden, wo sich stetig transformierende Kontexte adäquate Strukturveränderungen nötig machen. Faktoren wie Internationalisierung, rasante technische Innovationen, insbesondere die zunehmende Digitalisierung, vermehrter Eintritt von Frauen in die Erwerbstätigkeit (*sic!*) und ökologische Herausforderungen (drohender Ressourcenmangel) verlangten, dass sich Unternehmen und ihre Angestellten an ihre Umwelt anpassen, und zwar über »agile Transformation«, »agiles Coaching« und »Feelgoodmanagement«.³²

31

Meike Fries, »In der Endlosschleife des Optimierungsgequatsches«, in: *Die Zeit*, 10.4.2012, <https://www.zeit.de/kultur/film/2012-04/work-hard-film> (13.11.2020).

32

Diese Begriffe stammen von der Site der Organisationsberatung *initio*, finden sich aber natürlich auch bei anderen Unternehmen. Vgl. <https://organisationsberatung.net/> (7.11.2020).

In *Work Hard – Play Hard* doziert ein junger Personaloptimierungs-Trainer an einem Bildschirm über Kortex und limbisches System sowie darüber, wie tief und nachhaltig das Bewusstsein von Mitarbeiter*innen beeinflusst werden könne. Daraufhin werden die, die im Outdoortraining noch an den Seilen in der Luft hingen und sich dann den Armen ihrer Kollegen anvertrauten, in Hindernisschächte gesperrt. Die nun zu fiktiven Minenarbeitern Mutierten werden aus einem Kamera-Raum von den Trainingsleitern observiert, ihr Teamverhalten, ihre Kommunikationsweise beurteilt. Man befindet darüber, ob sie im Flow seien, ob im »driver's-seat«. Ob sie »analytisch diszipliniert« seien, ihre Ressourcen gezielt einsetzen. Etc.

Ich habe *Work Hard – Play Hard* schon vor Jahren gesehen, und sehe den Film nun noch einmal. Nicht nur vor dem Hintergrund, dass ich an einer Privatuniversität mit konstanten und ungefragten Coachinginterventionen arbeite, sondern auch vor dem Hintergrund, dass sich diese Interventionen zu Beginn der Coronakrise verschärft haben (um schließlich, nach vermehrten Anzeichen einer paradoxen Wirkung, reduziert zu werden). Nach dem *overshoulder shot* in Losmanns Film, bei dem der Trainer von der Großhirnrinde und dem limbischen System spricht und mich der Bildschirm mit den entsprechenden Schaubildern anguckt, vertiefe ich mich an einer graphischen Darstellung in die Struktur der Großhirnrinde, sehe mir ihre faszinierenden Faltungen, die primärer, sekundärer und tertiärer (und hier: individueller) Natur sind und die Funktion haben, die Oberfläche der Hirnrinde zu maximieren. Es ist dieses gyrenzephale Gehirn, das uns von Nagetieren und Vögeln trennt; das menschliche Hirn, das, so gilt es in der Psychotherapie und Neurowissenschaft, lebenslang veränderbar ist. Es besitzt Plastizität bis hin zur genetischen Ebene (bis hin zum limbischen System). Meditationen – und, optimierungstechnisch gedacht: Meditationstrainings – können dieses Gehirn ›ent-stressen‹ und ›betriebsamer‹ (aufmerksamer) machen sowie negative Sensationen (Ängste) reduzieren. Allein ein paar Engramme (und somit Bausteine von Automatismen und von Gedächtnis) können sich querstellen.

Die Frage angesichts dieser Fakten oder Vermutungen ist, wie wir uns nun verändern können, wo es heißt, es gäbe eine explizite Nach-Corona-Welt. Noch einmal zu Pierre Veltz: Dieser sieht in hyperindustrieller Zeit nicht nur einen Befreiungsschlag, weil wir endlich unabhängig von lokalen Faktoren seien (in Losmanns Film spricht ein Arbeitsplatzvisionär von »nonterritorialen« Konzepten, von Arbeitsplätzen ohne persönlichen Fußabdruck), sondern auch deswegen, weil wir

unter dem Einfluss neuer Arrangements effektivere Resilienz (ein weiterer Menschenführungs begriff³³) und somit Krisenagilität an den Tag legen könnten.³⁴ Im französischen Wochenmagazin der G ISI (*Groupe Industrie Services Info*), *L'Usine Nouvelle*, im Mai 2020 erklärt Veltz (in achter Position einer Reihe von Beiträgen unter dem Großtitel »Covid-19 – Penser l'inimaginable«), es sei das erste Mal in der Geschichte der Menschheit, dass die Wirtschaft auf einem noch nie gehabten Niveau hintangesellt worden sei, um Leben zu retten (Menschenleben). Das Leben nach Covid-19 werde diesen Passus unweigerlich enthalten – und Gesundheit auf der Meta-Ebene nicht nur als ein dem Produktivsystem übergeordneter Kostenpunkt, sondern als Grundpfeiler der Produktion von Reichtum angesehen werden.³⁵ Ich lese dies und das in *Work Hard – Play Hard* vor Jahren erstellte Porträt scheint eine Schimäre! Und selber bin ich nicht in der Lage einzuschätzen, welche ökonomischen Berechnungen angestellt wurden, damit das, was Veltz herausstreich, tatsächlich geschehen konnte (oder durfte).

Die Covid-19-bezogenen Wirtschaftsauswirkungen sind über das Statistische Bundesamt einzusehen³⁶; Futurologen sprechen aus ihren Instituten dazu. Zum Beispiel Trendforscher und Zukunftsberater Matthias Horx, der in seinem Zukunftsinstut einen Zukunftskatalog entworfen hat und die dazugehörige PDF-Publikation

33 Vgl. zu dieser normativierenden Flexibilitätsformel des gegenwärtigen Kapitalismus rezent Stefanie Graefe, *Resilienz im Krisenkapitalismus*, Bielefeld: Transcript 2019.

34 Agilität in Krisenzeiten ist angesichts der Covid-19-Krise auch ein Stichwort bei Virologe Christian Drosten; dieser spricht in der Schillerrede 2020 davon, dass es Menschen schwerfalle, aus »linearen« Entwicklungsformen auszusteigen und sich an epidemische Dynamiken anzupassen, und entsprechende »Kurskorrekturen« vorzunehmen. Christian Drosten, »Die Pandemie ist kein unabwendbares Schicksal«, Schillerrede 2020, Literaturarchiv Marbach, in: *Die Zeit*, 8.11.2020, <https://www.zeit.de/kultur/2020-11/schillerrede-christian-drosten-virologe-deutsches-literaturarchiv-marbach> (8.11.2020).

35 Pierre Veltz, »Le service, champ d'innovation considérable«, in: *L'Usine Nouvelle*, 13.5.2020. <https://www.usinenouvelle.com/editorial/penser-l-apres-covid-le-service-champ-d-innovation-considerable-assure-pierre-veltz.N960031> (7.11.2020).

36 Vgl. <https://www.destatis.de/DE/Themen/Querschnitt/Corona/Wirtschaft/kontextinformationen-wirtschaft.html> (8.11.2020). Natürlich äußert sich auch etwa McKinsey zu dieser Frage: <https://www.mckinsey.de/news/presse/auswirkungen-folgen-coronaweltwirtschaft-global#> (8.11.2020).

mit Stellungnahmen von Experten und Expertinnen, die sich zum Wandel der »10 Lebenswelten« durch die Covid-19-Pandemie äußern, für 125 Euro verkauft.³⁷ Sehe ich richtig? Während also nach zehn Monaten Corona evident ist, dass bereits bestehende Ungleichheiten sich lokal und in der globalen Verteilung massiv verschärft haben, wird bei der Auslegung der sanitären Krise die Ware »Corona-Sinnmarkt« deftig ausgepreist – von einem Zukunftsbeauftragten.

Zurück zum betriebsextraktivistischen Outdoor-training: Dieses ist nicht nur ein Erbe der Erlebnispädagogik, sondern auch des militärischen Trainings (und u.a. mit Erfolg bei der deutschen Wehrmacht eingesetzt); und während die Selektionsobservation der Trainingsleiter über Tage über die unter Tage Agierenden befindet, scheint es mir, es handele sich um eine ver-rückte Exazerbation dessen, was der chilenische Dichter Carlos Soto Román in seiner gerade fertiggestellten zweiten Ausgabe des Gedichtbandes *Haikú minero* aufruft³⁸ (übrigens schreibt die Ökofeministin Yayo Herrero in einem Artikel zu den vier Elementen über Atemnot bei Covid-19 und bei chilenischen Minenarbeitern³⁹).

Im Folgenden ein paar Worte zum Ver-rücken und zu verrückter Plastizität in pandemischen Zeiten (und ihrem Ressourcen-umgang), und eine weitere (angstvolle und gleichzeitig auf/begehrende) Volte.

Der »Pandemische Imperativ« stellt Abrücken als erstes Gebot auf. Der Imperativ – stets so zu handeln, als sei ich Covid-19-positiv und mein Gegenüber aus einer Risikogruppe – macht plastisch, was abrücken heißt, aber auch, was es heißt, im Kopf nahe an den Anderen zu rücken. Überhaupt das Ver-rücken: wie wenn ich von Soto Románs Gedichtband aus dreißig Jahre zurück an den Gedichtband *Virus* des ebenso chilenischen Dichters Gonzalo Millán rücke und darin auf ein Fledermaus-Gedicht stoße: »blinde Wörter«, die »sicher wie Fledermäuse sind«, »schlafen kopfüber in deiner Höhle, deinem

37

Vgl. <https://www.zukunftsinstitut.de/> (8.11.2020).

38

Yayo Herrero, »Los cuatro elementos (II): Aire«, in: ctxt 263 (2020), <https://ctxt.es/es/20200801/Firmas/33096/Yayo-Herrero-cinco-elementos-aire-contaminacion-capitalismo.htm> (13.11.2020).

39

Carlos Soto Román, *Haikú minero*, Santiago de Chile: La calabaza del diablo 2006.

Hals [...].⁴⁰ Mein Körper soll Dienstleister der Vorsicht, Gegenstand einer biopolitischen Selbstdisziplin sein, die von den meisten schwerer zu erbringen ist als ihre von den Krankenkassen bonifizierte Sportdisziplin. Diese pandemische Selbstdisziplin zu erbringen scheint vielen skandalös, während aber in Losmanns Film eine Coacherin O-Ton erklärt, der von ihr unterbreitete Effizienzgedanke solle in die »DNA« der Firmenangestellten »eingepflanzt« werden. Nach dieser Szene zieht die Kamera langsam durch körperleere Räume; oder der Film zeigt Körper nur ausschnittweise, oft kopf- und gesichtslos; die Kamera fährt lieber über Oberflächen von Gegenständen.

Wieso fällt es so schwer, Imperative anzunehmen, die unseren analogen Körper meinen, während digital anmutende Räume und viral wirkende extraktivistische Unternehmensrhetorik und -methoden sich durchsetzen können, als würden sie nicht die Ressourcen auspressen, die während der Corona-Krise plötzlich als schützenswert etikettiert werden? Wieso wird dieser Gegensatz nicht haptisch?

Während ich hierüber nachdenke, sitze ich am Bildschirm. In meinem Körper, der wie so viele andere Körper schon lange nicht mehr im Kino war (gedenken wir unserer nun als leere, verlassene Orte sichtbar werdenden *Kenopsia*-Kinos ...), aber am Bildschirm in Dienst gesetzt wird als Nur-noch-Home-Körper im Office-Modus, als Homeoffice-Körper, und eingefaltet ist in diese Funktion. Ein Angstfunke: Hast du schon einmal das Auge deiner Computerkamera mit einer Briefmarke zugeklebt, aus Sorge, selbst bei heruntergefahrenem Videokonferenzraum könne man dir plötzlich zusehen? Womöglich in derangiertem Zustand? In nacktem Zustand? Oder das Gegenteil funkelt mir dazwischen: Hast du, während in der Auslegung von Corona sogar vom »nacktem Leben« die Rede war, nicht schon phantasiert, es möge doch eine Funktion geben, ein Kommando, eine Tastenkombination, über die die auf dem Bildschirm erscheinenden Körper der Anderen skulpturiert werden, echt, zu Fleisch werden könnten? Lag nicht im Zeigen des nackten menschlichen Körpers mittels der Bildhauerei einst der Zweck, unmittelbare Präsenz zu schaffen? Sind wir nicht in der Lage, diesen Zweck heute mit medialer Kompetenz weiterzuverfolgen?

40

»[...] las palabras ciegas / y seguras cual murciélagos / duermen en tu caverna / garganta, cabeza abajo«. Gonzalo Millán, *Virus*, Santiago de Chile: Ganymedes 1987, 41.

Noch eine Interferenz. Nochmal neuer deutscher Film. Plötzlich steht die Unternehmensberaterin Ina aus Maren Ades *Toni Erdmann* (2016) vor mir. Nachdem sie eben noch ihren Office-Körper mit der Hilfe einer Gabel in ein Etuikleid gesperrt hat – all das geschieht in ihren eigenen vier aseptischen Wänden –, lässt sie die von ihr anberaumte Mitarbeiter*innen-Motivations-Betriebsfeier gleich wie angestochen zur Nacktparty mutieren.

Noch eine Interferenz. Nochmal neuer deutscher Film. Plötzlich steht die Unternehmensberaterin Ina aus *Toni Erdmann* vor mir. Nachdem sie eben noch ihren Office-Körper mit der Hilfe einer Gabel in ein Etuikleid gesperrt hat – all das geschieht in ihren eigenen vier aseptischen Wänden – lässt sie die von ihr anberaumte Mitarbeiter*innen-Motivations-Betriebsfeier gleich wie angestochen zur Nacktparty mutieren.

Bei der Nacktparty mussten jedoch alle Toni-Erdmann-Kostüme tragen, schließlich ist das einzige, was ich von diesem Film erinnere, sicher falsch errinnere, diese Verkleidung, ein Bärenkostüm, in dem Toni durch Bukarest irrt, womit ich sicher irre, so dass es sich um eine weitere Fehlleistung oder Deckerinnerung handelt.

Immer wieder steht sie neben mir, verfolgt mich sogar in der Wohnung, geht mit mir durch die Straßen und ist plötzlich wieder verschwunden.

Ich möchte Ina direkt fragen, ob sich das Adjektiv ‚nackt‘ entgegen dem Sprachgefühl nicht doch steigern lässt: ob sie sich nicht noch nackter fühlen würde, wenn sie mir, hier und jetzt, auf der Betriebsfeier, die Browserhistoriographie der letzten drei Monate von ihrem privaten Rechner auf meinen USB-Stick schieben würde.

Es folgt: Continuity der nudity. Obwohl sie nun gar nichts mehr trägt, ist der Körper der Schauspielerin nicht nackt. Sandra Hüller bekleidet das angestachelte Spiel der Unternehmensberaterin mit würdevoller Lässigkeit. Um sich herum aber zieht sie alle aus, buchstäblich. Sie, die Königin des Teambildungs, enttarnt die neoliberalen Schamhaftigkeit karriereversessener Ver- und Entkleidungsspiele. Einmal den anderen die Hosen anziehen: Das ist gewiss kein Anschlussfehler. Ich reibe mir die Augen.

Bunuel im Assessment Center, ein 21st century-Remix aus *Le Charme Discret de la Bourgeoisie* und *El Ángel Exterminador* – nein, mit Sex hat das gar nichts zu tun, eher mit Leben im Modus der permanenten Versuchsanordnung ohne Existenzstrategie, in der mit den Kleidern nicht die Konvention abgestreift, sondern nur die Willkür auf die Spitze getrieben wird, mit der Versuchsleiter*innen die Regeln jederzeit ändern können, framing derjenigen, die sich genötigt sehen, in jeder challenge Ihre Anpassungsfähigkeit und Disponibilität unter Beweis zu stellen.

Nach den obigen Faltungen von Zulkunft, Kino, Körper und Produktion wollen wir hier zum Ende kurz auf den eingangs genannten *cadaire exquis* zurückkommen, diese »sur-realistiche Leiche«, die als Schreibspiel Unzusammenhängendes in neue Zusammenhänge oder sich zufällig ergebenden Widersinn bringt.

Diesen aseptischen Alltag wollen viele in ihren Wohnungen haben, mit glatten Oberflächen und pflegeleichten Allzwecklösungen wahlweise aus Melaminharz, Laminat, UV-Lack- oder Schichtstofffronten, Acryl oder Glas, deren Kanten sich mit der weichen und feuchten Haut unserer Körper schneiden, jedoch auf Instagram so unglaublich gut aussieht.

CORPS MORTS

Nach den obigen Faltungen von Zukunft, Kino, Körper und Produktion wollen wir hier zum Ende kurz auf den eingangs genannten *cadavre exquis* zurückkommen, diese »surrealistische Leiche«, die als Schreibspiel Unzusammenhängendes in neue Zusammenhänge oder sich zufällig ergebenden Widersinn bringt. Diese Leiche, die auch dem gesamten Schreibexperiment, an dem dieser Text teilnimmt, zugrunde liegt. Assoziieren wir also und öffnen wir einige Leichen.⁴¹

»Le cadavre exquis boira le vin nouveau.« *Quis* (lat.): wer? Wer trinkt Wein und wer wird sterben? *Ex* und *hopp*. *Exquis* (frz.): auserlesen, exquisit, wie ein guter Wein etwa; im Medizinischen auch ein Adjektiv des Schmerzes, so in *une douleur exquise*. Für *cadavre* gibt der *Petit Robert* an: »Corps mort, de l'être humain et des gros animaux«.⁴² Tote Körper von menschlichen und anderen (großen) Tieren. Nach einem kürzlichen Home-Video-Abend mit HBO's *Chernobyl* (Johan Renck, 2019) – erzählt in der Medienform des Mainstream (im *Home Box Office* eben und auch in diesem konsumiert) – drängen sich uns ein paar solcher Leichen auf, die ebenfalls *exquis* sind, auserwählt und tot. Sie sind dies natürlich einerseits nur auf der Bildfläche, andererseits aber auch tatsächlich, im April 1986 und danach: die Körper der Feuerwehrleute, unwissentlich verstrahlt beim Löscheinsatz; die nackten Körper der Minenarbeiter, wissentlich verstrahlt beim Sichern des Reaktorabends; die geschätzt 600.000 bis 800.000 Körper der Liquidatoren, die nukleare Trümmer vom Reaktordach fegten; die Tierkörper in den umliegenden Dörfern und Wäldern, verstrahlt und darum liquidiert.

Chernobyl ist eine anglo-amerikanische Mini-Serie, gedreht in Litauen in 2018 und im Mai 2019 international ausgestrahlt, die in einem Mix aus historischer Akkuratesse und fiktionaler Übertreibung vom Super-GAU erzählt, der sich im April 1986 im Nuklearreaktor bei Prypjat in der heutigen Ukraine ereignete – und vom Sterben dabei und danach. Ausgestellt werden verschiedene Dinge. Zum einen das potentiell globale Aus-

maß eines lokalen Ereignisses – eine körperliche Erkenntnis, an die wir uns beide noch gut erinnern können im Frühjahr 1986 (das Ferne war plötzlich unsichtbar mit dem eigenen Körper aufs Intimste verschränkt). Zum anderen eine ideologisierte Technologiegläubigkeit und deren Gefahren, welche aber nur beim ehemaligen ›Feind‹ in der damals noch bipolaren Welt angesiedelt wird. Die sowjetische Propaganda-Maschine ist sowohl für mangelnde Reaktorsicherheit im Vorfeld wie auch den schleppenden Verlauf der *containment measures* verantwortlich; die Deutschen dagegen liefern im Prinzip hochwertige Technik und der Räumungsroboter der deutschen Polizei funktioniert nur deshalb nicht, weil man viel niedrigere Propaganda-Strahlenwerte durchgegeben hatte. Der übersteigerte Wille zur Nukleartechnologie erzeugt also die Katastrophe, und gleichzeitig ist es der Mangel an entsprechend elaborierter Technologie (und der Unwillen, so suggeriert die Serie zumindest, diese in internationaler Kooperation zu erhalten), der zum Einsatz menschlicher Arbeit zwingt. Körper und Technologie sind hier also aufs Engste verquickt, im Forttreiben der Technologie ebenso wie im Management ihrer Folgen. Und drittens werden vor allem die buchstäblichen *cadavres exquis* ausgestellt, die die Explosion von Reaktor 4 zur Folge hatte. Die körperliche Zersetzung der Strahlenopfer ist ausgiebig ins Bild gerückt (deren Transformation zu *cadavres*) ebenso wie die Auswahl und Rekrutierung bestimmter Körper, wie etwa die der Minenarbeiter, *exquis* aufgrund ihrer Kenntnisse des Bergbaus und Bodenaushubs, oder die der Soldaten, *exquis* aufgrund ihrer Verpflichtung zum Dienst am Vaterland. *Work hard – play hard* war nicht die Logik, mit der diese Körper zur Arbeit animiert wurden. Eher: die Katastrophe ist da (ja, Fehler wurden gemacht, aber fragt nicht ...) – nun erfordert es ein notwendiges Opfer für Vaterland und Menschheit, welches auf Deinem Teller landet. Also eher: *Work hard – die hard for others*. Die Logik des Opfers, welche der nationalen ebenso wie der sozialistischen Idee (der Gemeinschaft als Opfergemeinschaft) innewohnt. Nackt oder nicht wurden sie einer meist tödlichen Strahlung ausgesetzt und waren danach nur noch von kurzer Dauer – wohingegen sich die Zukunft des Plutoniums aus dem Super-GAU mit einer Halbwertzeit von 24.000 Jahren noch bis ins Jahr 25.986 n. Chr. (auch zu übersetzen als: ›für immer‹) erstrecken wird. Eine *warped time*, in der die Fortdauer der Gegenwart in eine kaum vorstellbare Zukunft ähnlich mit dem linearen

⁴¹

Vgl. Michel Foucault, *Geburt der Klinik*, Frankfurt a.M: Fischer 1988, Kap. VIII.

⁴²

<https://dictionnaire.lerobert.com/definition/cadavre> (30.12.2020).

Geschichtsbegriff des teleologischen Fortschrittes aufräumt, wie es gegenwärtig das Anthropozän tut.

Der Einsatz (und die letzliche Opferung) derjenigen, die für diese Aufträge auserwählt wurden, wurde nur darum so dringend, da er das Sterben anderer an der Strahlung vermindern oder vermeiden sollte.⁴³ Es war – wie historisch akkurat und filmisch gelungen die Serie es auch immer verarbeitet⁴⁴ – eine Kalkulation der Schadensbegrenzung und der Versuch, Sterben durch den Einsatz ausgewählten Sterbens zu begrenzen. Wir wollen und können hier keine detaillierte Analyse der Mini-Serie leisten. Sie erschien uns aber in Hinblick auf die medientheoretischen Fragen der vorhergehenden Faltungen als passendes Material, um daran einige der vielen Fragen zur gegenwärtigen Pandemie aufzuhängen. Als Serie scheint *Chernobyl* uns der oben genannten *bricolage* angemessen, vor allem da sie zudem die Assoziation des Sterbens und der Präsentation einiger *cadavres exquis* im Hinblick auf die »pandemische Selbstdisziplin« aufruft, mit der wir es zum Zeitpunkt dieses Schreibens zu tun haben. Wir sehen die Minenarbeiter bei unerträglicher Hitze nackt die Schächte für die Betonplatte unter dem Reaktor ausheben und fragen uns, wie die Verschränkung von Sterben und dem Einsatz bestimmter Körper zum Schutz anderer im Rückblick auf 2020 und die Covid-19-Pandemie gelesen werden wird. Welche *cadavres exquis* entstehen hier und heute, auch wenn niemand sterben soll?

Eine solche Lektüre und Analyse der Tragweite gegenwärtiger Verschiebungen scheint heute noch nicht wirklich machbar, und so enden wir mit Fragen und weiteren Interferenzen. Es werden auch in der biopolitischen Antwort auf das (im)materielle Virus SARS-CoV-2 – ähnlich der sozialistisch-industriellen Antwort auf die (im)materielle Strahlung – ausgewählte menschliche

43

Selbstverständlich wurden auch viele zu *cadavres* der Strahlung, ohne *exquis* zu sein – etwa Bewohner Prypjats oder die bei der Evakuierung zurückgelassenen Haustiere, welche eher (in Sylvia Wynter's Sinne) *dysselected* wurden.

44

Für kritische Rezeptionen vgl. David Christian, »*Chernobyl: Re-Creating a Nuclear Tragedy*«, in: *History Australia* 16/4 (2019), 763–765; oder James Conca, »How HBO Got It Wrong On Chernobyl«, in: *Forbes*, 27.6.2019, <https://www.forbes.com/sites/jamesconca/2019/06/27/how-hbo-got-it-wrong-on-chernobyl/> (30.12.2020).

Körper eingesetzt, um die Folgen eines ›Unfalls‹ einzudämmen, der durch technologischen Fortschritt möglich gemacht wurde. Waren es in *Chernobyl* und Tschernobyl die Folgen des industriellen und nuklearen Zeitalters, sind es in der Corona-Pandemie die Folgen des Anthropozäns mit schwindenden Habitaten und globaler Reisetätigkeit, wodurch das Virus in ungeahnt schnellem Maße zirkulieren kann. Wurde den Folgen der Nuklearkatastrophe im Jahr 1986 akut mit dem kalkulierten, lokalen Einsatz menschlichen Sterbens begegnet, wird den Folgen von SARS-CoV-2 im Jahr 2020 mit einem scheinbar anderen Einsatz menschlicher Körperlichkeit und Sterblichkeit entgegnet. Sicher, die potentiell tödlichen, nicht-menschlichen Akteure sind jeweils andere und es kann auch keinesfalls um einen schlichten Vergleich zweier sehr unterschiedlicher Situationen gehen. Aber ein Nebeneinanderlesen der Bereitschaft und Möglichkeit, Körper in unerträgliche Nähe zum nicht-menschlichen ›Akteur‹ zu bringen, um einerseits strahlende Materie zu begraben und andererseits andere Körper davor zu schützen, was auch eine Duldung des Sterben-Machens (oder eher: des Sterben-in-Kauf-Nehmens) demonstriert, kann hilfreich sein, um über die Differenzen und/oder Kontinuitäten mit der gegenwärtigen Pandemie nachzudenken. Die globale »biopolitische Selbstdisziplin« und das Gebot ungekannter Abstandsregeln ist in diesem Maße nur möglich in der digitalisierten Gesellschaft, in der sich wenigsten ein Schatten des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens online aufrechterhalten lässt. Ohne die technologische Möglichkeit zum Home-Office wäre eine Antwort auf SARS-CoV-2 sicher anders ausgefallen. Und gleichzeitig zur individuellen Isolation versuchen die bestmöglich geschützten Körper des medizinischen Personals, die vom Virus befallenen Körper ihrer Patient*innen zu kurieren. Und auch wenn sich Pfleger*innen und Ärzt*innen überproportional leicht infizieren können, ist dies doch nicht die Duldung des Sterben-Machens im potentiell tödlichen Einsatz. Zum Schutz der (vielerorts über Jahrzehnte eklatant unterfinanzierten) Gesundheitssysteme – der Verhinderung von deren Überlastung, welche letztlich zur gefürchteten Triage führen würde, also zur Auswahl von Körpern, deren Sterben geduldet würde – werden andere Opfer gebracht. Kein einziger menschlicher Körper soll Opfer des Virus werden, eben dafür werden auf anderen Ebenen ungeahnte Opfer gebracht. Wer hätte vermuten können, dass das kapitalistisch-neoliberalen Mantra des *Work hard – play hard* so unerwartet auf Pause gesetzt wird und es

118

auf Monate (optimistisch gerechnet) weder *play* gibt, noch für viele
work? Was geschieht hier? Es scheint in jedem Fall mehr als nur *vin
nouveau* in alten Schläuchen.

Dunja Bialas
Rike Bolte
Birgit Mara Kaiser &
Kathrin Thiele

119

Exnovation:
42 Würfelwürfe

KONFIGURATOR I

[Regeln für alle folgenden Würfel: Für jede der 6 Kategorien (A–F) wird je einmal gewürfelt. Das sog. »lactum«, d.h. das Würfelergebnis, muss in der Ausführung verarbeitet werden. Pro lactum ist eine Streichung erlaubt.]

WÜRFEL I.1

A) Schwerpunktsetzung

- 1 = Futurologie als Würfelspiel
- 2 = Aleatorik und Industrie 4.0
- 3 = I Ging
- 4 = Sci-Fi-Dices
- 5 = Der homo ludens erwürfelt seine Zukunft
- 6 = 13-seitige Würfel

B) Form

- 1 = essayistisch
- 2 = akademisch (kontinental)
- 3 = akademisch (amerikanisch)
- 4 = lyrisch
- 5 = aleatorisch
- 6 = gemischt

C) Ton

- 1 = nihilistisch
- 2 = pessimistisch
- 3 = mittelpessimistisch
- 4 = schwankend
- 5 = vorsichtig optimistisch
- 6 = optimistisch

D) Okkultistischer Input

- 1 = Tarot
- 2 = Turin (schwarze und weiße Magie)
- 3 = Kabbala
- 4 = Agrippa von Nettesheim
- 5 = Diffus, vermengt mit modernen Verschwörungstheorien
- 6 = Keiner

E) Ablenkung / Digression

- 1 = Tesla
- 2 = Botanik
- 3 = Atomwaffen
- 4 = Backgammon
- 5 = Einkaufslisten
- 6 = Enneagramm

F) Anker

- 1 = Stéphane Mallarmé
- 2 = Emily Dickinson
- 3 = Italo Calvino
- 4 = Octavia Butler
- 5 = John Cage
- 6 = Roberto Bolaño

IACTUM I.1

A3 = I Ging; B3 = Akademisch (amerikanisch); C3 = Mittelpessimistisch; D3 = Kabbala; E6 = Enneagramm; F5 = John Cage

AUSFÜHRUNG I.1

Nora Winklers Leben verlief bis zum Frühjahr 2020 unspektakulär. Sie hatte ein Studium der Politikwissenschaften an der FU Berlin absolviert und Anfang 2020 ihre Masterarbeit über die Klimapolitik der Balkanländer eingereicht, als das Coronavirus Europa traf. Aufgrund der Ausgangsbeschränkungen infolge der Covid-19-Pandemie befand sie sich wie ihre Zeitgenoss*innen häufig allein in ihrer Wohnung und verbrachte, müde der sozialen Medien, ihre Zeit mit Internetlektüren.

Durch eine exemplarische Analyse von Winklers Browserverlauf hat Sophie Đúc Thắng, Professorin für digitale Geschichte an der Humboldt-Universität, genauere Erkenntnisse über den tiefgreifenden Wandel erhalten, den diese Lektüren ausgelöst haben. Đúc Thắng konnte in ihrer Studie über »Digitale Biographien in der ersten Hälfte des 21. Jahrhunderts« nachweisen, dass Winkler bei ihrer abendlichen Lektüre während

des Frühjahrs 2020 häufig den Zufallsknopf der Wikipedia gedrückt hatte. Eine folgenreiche Ablenkung. Am Abend des 23. März 2020 las sie in einem Artikel über John Cage, dass dieser für seine Kompositionen auf das I Ging zurückgegriffen habe. Da Winkler durch ihr ans Obsessive grenzendes Hobby bereits eine Disposition für die Aleatorik mitbrachte, war sie gleichermaßen von Cages Kompositionen und dem Orakelbuch affiziert. Am 26. März bestellte sie über das ZVAB ein Taschenbuchexemplar (Diederichs gelbe Reihe) von Richard Wilhelms Übersetzung des I Ging für 3,67 Euro, deren Ankunft Đức Thắng auf den 31. März als *terminus post quem* datiert. Der Einfluss des Orakels auf Winklers Leben war weitreichend. Đức Thắngs These, die sie in ihrem Aufsatz »Zufall und Widerstand. Studien zur Aleatorik als antidualitem Handlungsprinzip in Biographien des frühen 21. Jahrhunderts« entwickelt hat, lautet: Winkler habe – als Repräsentantin der *Covidians* – anders als Cage nicht ein ästhetisches Werk, sondern ihr eigenes Leben der Aleatorik ausgeliefert. Sie habe ausgehend vom I Ging Entscheidungen getroffen, deren Konsequenzen sie später in Enneagrammen visualisierte. Ein solches Zufallsverfahren, so Đức Thắngs Kniff, sei ein Akt des Widerstands, eine Maßnahme gegen die determinierende Kraft algorithmischer Handlungsempfehlungen.

WÜRFEL I.2

A) I Ging

- 1 = Das Schöpferische
- 2 = Das Empfangende
- 3 = Die Anfangsschwierigkeit
- 4 = Die Jugendtorheit
- 5 = Das Warten
- 6 = Der Streit

B) Formaler Anschluss

- 1 = bruchlos
- 2 = jump-cut
- 3 = in die Winkler-Ebene hineinzoomend
- 4 = in die Đức Thắng-Ebene hineinzoomend
- 5 = die Erzähler-Ebene zeigend
- 6 = elegant driftend

C) Cage-Anker

- 1 = Imaginary Landscapes No. 4
- 2 = Freeman Etudes
- 3 = Etudes Boreales
- 4 = Cheap Imitation
- 5 = Black Mountain College
- 6 = Mycology

D) Eneagrammvertiefung

- 1 = Arica School
- 2 = Claudio Naranjo
- 3 = Don Richard Riso
- 4 = Andreas Ebert
- 5 = Georges I. Gurdjeff
- 6 = Enneagrammtytentests

E) Absurditätsgrad

- 1 = null
- 2 = spürbar
- 3 = deutlich
- 4 = hoch
- 5 = störend
- 6 = unerheblich

F) Zukunftsechos

- 1 = technisch
- 2 = dystopisch
- 3 = idyllisch
- 4 = theoretisch
- 5 = laut
- 6 = leise

IACTUM I.2

A3 = Anfangsschwierigkeit; B3 = Winkler-Ebene; C5 = Black Mountain College; D3 = Riso; E3 = Absurdität: deutlich; F6 = Echo: leise

AUSFÜHRUNG I.2

In der Zeit des Lockdowns entdeckte Nora Winkler beim Durchforsten des Junkmail-Ordners eine Mail mit dem Absender Oliver Raddatz. »Probandinnen für Projekt im Bereich der Browserforschung gesucht!!« stand in der Betreffzeile. Zwei Ausufezeichen. Winkler konnte sich nicht daran erinnern, sich jemals in irgendeine Liste für Experimente eingetragen zu haben. Sie kannte Leute, die so etwas machten, manche, um sich ein Zubrot zu verdienen – wobei die Bezahlung in der Regel alles andere als üppig war –, andere aus Neugier, und eine Freundin von ihr sogar ausschließlich aus Hoffnung auf Affären mit Experimentleitern bzw. auf Laborficks, wie sie es nannte. Wie Winklers Mailadresse im Verteiler gelandet sein mochte, war ihr ein Rätsel, ein großes. Wahrscheinlich ein Datenschutzleck irgendwo. Müsste sie eigentlich melden, aber mitten in der Pandemie waren Datenschutzlecks das Letzte, wofür man ihr Aufmerksamkeit schenken würde. Winkler überflog die Mail. Sie war wirr formuliert und enthielt auffällig viele Rechtschreibfehler. Ein Betrugsvorwurf schien ihr nicht ausgeschlossen, allerdings musste das schon eine sehr ausgeklügelte Masche sein. Sie googelte nach »Masche/Browserforschung«, was auf Pornoseiten führte, dann nach Masche/Browser/Raddatz mit ähnlichem Resultat. Wesentlich ergiebiger war die Kombination Raddatz/research. Winkler war erstaunt, wie viele akademische Forscher es mit dem Namen Raddatz gab. Einen Artikel hätte sie sogar gerne gelesen, in ihrer Lockdownlangeweile, »Analysis of Helicopter Rotor/Fuselage Interference with Time Averaged Fuselage Pressure Distribution«.¹ Ein kostenloser Zugriff war unmöglich. Sie versuchte es mit *Sci-Hub*. *Sci-Hub* versagte. Am Ende musste sie sich mit einem anderen Aufsatz zufriedengeben, über Tiefwasserkorallen an der norwegischen Küste.² Ein völlig absurdes Paper, das Winkler nach einer Flasche Wein mit ihren ande-

¹

S. R. Ahmed, J. Raddatz und W. Hoffmann, »Analysis of Helicopter Rotor/Fuselage Interference with Time Averaged Fuselage Pressure Distribution«, in: *Seventeenth European Rotorcraft Forum 1991, Berlin*, 24–27 Sept. 1991, <https://elib.dlr.de/35900> (14.2.2021).

²

J. Raddatz u.a.: »Environmental Constraints on Holocene Cold-Water Coral Reef Growth off Norway: Insights from a Multiproxy Approach«, in: *Paleoceanography and Paleoclimatology* 31/10 (2016), 1350–1367, <https://doi.org/10.1002/2016PA002974> (14.2.2021).

ren offenen Browsetabs vergeblich in Einklang zu bringen suchte. Zwischenzeitlich war sie desorientiert, tappte durch *Instagram-Stories*, verlor sich in Audionachrichten, bis sie gegen zwei Uhr morgens auf den Black-Mountain-College-Tab klickte. Eine Ausstellung im Hamburger Bahnhof, die sie verpasst hatte. Vor Jahren. Über Cage war sie wieder dort gelandet. Winkler scrollte noch mal durch die Raddatz-Mail. Eine HU-Adresse. Was sollte das schon für eine Betrugsmasche sein. Und wenn. War ja Pandemie. Da konnte man sich auch mal überlisten lassen. Winkler las die Datenschutzverordnung quer, willigte ein, ja, alles und gerne, und war fortan Probandin.

WÜRFEL I.3

A) Kurskorrektur

- 1 = akademisierend
- 2 = poetisierend
- 3 = sebaldisierend
- 4 = Benjamin
- 5 = Punk
- 6 = keine

B) Gewaltmoment

- 1 = Mord
- 2 = Raubüberfall
- 3 = fahrlässige Tötung
- 4 = Schlägerei
- 5 = Straßenschlacht
- 6 = Biss

C) Geschwulst

- 1 = Epigramm
- 2 = Fabel
- 3 = YouTube-Video
- 4 = Akzidenz Grotesk
- 5 = van Gennep
- 6 = am Bein

D) Meta-Einschübe

- 1 = residual
- 2 = subtil
- 3 = hart
- 4 = cartesisch
- 5 = plastisch
- 6 = unverhältnismäßig

E) Anfangsrand

- 1 = Đúc Thắngs Methodik
- 2 = Đúc Thắngs Werdegang
- 3 = Das Kleingedruckte in der Einverständniserklärung
- 4 = Winklers Browserverlauf
- 5 = Winklers Traurigkeit
- 6 = Post-digital Humanities

F) Corona-Reminiszenz

- 1 = Maske
- 2 = Kurve
- 3 = Impfstoff
- 4 = QAnon
- 5 = Beatmungsgerät
- 6 = Lkw von Bergamo

IACTUM I.3

A3 = Kurskorrektur: sebaldisierend; B2 = Raubüberfall; C5 = van Gennep; D5 = Meta-Einschübe: plastisch; E2 = Đúc Thắngs Werdegang; F6 = Lkw von Bergamo

AUSFÜHRUNG I.3

Noch bevor sich Sophie Đúc Thắng nach einem ausgiebigen Quellenstudium im August 2039 an die Niederschrift ihres Aufsatzes über Nora Winkler machte, der in gewisser Weise die Disziplin der Browserhistoriographie überhaupt erst etablierte, begab sie sich auf eine dreitägige Wanderung durch

die Schorfheide, um Eindrücke zu sammeln und Erkenntnisse reifen zu lassen. Bereits beim Verlassen des Bahnhofs von Chorin bemerkte Đúc Thắng nicht nur eine Befreiung von den Zwängen des Arbeitsalltags, sondern eine Anregung ihrer Gedankengänge durch die Luft und die Bewegung. Durch seine Anbindung an die Hauptstadt hatte Chorin noch eine in weiten Teilen intakte Siedlungsstruktur bewahren können, ohne von den nomadischen Hausbesetzungen betroffen zu sein, wie das in vielen anderen brandenburgischen Dörfern mittlerweile der Fall war. Nach weniger als zehn Minuten hatte Đúc Thắng bereits die Siedlungsgrenze erreicht und wanderte auf einer mit Schlaglöchern übersäten Straße durch einen jungen Mischwald, der sich hier nach den großen Bränden Mitte der Zwanzigerjahre gebildet hatte. Beim Gang durch den Wald erinnerte sich Đúc Thắng an ein Bild, das Winkler am 20. März 2020 in der *Neuen Zürcher Zeitung* gesehen und anschließend über mehrere Wochen hinweg immer wieder wie zur Selbstvergewisserung abgerufen hatte: Ein Lkw-Konvoi mit den Corona-Leichen eines einzigen Tages durchquert das nächtliche Bergamo.³



Đúc Thắng hatte in ihrer Doktorarbeit auf das umfangreiche Korpus Winkler zurückgreifen können, das 5 Jahre Browerhistoie einer einzelnen Person lückenlos abbildete. Dass dieses Korpus überhaupt existierte, verdankte sich dem Eifer eines vergessenen Pioniers des Fachs: Oliver Raddatz. Raddatz hatte schon in den

Zwanzigerjahren deutlich vor Augen gehabt, dass die Zukunft digitaler Geschichtsschreibung nicht in den anonymen Big-Data-Sammelkästen der statistisch arbeitenden Zunft lag, sondern in der Verschränkung von Browerhistoie, Lebenslauf und Bewegungsprofilen des Einzelnen. Nachdem Raddatz drei Jahre lang Drittmittel erwerben konnte, trockneten die Subventionen dauerhaft

aus. Raddatz musste die Akademie verlassen, arbeitete als Click-worker für den BND und starb mit Mitte 40 an den Folgen eines Raubüberfalls im Prenzlauer Berg. Sein eigentliches Vermächtnis war ein schlecht gepflegtes, aber dafür datenreiches Archiv von Browserverläufen, das für das Jahr 2020 zudem um Daten wie Kreditkarteninformationen, Kontoumsätze, Telefonnummern und Standortverläufe ergänzt war. Später war es Raddatz nicht mehr geeglückt, seinen Proband*innen so laxe Datenschutzbestimmungen unterzujubeln. Mit dem Korpus Winkler hatte Đúc Thắng eine Goldader aus den Datenblöcken der von Kollegen lange Zeit abfällig als Datenmüll belächelten Sammlung herausgeschält, die ihre Arbeit schnell zum Klassiker des jungen Fachs avancieren ließ, so dass man ohne Übertreibung im Niedergang des Oliver Raddatz die Bedingung für den Erfolg der Sophie Đúc Thắng sehen konnte.

Zunächst aber verlief sich Đúc Thắng. Bei ihrer Wanderung durch die Schorfheide setzte sich Schritt für Schritt der Gedanke in ihr fest, dass die Lkw von Bergamo in einem Zusammenhang mit einer weitreichenden Entscheidung stehen mussten, die Winkler noch während des Lockdowns traf.

WÜRFEL I.4

A) Winklers Entscheidung

- 1 = im Wald leben
- 2 = einen *Tinder*-partner auswürfeln
- 3 = auf materiellen Besitz verzichten
- 4 = Handymasten fällen
- 5 = bei der Bundeswehr anheuern
- 6 = ein Motorrad kaufen

B) Ebene

- 1 = Winkler
- 2 = Raddatz
- 3 = Đúc Thắng
- 4 = Erzähler
- 5 = Gomes / Thermann
- 6 = Walter / Dünne / Bengert

C) Form

- 1 = gestaucht
- 2 = gedehnt
- 3 = gespreizt
- 4 = gespickt
- 5 = leichtfüßig
- 6 = gravitätisch

D) neues Personal

- 1 = eine Freundin Winklers
- 2 = ein Freund von Raddatz
- 3 = ein Kollege von Đúc Thắng
- 4 = ein Konkurrent von Raddatz
- 5 = der Partner* von Đúc Thắng
- 6 = die Partner*in von Đúc Thắng

E) Intermedialität

- 1 = Audio-Nachricht
- 2 = <https://i-ging-orakel.net/index.php#i-ging-orakel-befragen>
- 3 = Browserverlauf
- 4 = Bewegungsprofil
- 5 = Chatverlauf
- 6 = Screenshot

F) Dystopisches

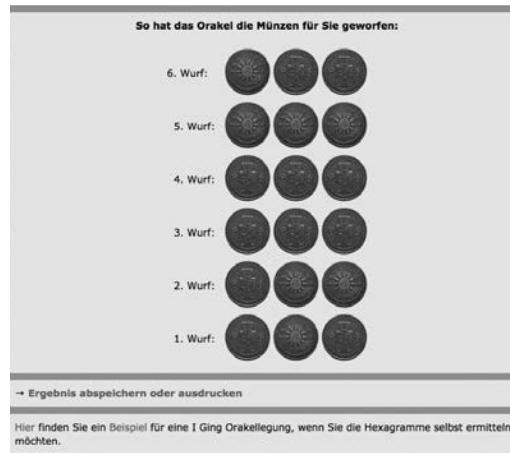
- 1 = Dauerregen
- 2 = Raubüberfälle
- 3 = die nomadische Hausbesetzerszene Brandenburgs
- 4 = algorithmischer Wahlkampf
- 5 = Ökodiktatorisches
- 6 = Krieg um Rügen

IACTUM I.4

A5 = Bundeswehr; B3 = Ebene: Đúc Thắng;
 C4 = Form: gespickt; D4 = Konkurrent von Raddatz; E6= Screen-
 shot; F1 = Dauerregen

AUSFÜHRUNG I.4

Die Vermutung, dass die Lkw von Bergamo der Trigger für Nora Winklers Bewerbung bei der Bundeswehr waren, verwarf Đúc Thắng recht bald, da die Browserverläufe zeigten, dass Winkler bereits vor dem 20. März die Seite karrierebeiderbundeswehr.de mehrfach aufgerufen und am 18. zu ihren Favoriten hinzugefügt hatte. Eine Untersuchung der Tab-Kookkurrenzen lieferte zudem einige auffällige Ergebnisse: zum Beispiel, dass Winkler zu ihren Bundeswehr-



recherchen fast immer Musik auf YouTube laufen ließ. Winkler, der eine Vorliebe für karibische Rhythmen und Elektropop nachgewiesen werden konnte, hörte beim Durchstöbern der Bundeswehrseite allerdings vornehmlich klassische Musik. Neben einem dreistündigen Pachelbel-Loop stach die häufige Präsenz Richard Wagners ins Auge. Diese Kookkurrenz machte Đúc Thắng stutzig. Es war Samstagabend, draußen fiel steter Regen, seit zwei Wochen schon, ununterbrochen. Im Radio wurden Überschwemmungen gemeldet, die üblichen Spätsommerkatastrophen. Đúc Thắng drehte das Radio leiser und befahl dem Rechner, einen Bias-Filter auf die Ergebnisse anzuwenden und semantische Vernetzungen hervorzuheben. Die ersten Durchläufe waren wenig ergiebig. Đúc Thắng musste mehrfach nachjustieren. Ein Konsum-Check brachte sie nicht weiter. Was Đúc Thắng letztlich zum Durchbruch verhalf, war eher ein Zufall. Aus einem Bauchgefühl heraus ließ sie die Kookkurrenzen

für ein Online-I-Ging-Orakel ermitteln, das Winkler vom 2. April an des Öfteren befragt hatte. Eines fiel sofort auf: Parallel zur Orakelbefragung wühlte Winkler auffällig oft in der Geschichte ihrer Familie. Bei einer längeren Recherche, die bis in die frühen Morgenstunden dauerte, stieß sie zunächst auf ihren Großvater väterlicherseits, Ewald Winkler, und wenig später auf den Großvater mütterlicherseits, den Obergefreiten Detlev Nonnhoff. Letzterer, das hatte Winkler gewusst, war an der Ostfront gefallen und hatte vier Waisenkinder in der Lüneburger Heide hinterlassen. Ewald Winkler hingegen war nicht, wie man ihr immer erzählt hatte, als Rangiermeister bei der Reichsbahn, sondern als Fallschirmjäger bei der Wehrmacht tätig gewesen. Eine Online-Datenbank hatte seinen Namen ausgespuckt. Demnach wurde er ins Gefangenengelager Camp Algona in Iowa gebracht, wo sich seine Spur verlor. Einen Tag nach dieser Entdeckung fragte Winkler das Orakel, ob es ihr zu einer Bewerbung bei der Bundeswehr raten würde.

WÜRFEL I.5

A) Anschluss

- 1 = nahtlos
- 2 = metaleptisch
- 3 = mittelhart
- 4 = hart (Gattungswechsel: Sonett)
- 5 = sehr hart (Sprachwechsel: Google-Dänisch)
- 6 = transmedial (Schrift zu Audio)

B) Kern

- 1 = Winkler geht zur Bundeswehr
- 2 = Winkler will zur Bundeswehr
- 3 = Winklers Scheitern
- 4 = Winklers Erfolg
- 5 = Winklers Stammbaum
- 6 = Winklers plötzliche Empfänglichkeit für Verschwörungsfantasien

C) Punctum (Tab-Mikroskopie)

- 1 = Bundesarchiv
- 2 = *Chrismon*
- 3 = *Fem*
- 4 = *Bunte*
- 5 = *Burlesque Dessous*
- 6 = *Chefkoch*

D) Đúc Thắng

- 1 = abwesend
- 2 = fantasmagorisch
- 3 = anwesend: überwiegend homodiegetisch
- 4 = anwesend: überwiegend heterodiegetisch
- 5 = überpräsent
- 6 = transfiguriert

E) Schockmoment

- 1 = durch vulgäre Sprache erzeugt
- 2 = Browserverlauf eines Psychopathen
- 3 = Winklers grausamer Tod
- 4 = Surrealistische Einlassung
- 5 = Đúc Thắng ist ein Algorithmus
- 6 = Rassismus

F) Block-Ende

- 1 = Cliffhanger
- 2 = Mitten im Satz
- 3 = Fragesatz
- 4 = unverarbeitbar
- 5 = Ideogramm-Cluster
- 6 = anschlussfähig

IACTUM I.5

A1 = Anschluss: nahtlos; B5 = Stammbaum;
 C1 = Bundesarchiv; D6 = Đúc Thắng: transfiguriert; E4 = surrealistische Einlassung; F6 = anschlussfähig

AUSFÜHRUNG I.5

Winklers Orakel hatte ihr am 4.4. einen rätselhaften Satz mitgeteilt: »Scheinbar ist ein Spiel des Zufalls am Werk. Während der Starke und Getreue bestrebt ist, in eifriger Tätigkeit Ordnung zu schaffen, ohne alle Hintergedanken, trifft er wie zufällig den Rädelführer der Unordnung und wird seiner habhaft. Damit ist der Sieg erlangt. Aber man darf nicht die Abstellung der Missbräuche allzu hastig betreiben. Das wäre von Übel, weil die Missbräuche schon zu lange im Schwange waren.«

Đúc Thắng ging davon aus, dass der Orakelsatz Winkler in eine dialektische Krise gestürzt hat. Während sie Halt im Orakel suchte, ließ sich mit dem Orakelspruch der Zufall selbst als »Rädelführer der Unordnung« deuten. Zumindest drängte sich eine solche Assoziation auf. Der Wehrdienst hingegen konnte im semantischen Netz aus Ordnung, Stärke und Treue verfangen. Đúc Thắng ging den Flur entlang, mehrfach schritt sie ihn ab. Im Deutungshorizont des Orakels und der Ahnenforschung verwandelte sich die fixe Idee des Militärdiensts zu einer konkreten Handlungsoption. Draußen regnete es noch immer. Đúc Thắng besaß noch einmal die geöffneten Tabs. Ein Gedenkbuch des Bundesarchivs war darunter, dem sie bislang keine Beachtung geschenkt hatte. Es handelte sich um ein recht schwerfälliges Recherchetool für die Namen deutscher Juden, die Opfer der NS-Verfolgung geworden waren. Warum hatte Nora Winkler nach einer einzelnen jüdischen Person gesucht? Der Browserverlauf führte zu einer gewissen Sophia Dukat aus Frankfurt am Main. Ein Foto aus den 1920er Jahren auf der Webseite der Stolpersteine zeigte sie als Kleinkind im Sommerkleidchen. Đúc Thắng starrte gebannt auf das Bild. Es dauerte einen Moment lang, der ihr wie eine Schlucht vorkam, durch die sie hindurchfiel, ehe sie erkannte, dass auf dem Bild niemand anders zu sehen war, als sie selbst. Sophie Đúc Thắng schloss alle Tabs. Ihre eigenen und die von Nora Winkler, wie um ein Gespenst zu verscheuchen, wenngleich sie wusste, dass das Trugbild damit umso besser weiterspuken konnte. Um die Zukunft der Brownergeschichtsschreibung zu sichern, musste sie die fixe Idee löschen wie einen Eintrag in der Browerchronik.

ÜBERGABE-WÜRFEL

A) Einstieg

- 1 = Browserhistoriographie
- 2 = Die großen Waldbrände in Europa (2025–2028)
- 3 = Krieg um Rügen
- 4 = Überschwemmungen
- 5 = Post-Digital Humanities
- 6 = Wasserstoffflugzeuge

B) Stil

- 1 = gepflegt, mit Hang zur Parataxe
- 2 = durchgehend hypotaktisch
- 3 = verspielt (französisch)
- 4 = schwerfällig (deutsch)
- 5 = anarcho-poetisch
- 6 = Copy / Paste

C) Gattung

- 1 = Kurzgeschichte
- 2 = Paper (akademisch)
- 3 = Schüleraufsat (Erörterung)
- 4 = Exposé (Promotionsprojekt)
- 5 = Brief
- 6 = Lexikonartikel

D) Utopischer Entwurf

- 1 = Gelehrtenrepublik
- 2 = Die neuen Hesperiden
- 3 = Mars-Station
- 4 = Stillgelegter Bohrinselkomplex
- 5 = Kommune in der Schorfheide
- 6 = High-Tech-Hub Kigali

E) Nebenmotiv

- 1 = Panzerfahrzeuge
- 2 = organisierte Kriminalität
- 3 = I Ging
- 4 = Superfoods
- 5 = Ausgangssperre
- 6 = Tiefwasserkorallen an der norwegischen Küste

F) Politischer Unterton

- 1 = linksradikal
- 2 = links
- 3 = mitte / links
- 4 = neoliberal
- 5 = rechtskonservativ
- 6 = faschistisch

Um die Zukunft der Browsergeschichtsschreibung zu sichern, musste sie die fixe Idee löschen wie einen Eintrag in der Browserchronik.

Übergabe-Würfel

A) Einstieg

- 1 = Browserhistoriographie
- 2 = Die großen Waldbrände in Europa (2025–2028)
- 3 = Krieg um Rügen
- 4 = Überschwemmungen
- 5 = Post-Digital Humanities
- 6 = Wasserstoffflugzeuge

B) Stil

- 1 = gepflegt, mit Hang zur Parataxe
- 2 = durchgehend hypotaktisch
- 3 = verspielt (französisch)
- 4 = schwerfällig (deutsch)
- 5 = anarcho-poetisch
- 6 = Copy/Paste

C) Gattung

- 1 = Kurzgeschichte
- 2 = Paper (akademisch)
- 3 = Schüleraufsatz (Erörterung)
- 4 = Exposé (Promotionsprojekt)
- 5 = Brief
- 6 = Lexikonartikel

D) Utopischer Entwurf

- 1 = Gelehrtenrepublik
- 2 = Die neuen Hesperiiden
- 3 = Mars-Station
- 4 = Stillgelegter Bohrinselkomplex
- 5 = Kommune in der Schorfheide
- 6 = High-Tech-Hub Kigali

E) Nebenmotiv

- 1 = Panzerfahrzeuge
- 2 = Organisierte Kriminalität
- 3 = I Ging
- 4 = Superfoods
- 5 = Ausgangssperre
- 6 = Tiefwasserkorallen an der norwegischen Küste

F) Politischer Unterton

- 1 = linksradikal
- 2 = links
- 3 = mitte/links
- 4 = neoliberal
- 5 = rechtskonservativ
- 6 = faschistisch

(A5 / B5 / C3 /D2 / E2 / F2) Dies löste die unausweichliche Logik der Post-Digital Humanities aus, deren Kern die Gemeinschaft der Hesperiiden, der afrikanischen Schwestern und aller anderen derivativen und nicht-binären Geschlechter, bildete. Nichts ist im Rückblick einem künstlerischen Gesellschaftsentwurf so erstaunlich nahe wie die prinzipielle Abschaffung gesetzeswidrigen Handelns, um der Intersektionalität – zusätzlich zu »Races«, »Class«, »Gender« und »Health« – nun auch in der Kategorie von »Social Adoption« zu begegnen. Für und Wider, Erfolg und Widerstand, Wut und Sanftheit, Sinn und Unsinn der revolutionären Hesperiiden sollen im Folgenden diskutiert werden, wobei zunächst die Gemeinschaft der Hesperiiden betrachtet werden soll.

Die vergangenen Sommerferien verbrachte ich mit meinem Vater in einer Kommune in der Schorfheide nördlich von Berlin, in der wir über die ganze Zeit eingeschlossen waren und einer Anzahl von Regeln gehorchen mussten (Fahnenfeide, einheimisches Gemüse pflanzen, Körpererwärmung), deren Einhaltung über die Einsicht in die Browser unserer Mobiltelefone überwacht wurde, um aus dieser Browsergeschichtsschreibung unserer Gehorsam auszulesen. Am Abend lasen wir uns am Lagerfeuer Gedichte vor.

Die Browsergeschichtsschreibung ist ein Phänomen, das die Zeit der *Digital Humanities* in zahlreichen Varianten überlebt hat. Weshalb diese Obsession mit diesem Medium und dieser Wissensform, waren beide doch in den katastrophalen Waldbränden der späten 20er Jahre untergegangen, ihre Infrastruktur ein Raub der Flammen geworden.

(A2, B6, C5, D6, E2, F4) Sie begannen an ihre Partner bei der Piran Resources GmbH zu schreiben: »Our deposits are rich, we will start producing significant volumes later this year, our licenced tenement areas hold significant upside discovery potential and the country is one of the best within the entire African continent!« Sie wussten nun alles, was sie für ihre nächste Tat wissen mussten. Es ging um nicht weniger als endlich den Krieg mit denselben Mitten dorthin zurück zu tragen, von wo ihre Wälder und Lebensgrundlage für die Zinn-Minen geplündert worden waren und ihre Böden vergiftet. Aus dem Augenwinkel beobachteten sie in ihrem High-Tech-Hub in Kigali die Satelliten Monitoring Plattform *Global Forest Watch*. In Echtzeit blinkten hunderte glutrote Fire Alerts, die die Waldbrände nun auch in den letzten europäischen Wäldern anzeigen. Wieder und wieder ließen sie den Satelliten-Timelaps-Film der Brände der Jahre 2025–2028 laufen. Der Zinnkurs stand gut. Das Unternehmen besitzt 90 % von zwei aneinander grenzenden, 4.000 ha großen Bergbaulizenzen mit einer Laufzeit von 25 Jahren – Musha und Ntunga.

LIBERALER KOLLAPS

IACTUM II

A2 = Einstieg: Die großen Waldbrände in Europa (2025–2028);
 B6 = Copy/Paste-Stil; C5 = Gattung: Brief; D6 = Utopischer Entwurf:
 High-Tech-Hub Kigali; E2 = Nebenmotiv: organisierte Kriminalität;
 F4= Politischer Unterton: neoliberal

AUSFÜHRUNG II

Auf dem Monitor flackerten rote Punkte auf, die sich wie ein heftiger Ausschlag von Masern verdichteten. Jeder Punkt stand für einen lodernden Waldbrand, der in der letzten Woche in Zentraleuropa ausgebrochen war. Von der Hitze draußen spürte Sophie Đúc Tháñg im High-Tech-Hub in Kigali nichts. Die Klimaanlage surrte und ätzte. In ihrem Wasserglas klickten die Eiswürfel. Aus dem Augenwinkel beobachtete Sophie Đúc Tháñg mit Pau Ingabire die Satelliten Monitoring Plattform *Global Forest Watch*. In Echtzeit blinkten zehntausende glutrote *Fire Alerts*, die die Waldbrände nun auch in den letzten europäischen Wäldern anzeigen. Wieder und wieder ließen sie den Satelliten-Timelapse-Film der Brände der Jahre 2025–2028 laufen. Das Schauspiel der irreversiblen Vernichtung büßte nichts an seiner Faszination ein, egal wie oft Ingabire den Slider nach links zog. Der Niedergang der Wälder von Europa war eine unumkehrbare Funktion der Klimapolitik. Eine kostenintensivierende, immer stärker pulsierende Rückkopplungsschleife. Ganz anders als im Flusstal des Nyabarongo oder auf den Bergen Jali und Kigali, wo keine roten Punkte zu sehen waren – und wo das *High Tech Hub* in einer alten Sternwarte seinen Firmensitz bezogen hatte.

Pau Ingabire schrieb noch schnell eine Mail an ihre Partner bei der *Piran Resources GmbH*: »Our deposits are rich, we will start producing significant volumes later this year, our licenced tenement areas hold significant upside discovery potential and the country is one of the best within the entire African continent!« Der Zinnkurs stand gut. Das Unternehmen besaß 90% von zwei aneinander grenzenden, 4.000 ha großen Bergbaulizenzen mit einer Laufzeit von 25 Jahren – Musha und Ntunga. Also mindestens bis zur Mitte des Jahrhunderts. Die Miene war eine gute Tarnung für ihre Tätigkeit.

Das Orakel hatte die ehrgeizige Sophie Đúc Tháñg nach Kigali geführt. Die ehemalige Cybercrime-Ministerin Pau Ingabire, die im Übrigen vor vielen Jahren Informatik an der Humboldt-Universität studiert hatte, leitete das Netzwerk. Die politische Bewegung war als GmbH mit dem Namen *Liberal Collapse Tools* (LCT) organisiert. Geschäftsidee und Leitspruch von LCT war »Zukunft imaginieren, nicht extrapolieren.« Das Prinzip der Exnovation hatte endlich die Innovation abgelöst.

Sophie Đúc Tháñg hatte ihren Bewerbungsbrief mit der Floskel begonnen: »Ich bin teamfähig, flexibel, kommunikativ und neurotisch kreativ«. Ihren gesamten Bewerbungsbrief bestimmte sie anhand von Keywords mit einer Blogger- und Brief-KI sowie einer psychotherapeutischen Persönlichkeits-App im Zufallsverfahren. Nachdem Ingabire ihre Bewerbung schon fast aussortiert hatte, gab das umfassende Browserchronikarchiv von Đúc Tháñg den Ausschlag für die Anstellung als CEO. Darunter die Browserverläufe namhafter Agrar- und Forstpolitiker*innen wie Vorstände, die das Monopol auf die letzten Flächen in Europa besaßen, die noch Gewinne versprachen (*Svenska Cellulosa, Alchemist Reality*).

Das internationale Team von LCT hatte im Geheimen während eines *Massive Online Sprints* die Satelliten-Plattform zur globalen Waldüberwachung neu programmiert. Die Satelliten waren so eingestellt, dass sie nicht nur Brände lesen, sondern auch Brände legen konnten. Das GPS-Datennetzwerk globaler Wälder war nun wortwörtlich »forest monitoring designed for action«, mit Kontrollzentrum in Kigali. Zukünftig konnten sie Waldbrände wie eine kybernetische *Google-Gaia* aus dem All steuern. Der »Forest Loss« war der *Gain* von *NSE All Share LCT*.

ÜBERGABEWÜRFEL ZU III

A) Metaphorik im Text

- 1 = körperlich
- 2 = maschinell
- 3 = animalisch
- 4 = kriegerisch
- 5 = esoterisch
- 6 = meteorologisch

- B) Grundstimmung
 1 = Horror
 2 = Liebe
 3 = Nebel
 4 = Wellness-Tempel
 5 = Aufbruch
 6 = Unheimlich
- C) Stilfragmente
 1 = Börsenbericht
 2 = Projektantrag
 3 = Rezept
 4 = Vertrag
 5 = Anklageschrift
 6 = Märchenhaft
- D) Neue Bühne
 1 = Internet-Radiostation
 2 = Gala für Aktionäre
 3 = Markt
 4 = Saatgutarchiv
 5 = Solarpark
 6 = Laboratorium
- E) Umgang mit zuvor geschriebenen Textpassagen
 1 = who cares ...
 2 = Detail herauspicken
 3 = Kontrapunkt
 4 = größtmögliche Kohärenz des Plot
 5 = größtmögliche stilistische Kohärenz
 6 = auf Metaebene gehend
- F) Schluss
 1 = mit Auslassungspunkten oder »usw.«
 2 = mit »fremder Rede« (Schlusszitat)
 3 = zyklisch (Rückbezug zum Anfang)
 4 = mit Frage
 5 = mit Appell
 6 = kollapsologisch

Das internationale Team von LCT hatte im Geheimen während eines Massive *Online Sprints* die Satelliten-Plattform zur globalen Waldüberwachung neu programmiert. Die Satelliten waren so eingestellt, dass sie nicht nur Brände lesen, sondern auch Brände legen konnten. Das GPS-Datennetzwerk globaler Wälder war nun wortwörtlich »forest monitoring designed for action«, mit Kontrollzentrum in Kigali. Zukünftig konnten sie Waldbrände wie eine kybernetische *Google-Gaia* aus dem All steuern. Der »Forest Loss« war der Gain von NSE *All Share LCT*.

Übergabe-Würfel

- A) Metaphorik im Text
 1. körperlich
 2. maschinell
 3. animalisch
 4. kriegerisch
 5. esoterisch
 6. meteorologisch
- B) Grundstimmung
 1. Horror
 2. Liebe
 3. Nebel
 4. Wellness Tempel
 5. Aufbruch
 6. Unheimlich
- C) Stilfragmente
 1. Börsenbericht
 2. Projektantrag
 3. Rezept
 4. Vertrag
 5. Anklageschrift
 6. Märchenhaft

- D) Neue Bühne
1. Internet-Radiostation
 2. Gala für Aktionäre
 3. Markt
 4. Saatgutarchiv
 5. Solarpark
 6. Laboratorium
- E) Umgang mit zuvor geschriebenen Textpassagen
1. who cares ...
 2. Detail herauspicken
 3. Kontrapunkt
 4. größtmögliche Kohärenz des Plot
 5. größtmögliche stilistische Kohärenz
 6. auf Metaebene gehen
- F) Schluss
1. mit Auslassungspunkten oder »usw.«
 2. mit »fremder Rede« (Schlusszitat)
 3. zyklisch (Rückbezug zum Anfang)
 4. mit Frage
 5. mit Appell
 6. kollapsologisch

Bei LCT hatte jeder Baum auf der Welt ein Konto, eine Versicherung und eine gerichtliche Vertretung, falls ihm etwas zustoßen sollte. Wurde ein Baum willentlich beschädigt oder zerstört, konnter er seinen Schädiger – als gerichtliche Person – dafür haftbar machen.

(A2, B5, C6, D4, E6, F6) Die Möglichkeit, Brände per GPS zu erzeugen, befeuerte – um im Bild zu bleiben – auch die Panik vor gezielter Brandkriegsführung.

(A1, B2, C3, D4, E5, F1) Vielversprechend auch das »Project Replant« der New Seed Company LTD. Nach dem Fließband-Prinzip vollzogen gigantische Bestäubungstroter die virtuelle Insemination auf den mehrere tausend Quadratmeter fassenden sensitiven Membranen des Indoor-Nährbodens. Ein von der CEO-Erage »Natural Cyber Love Affair« grautäufes Fortpflanzungs-geschehen, für das es nicht viele Ingredienzen brauchte und das sich an den Fassaden der Liebesfarmen in leuchtendem LED-Neonpink weithin sichtbar als »Amor vincit & vincet« ankündigte. Alles strahlte grelle Zaversicht aus.

(A6, B6, C5, D4, E4, F3) Wenn wir aber nach den Motiven für ein solches Handeln suchen, ging es dann in erster Linie um die sagenhaften Gewinnspannen, die mit der korrupten Manipulation des Systems noch vergößert wurden, als man den Meistbietenden begehrte Landflächen mit Feuerschneisen freiraumte, oder war es, jenseits aller Rationalisierung durch Terra Data und globale Klimasimulationen, der Genuss dergötgleichen Macht, die Elemente neu anzordnen und Feuer vom Himmel regnen zu lassen – und welche Rolle spielte eigentlich die Tatsache, dass die Elite des Teams bald ihre terraformierte Raumstation bezog, von der aus sie amisiert ihr Experimentierfeld oder sollte ich sagen ihr Spielzeug obervierte, bei dem Entschluss, konsequenterweise den nächsten Schritt zu machen und von Bayer Monsanto für LCT designete Saatgut auszubringen, während gleichzeitig durch bedauerliche Fehler Brände ausgelöst wurden, die rein zufällig Sammlarchive bedrohter Baumarten zerstörten – zu welchem Schluss können wir also, hohes Gericht, hinsichtlich der wirklichen Motive für diese kriminelle Verschwörung und woher kamen eigentlich die Einfüllsterungen, die diese Handlungen überhaupt denkbar machen? Entwaldung wird also nicht nur mit der Verortung von Feuer, sondern auch mit von oben gelegten, hilfreichen Gegenbärnden beantwortet?

KONFIGURATOR III

IACTUM III

A2 = Maschinell; B5 = Aufbruch; C6 = Märchenhaft; D4 = Saatgutarchiv; E6 = auf Metaebene gehend; F6 = kollapsologisch

AUSFÜHRUNG III

Die Möglichkeit, Brände per GPS zu erzeugen, befeuerte – um im Bild zu bleiben – auch die Panik vor gezielter Brandkriegsführung. Pau Ingabire und Sophie Đúrc Thång schlossen sich in ihrer Sternwarte ein. Sie wussten, dass ihre eigentliche Waffe nicht im Brandlegen bestand, sondern in der Drohung. Das Brandlegungspotential war ihr künftiges Kapital. Die Erhöhung der Erderwärmung hatte einen globalen Stellknopf mehr – er befand sich im Menu der LCT Satellitensoftware *Icaros* unter »Insert«. Wählte man »Forest Fire« aus, poppte eine Kartenansicht mit besonders trockenen Waldgebieten auf. Den Screenshot einer solchen Menüauswahl schickte das Management persönlich an die führenden Klimaminister*innen der ganzen Welt. Natürlich half zudem die Kenntnis der Browserverläufe, um gleich im ersten Anschreiben den richtigen Ton zu treffen. Die Exnovation hatte zu einem Erpressungstool auf Weltniveau geführt. Letztlich war es eine ganz einfache Zange aus globaler Verantwortung und persönlicher Scham, Waldbranddrohung statt Waldbrandrodung gepaart mit simpler Browserhistoriographie, deren Potential dem Laien meist gar nicht bewusst ist.

Das Tool zeigte aber erst seine volle Dynamik auf dem Kapitalmarkt, als die so erworbenen Geldmittel synchron in den Aufbau eines Saatgutarchivs schnell wachsender CO2-Speicher reinvestiert wurden – stets mit dem Ziel der Monopolbildung. Denn in dem Maße, in dem die natürlichen und punktuell forcierter Waldbrände, die den Forderungen erst Nachdruck verliehen, den Handlungsdruck der Klimaminister*innen und Ökobeauftragten erhöhten, zündete in der Öffentlichkeit und damit in den postdemokratischen Ministerien die Idee der Aufforstung. Und weil es schnell gehen musste, war abzusehen, dass ein großes Volumen an Steuer-geldern ins Saatgut rasant nachwachsender CO2-Speicher floss,

also in das Saatgut von Bäumen wie der Hybrid-Kiefer, die LCT bereits exklusiv in ihrem Portfolio führte. Gerade das Aufforsten junger Wälder verzeichnete einen berechenbaren, in Grafiken visualisierbaren Effekt auf den CO2-Gehalt der Atmosphäre. Durch das LCT-Saatgutmanagementsystem war es dem Unternehmen aus Kigali gelungen, das Copyright und Branding für eine Reihe weiterer namhafter Saatgutdatenbanken in Mittel- und Nordosteuropa zu steuern und profitabel zu kapitalisieren: Dazu gehörten Oak Inc., die Deutsche Buche International, die schwedische Forstenbank, aber auch private Saatgutsammlungen österreichischer, finnischer und polnischer Großhändler. Mit dieser Doppelzange konnte LCT die steigende Angst vor dem Weltenbrand, gerade der europäischen Bevölkerung, in ein Renditemärchen verwandeln.

Pau Ingabire und Sophie Đúrc Thång feierten ihren Coup mit einem Pinot Noir, der auf dem freien Markt nicht gehandelt wird und ihnen von einem französischen Besteckungskonsortium zugeschickt worden war. Trinkend spielten sie Kniffel, Kniffel spielend tranken sie. Als sich Sophie einen Viererpasch notierte, erwähnte sie Pau gegenüber beiläufig, dass sie in die komplette LCT-Software einen simplen Zufallsalgorithmus eingebaut habe, der an einem Entscheidungspunkt die zu wählende Optionen nicht dem User präsentiere, sondern selbst auswürfe. Die Mischung aus Komplexität und Einfachheit des Würfels habe sie schon als Kind fasziniert. Einstein habe es implizit doch schon gewusst, als er sagte, »God doesn't roll dice«. Da weder wir noch unsere Maschinen göttlich sind, sollten wir auch in Zukunft nicht zu viel Hybris entwickeln, sagte sie, den Würfelbecher schüttelnd, mit einem Seitenblick auf einen neu entfachten borealen Nadelwaldbrand, als gerade eine neue Saatgutgroßbestellung für Kiefern im Logistikvertriebstool aufpoppte und Pau Ingabire in ein schepperndes, ansteckendes Lachen ausbrach.

Gomes / Thermann
Birgit Schneider
Gomes / Thermann

Über die Gastfreundschaft.
Körper als Transiträume

AFFEKTION IN ZEITEN DER ECHTZEIT

Affektion = Befall eines Organs; Eindruck,
Einwirkung von Dingen auf die Sinne.

Du wachst auf, weil etwas auf dich einwirkt. Feuer. Der Rauch steht im Raum. Aber nicht nur dein physischer, sondern auch dein psychischer Körper reagiert: Es ist der Eindruck, nicht die Idee von der Katastrophe. Dir fällt das Wort gar nicht ein, alles findet direkt im Zwischenhirn statt, schlagartig, wie der Schlagschlag, nur umgekehrt. Der Sinneseindruck, eine Skizze, wird ans Hirn telegraphiert. Dann, als würdest du die *loci*-Methode anwenden, und Zimmer nach etwas durchsuchen – Mnemotechnik-, aber auch dies umgekehrt, weil alles *ex tempore* geschieht, musst du handeln. In Echtzeit. Da ist aber diese eigenartige Eigenzeit: Der unvorbereitete Körper bewegt sich in Zeitlupe im Raum, das Denken schlägt nach. Sofort musst du wissen, wo in der Welt der Nacht die Tür ist, die Treppe. Bis die Feuerwehr ins Zimmer einbricht.

Die Covid-19-Kontingenz ist keine Katastrophe, sondern eine Krise. Ihr Eindruck auf uns ist auf seltsame Weise *ante tempore*. Oder: Etwas findet statt und findet doch noch nicht statt. Und trotzdem ist neben der Zukunftsmusik ›Nach Corona‘ auch das Wort ›Echtzeit‹ zu hören, etwa bei Nikil Mukerji und Adriano Mannino.¹ Dabei brennt es gar nicht. Nicht flächendeckend. Es gibt genug Zeit. Es gibt Zeit, nach Konzepten zu suchen. Es gibt auch Zeit, Sonettkränze zu schreiben. Vierzehn verflochtene Teile, dazu ein Meisterstück – aus dem Italien des 18. Jahrhunderts unter dem Namen Corona nach Deutschland gewandert. Patrick Stewart liest online ein Sonett am Tag, während der ökologisch korrekte Waschmittelproduzent Sonett im März rund um die Uhr an Desinfektionsmitteln arbeitet.

Wir haben Zeit, aber es scheint Zeit, dass es Zeit ist (wie es in Celans Gedicht »Corona« heißt). Gleichzeitig ist es, als befänden wir uns in einem Traum, und es ist nicht ganz klar, ob Reden (in Träumen) wirksam ist.

Ich frage mich seit Monaten, was wir eigentlich verspüren, denn darüber ist auch wenig zu lesen. Ich meine nicht den Überdruss, die Entrüstung (und frage ohnehin aus einer privilegierten

¹

Covid-19: Was in der Krise zählt. Über Philosophie in Echtzeit [Was bedeutet das alles?]. Stuttgart: Reclam 2020.

Position heraus). Mariana Enríquez, Königin des argentinischen *realismo gótico* und Autorin von *Lo que perdimos en el fuego* (2016) schreibt über ›das Morden nach Zahlen‹ während der Pandemie. Seit Februar rechnen wir unaufhörlich in Fällen. So Enríquez über das Corona-Crescendo, dessen dunkle Seite – die Sterblichkeit – publik wird, während von Heilung kaum die Rede ist. Vor dieser Bemerkung, in dem von der UNAM initiierten *Diario de la Pandemia*², will die Autorin, weil sie Angst vor dem Virus hat, gar keine Ansicht haben. Ähnlich Lina Meruane, Verfasserin von *Viajes virales*³. Ist das Unvermögen, wenn sich eine Spezialistin viraler Narrative und eine *autora gótica* nicht zum Szenario äußern? Bei Enríquez schimmert sogar eine Art Ekel durch, Ekel davor, etwas sagen zu müssen. Das Mandat für Echtzeit-Texte trifft auf Autorinnen, die einerseits immun, andererseits nicht immun sind. Sie haben keine Distanz, sind erregt, nicht effektiv. Dabei ist dieser Krise so viel Distanz inhärent.

Was an der Krise erregt was? Gibt es zum Beispiel ›medizinisch Andere‹ in dieser Pandemie, die Ekel erregen können? (In ekeltheoretischen Schriften⁴ heißt es, Ekel habe eine Schutzfunktion, er bewahre vor der Invasion von Toxischem, Pathogenem. Vor Parasiten, Maden, Würmern. Ekel aber antizipiere auch das eigene Ende, allerdings nicht als erhabenen Akt des Vergehens, sondern als schleimige Transformation.) Sind es die, die um Luft ringen, die wir aber nicht sehen? Die, deren Haut an den Füßen Symptome aufweist? Erinnern die Bilder von diesem dermatologischen Krankheitsbild nicht an etwas anderes? Welche Gestalt hat die Krankheit? Gibt es eine Covid-19-Phänomenologie? Es scheint, wir müssten uns selbst ein Bild machen. Paul B. Preciado hat über die eigene Erkrankung geschrieben⁵: Oregano-Öl habe das Atmen wieder leichter gemacht. Der Cocktail hat aber nicht für die Atemnot im Anthropozän gereicht. Theresa Schubert ruft ein selbstkannibalistisches Zucht-Labor ins Leben: Iss dich selbst, wenn du Fleisch essen musst. Ein Exerzitium an der Ekel-Front ... welche Gestalt und welche Genetik soll

² Vgl. insgesamt: <https://www.revistadelauniversidad.mx/releases/b5012a11-e10c-49bb-8207-dabf9b9ba223/especial-diario-de-la-pandemia> (25.2.2021).

³ Lina Meruane, *Viajes Virales*, Santiago de Chile: Fondo de Cultura Económica 2012.

⁴ Vgl. Winfried Menninghaus, *Ekel. Theorie und Geschichte einer starken Empfindung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2002.

⁵ Paul B. Preciado, »Vom Virus lernen«, HAU, 7.4.2020, <https://www.hebel-am-ufer.de/hau3000/vom-virus-lernen/?fbclid=876> (25.2.2021).

das Fleisch haben, das der Mensch isst, welche Gestalt und welche Genetik die Krankheit, die die Menschheit in die Knie zwingt?

Bislang weiß ich nicht – weißt du es? –, wie die Krankheit sich anfühlt. Die Körperempfindung der Krise scheint tabu: einerseits das konkrete Erleben der Krankheit, andererseits das langzeitige Erleben des *social distancing* – oder, die ›bessere Alternative‹, *body distancing* bzw. *physical distancing*. In *Le Parasite*⁶ hat sich Michel Serres unter anderem mit den globalen Konditionen von Kommunikation und der Möglichkeit ihres Hackings befasst: der Parasit als eine mikroskopische Interferenz, und als Medium der Relation. Serres versteht das Komplexerwerden von (gesellschaftlichen, informativen) Systemen als Immunisierung. Preciado sinniert vierzig Jahre später darüber, ob Foucault sich während des Lockdowns hätte einsperren lassen. Was würde Serres zur Covid-19-Krise sagen? Ein Organismus lebt besser mit seinen Mikroben, apostrophiert dieser Philosoph seinerzeit, er gesunde an ihnen. Die evolutionäre Komplexität des Parasiten sei darüber hinaus ein Meisterprodukt der Evolution (und habe diese selbst hervorgebracht). Deswegen müsse die Erforschung der parasitären Funktion (global, formal und operativ) durchgängig, durchlässig sein. Vor allem aber erklärt Serres, es gebe keine Kommunikation ohne Interferenz, weil keinen Kanal ohne Rauschen. Erinnern wir uns an Jodie Foster als Ellie Arroway in Robert Zemeckis *Contact* (1997), der nach dem gleichnamigen Roman (1985) des Exobiologen Carl Sagan gedreht wurde. Nach einer Reise in den Weltraum hat die Protagonistin Aufzeichnungen bei sich, die bloß noch als Rauschen zu erkennen sind (Arroway sei Wahrnehmungsstörungen anheimgefallen, heißt es). Serres fordert Einlass für das Rauschen: Der Parasit möge an den Tisch gebeten werden, damit er die Tafelordnung destabilisiere, die Hausordnung belagere. Die Beibringung seiner Energie und Information, deren Eingemeindung, könne zu einer neuen Ordnung führen.

Fünf Jahre nach der parasitären Kommunikationstheorie – die den Parasiten auch explizit als distant-produktiven Opponenten des Kapitalismus zentriert –, sucht Serres in *Les cinq sens*⁷ nach einer Ästhetik der Sinnlichkeit. Er entwirft eine tangible Erkenntnislehre, lanciert eine Art philosophische Kontakt-Anzeige. Die *philosophie des corps mêlés*, die Serres darlegt, ist gleichzeitig ein Aufruf und

eine Vorführung darüber, wie von der Theorie zur Praxis übergegangen werden, wie hier eine Kontaktzone entstehen könnte. Kein kämpferisches und auch kein liebendes Ereignis ohne Kontakt! In der von Transmissionen und Nachrichtendistribution dominierten Welt sollen deswegen die Situationen des Körpers ermessen werden. Seine Situiertheit, seine Signale: Atem, Schweiß, Müdigkeit. Diese resultieren nicht mehr aus der körperlichen Anstrengung, sondern sind nach einer Kultur der Hygiene (und Aseptik) ausgerichtet (bei Preciado heißt es Pharmakopornographie).

Sind wir immer noch Körper? Ja. Und wir sind sie mit unserer Haut (wie auch Serres insistiert). Die Haut ist Grundsatz wie Varietät, Verteilung und Ausbreitung; ein Organon, in dem Außen und Innen in Berührung kommen. Die Haut ist der Eingang zur Welt, das synästhetische Allesorgan, das Mischorgan: »la peau intervient entre plusieurs choses du monde et les fait se mêler.⁸ Doch in der Corona-Krise, von der wir nicht wissen (von der nicht einmal die Epidemiologie noch die Futurologie weiß), wieviel Ankündigung von etwas anderem sie ist, verstetigt sich womöglich, dass dich, dass mich niemand berührt. Ich muss mich zusammenfalten, um zwei zu werden und meine Haut in der zusammengefalteten Welt zu spüren. Dabei vernehme ich ein Rauschen: Ich kann nicht wissen, wie lang das so weiter geht.

Lina Meruane hat in ihrer Studie zur viralen Literatur in Lateinamerika die Reise des HI-Virus, die Kontaktverläufe eines einst effektiven kosmopolitischen Zirkulierens lustvoller Körper verfolgt. Sie hat eruiert, wie diese sich konstant deplatzierende Körper-Gemeinschaft fragil und »terminal« wurde, und eine »Cocktail«-Generation folgte, in der sich bis dato die Angst vor dem Kontakt und jener vor der Kontaktlosigkeit gleichermaßen eingeschrieben hat. AIDS als *major metaphor*. Über selbige spricht auch Jean Baudrillard⁹ (1994) und führt in seinen Überlegungen zur Viralität noch den Begriff der Prävention an, um ihn sogleich zu desavouieren. Eine virale Gesellschaft könne nichts mehr vorwegnehmen, sondern nur noch immunologisch zu reagieren versuchen. In der Covid-19-Krise liegt die Paradoxie darin, dass wir zwar distanziert zu sein haben, über die offiziellen Abwehrmaßnahmen aber dennoch miteinander verbunden sind. Wir sind ein kollektiver Körper aus distanzierten (Par-)Zellen, aus denen einige, wie wiederum Preciado

6

Michel Serres, *Le Parasite*, Paris: Grasset 1980.

7

Michel Serres, *Les cinq sens. Philosophie des corps mêlés* 1, Paris: Grasset 1985.

8

Ebd., 97.

9

Jean Baudrillard, *La Transparence du mal: essai sur les phénomènes extrêmes*, Paris: Galilée 1994.

phantasiert, ausscheren und mutieren könnten (wohin, ist nicht ganz klar, weil das Virus überall ist, in biologischer und elektronischer Gestalt).

Baudrillard wie Serres haben überlegt, ob das Virus nicht auch eine Funktion für unser System oder gar eine antidotische Funktion gegen den Tod besitzt. Gut, dass die Autoren keine Antwort wussten. Žižek¹⁰ indes totalisiert die Krise nach seinen ersten Äußerungen zur transversalen Solidarität, dann überträgt er trauerpsychologische Kategorien auf sie, um schließlich die Figur des Virus biologisch zu klassifizieren und dann die Ansteckungsmetapher zu verwenden. Ein Beispiel dafür, wie die Philosophie virologische Pop-ups produzieren kann. Bei Žižek sprießt es sogar so sehr, dass der Autor noch behauptet, eine personifizierte Natur habe das Virus als Drohung an die Menschheit gesandt.

In der kontaktlosen Krise allerdings bin ich intensiv alleinstehend, und das trifft auf das Virus, das mich treffen kann, genauso zu wie auf die Prophylaxe (wenngleich die zuletzt Genannte kollektiv verordnet ist). In dieser Intensität aber treffe ich auf Studierende. Wir lesen Artauds Text zum Theater der Pest¹¹ und destillieren den Begriff der »spirituellen Physiognomie«. Ebenso sehen wir uns die Überlegungen zum Atem bei Artaud an, die Bedeutung des Parasits als interferierenden Kommunikator in Camus' *La peste*; später Caicedos »Infección«.¹² Wir sitzen an den Bildschirmen und atmen; ein paar Studierende sind abwesend im Semester, weil sie die Quarantäne in Dörfern absitzen, in denen die Stromversorgung prekär ist, oder weil sie von ihrer Familie während eines Geschlechtsumwandlungsprozesses drangsaliert oder ignoriert werden.

Wie der Atem bei Artaud zwischen Publikum und Darstellenden geteilt wird, teilen wir eine von außen gestörte quazönästhetische Situation, ein gemeinsames und doch parzelliertes Leibgelein gefühl. Ein Student läuft die drei Stunden des Seminars mit seinem Computer die Wohnung auf und ab, bis in die dritte Woche nach Beginn der Quarantäne. Dann hält er still. Unsere Bildschirme somatisieren – ist das abnorm, oder sind wir in einer Erzählung von Mariana Enríquez?

¹⁰ Slavoj Žižek, *Pandemic! COVID-19 Shakes the World*, New York: Polity Press 2020.

¹¹ Antonin Artaud, *Le Théâtre et son double* [1938], Paris: Gallimard 1985.

¹² Albert Camus, *La Peste*, Paris: Gallimard 1947; Andrés Caicedo, »Infección« [1966], in: A.C., *Cuentos completos*, Bogotá: Alfaguara 2014, 21–25.

Gleich zu Beginn der Quarantäne, mitten im kolumbianischen Semester, im März 2020, wird die argentinische Psychoanalytikerin Alejandra Kohan in einem Radiointerview gefragt, ob sie ihre Patient*innen vermisst. Sie ist dazu eingeladen, über die noch nicht abschätzbaren psychologischen Folgen der Corona-Krise zu sprechen. Auf die Frage weint sie. Der Radiosprecher ist kurz wortlos. Ich stelle mir vor, wie wir zusammen an den Bildschirmen weinen. Eine Studentin macht es vor, wir lesen mittlerweile Caicedo. Sind wir nun extensiv? Sind wir schon befallen, ohne, dass etwas in uns eingedrungen ist?

Die Einwirkung der sanitären, sozialen, ökonomischen und ökologischen Krise wird vielleicht in den letzten Wochen des Jahres 2020 deutlicher (von diesem Jahr wird mitunter gesagt, es finde gar nicht statt, als sei es, Baudrillard zuliebe, der vom Aussetzen des Jahrs 2000 sprach, verspätet aus dem Rahmen gefallen). Ich rechne die Tage hoch und frage mich, wie ich weiter meinen Körper platziere, nicht nur in der verordneten Distanz im öffentlichen Raum, sondern auch am Bildschirm. Lina Meruane berichtet, manche Professorinnen würden, weil sie Kinder hätten und zuhause keine Ruhe fänden, Fernlehre in ihren Autos machen. Trotz dieses ungleich gravierenderen Bildes bleibt die Parallele bestehen, auf der ich mich frage, wo ich meinen Körper, meinen vitalen Körper – auch meinen Körper des Begehrrens – platziere, um diese Zeit zu durchqueren, von der ich noch nicht weiß, wann sie wirklich richtig spürbar wird.

Ich bin wieder am Bildschirm. Wir debattieren noch einmal über *Le Parasite*, anschließend folgen wir dem Tast-Text José Saramagos¹³; die Romane und Erzählungen, die wir lesen, mutieren zu Hyphen. Wann werde ich diese Erfahrung im Kopf nachspielen können (und wollen)? Womöglich werde ich erst dann ihre affektive Dimension in aller Dichte und Tiefe empfinden. Gerade spielen wir bloß etwas vor. Bei Artaud greift die Pest auf schlafende Bilder zu, um diese in extremere Gesten zu verwandeln sowie die Kette aus Elementen, die sind und denen, die nicht sind, umzukehren. Doch jetzt ist Covid-19. Befinden wir uns in einem Hyperraum von Baudrillard? Der Eindruck, einen Körper zu haben, ein Körper zu *sein*, wie auch Jean-Luc Nancy betont, er ist in der näheren Zukunft womöglich noch kapitaler als jetzt. Ich versuche, die Empfindung zu antizipieren, die entstehen könnte, wenn Echtzeitnotwendigkeit und *body*

distance zum Paroxysmus werden. Meine Vorstellungskraft aber löst sich in der Verzögerungszeit auf. Das Gedankenexperiment vollzieht sich bislang nur latent.

Ich versuche, die Empfindung zu antizipieren, die entstehen könnte, wenn Echtzeitnotwendigkeit und *body distance* zum Paroxysmus werden. Meine Vorstellungskraft aber löst sich in der Verzögerungszeit auf. Das Gedankenexperiment vollzieht sich bislang nur latent.

Denn in der gebotenen medialen Übertragung der Physis ergibt sich unweigerlich ein akut auftretendes Delay – oftmals kaum merklich, das das Präsens der Akte jedoch niemals gleichzeitig eintreten lässt; das geringste Problem ist dabei noch das Austreten der Worte unabhängig von der Lippenbewegung – typisches Syndrom der asynchronen Anomalia. Der letzte Satz rattert durch mich hindurch; seine einzelnen Begriffe bleiben bei mir wie Stopper im Gedächtnis: Echtzeitnotwendigkeit, *body distance*, Paroxysmus. Gedankenexperiment. Ich kann diesen Satz nicht lesen. Zunächst klebe ich an den Begriffen; nur langsam nimmt mein Denken wieder Fahrt auf, eine Fahrt ausgehend von einer Deutung, die sich bei mir nur zögernd einstellt.

Und währendich diesem Paroxysmus nachhänge, ergibt sich schon eine gänzlich neue Situation, eine in der die Vorstellung sich im Kreis zu drehen beginnt, Verzögerungen zu noch mehr Überschlägen (Loopings) führen und das Nachdenken über mich zunehmend an Bedeutung verliert.

Latent im Sinne von unterhalb des Wahrnehmbaren. Damit ist es kein wirkliches Gedankenexperiment, sondern eine diffuse Unruhe. (A2, B3, C5, D1, E2, F1) Zack, du siehst mein Abbild auf deinem Bildschirm, bekommst dank Chemie und Elektronik meine virtuelle Präsenz um die Ohren gehauen, dass Dir die Sinne vergehen, daran haben wir uns gewöhnt, der Kick in unseren Isolationshöhlen, selbst wenn wir debattieren wollen, doch wohin führt das – sollten wir nicht auch in unserer neuen Gelehrtenrepublik die Briefform wiederentdecken, du bist eben nicht jetzt nicht hier, *face it*, statt uns das Gegen teil weiszumachen?

An diesem Punkt werden die Möglichkeiten der Browserhistoriographie evident: Ich erkenne, indem ich die parallele geöffneten Browserseiten einer Reihe von Personen durchforste, die zu einem bestimmten Zeitpunkt, z. B. am 31. März 2020 um 21:30 Uhr online waren, ihr synchrones Bedürfnis nach Echtzeit und Distanz, das sich häufig etwa in nahezu gleichzeitig verschickten Emoticons ausdrückt, die sich ihrerseits dann – ihres semiotischen Ballasts bzw. ihrer Emoticonmaterialität entledigt – zu einem Gedankenbild kristallisieren, hologrammatisch, gespenstisch: ein Winken, wie von zwei Menschen, die am Ende einer zerissen Brücke über einem Abgrund stehen.

Ich entwickle Fieber, das keines ist. Der Ausbruch der Krankheit lautet unter der Oberfläche, die Krankheit ist bereits in meinem Kreislauf, pocht bereits in mir.

IM JAHR DES PARASITEN

Denn in der gebotenen medialen Übertragung der Physis ergibt sich unweigerlich ein akut auftretendes Delay – oftmals kaum merklich, das das Präsens der Akte jedoch niemals gleichzeitig eintreten lässt. Das geringste Problem ist dabei noch das Austreten der Worte unabhängig von der Lippenbewegung – typisches Syndrom der asynchronen Anomalia. Sie gehört unweigerlich zur Mediatisierung unserer Existenz, wenn diese sich auf die verbal-kommunikativen Funktionsweisen reduziert. Auf trügerische, nur virtuelle Nähe gebracht wird der Informationsaustausch während der Zoom-Video-Kommunikation, die von technischen Artefakten überlagert wird. Bestenfalls kristallisiert sich der Mensch in ihr zur reinen Information, was davon abhängt, ob die Technologie des Kanals beherrscht wird.

In Echtzeit: Ich schalte mein Mikrofon an und aus, gebe mir einen neutralen Hintergrund. Ziel ist, alle Spuren zu verwischen, die auf das Lokalkolorit meines Zimmers verweisen und niederschwellige Botschaften aussenden. Alles soll möglichst unpersonal und körperlos werden, ein Nicht-Ort oder Nirgendwo, und dabei meine Worte zur Geltung kommen lassen. Das Medium, mit dem die Message transportiert wird, ist jetzt keine anthropologisch hervorgebrachte Prothese eines als Mängelwesen angesehenen Menschen mehr, von dem noch Arnold Gehlen ausging. Das Medium ist auch nicht mehr die Botschaft, wie es zu Marshall McLuhans Slogan wurde. Jetzt substituiert die Festplatte mein Gehirn, das Gehäuse des Rechners ist mein Körper, das Mikrofon der Mund, die Lautsprecher die Ohren, was durch Kopfhörer deutlich markiert wird. Meine Sinne sind in der audiovisuellen Übertragung meiner Existenz der Apparatur angeheftet, nicht umgekehrt. *The medium is the body.*

Während wir mit den devices eins werden, mutieren wir unweigerlich zu sesshaften Lebewesen, darin den Pilzen nicht unähnlich. Bedeutungshyphen der exzessiv gewordenen Lektüre transformieren sich in die unsichtbaren Hyphen, die während der abgesessenen, zäh werdenden Echtzeit in den Boden hineinwachsen. Nur wenn wir das Laptop in die Hand nehmen und auf- und ablaufen wie der Student des Seminars, entkommen wir unserer eigenen Pilzwerdung.

Das beschriebene Verhalten des Studenten, vielleicht eine Form des Hospitalismus, erinnert an die Eingangssequenz von Parasite (2019) des Koreaners Bong Joon-ho. Wir sehen,

wie der Protagonist mit hochgestrecktem Mobiltelefon versucht, das Netz des Nachbarn einzufangen. Er bewegt sich durch die Souterrainwohnung wie durch ein Labyrinth, bis er neben der Toilette, auf Straßenniveau, endlich Empfang hat. Parasite läutete das Jahr mit einer spektakulären Oscar-Vergabe ein (der südkoreanische Film hat als erstes nichtenglischsprachiges Werk gewonnen), ganz als habe die Academy of Motion Picture geahnt, dass 2020 das Jahr des Parasiten würde. Parasite ist ein Intruder-Thriller, in dem sich eine am Existenzminimum lebende Familie mit gefälschten Urkunden und Visitenkarten lukrative Dienstposten in der reichen Wirtschaftsfamilie erschleicht. Diegetisch betrachtet sind sie die Parasiten, die, um sich im fremden Organismus ansiedeln zu können, erst einmal Platz für sich schaffen und das vorhandene Personal ausschalten. Skrupellos eliminieren sie mit fiesen Mitteln ausgerechnet jene, die das soziale Schicksal mit ihnen teilen – ein brutaler Stellungskampf, um das eigene Überleben zu sichern. Der Inhalt verschmilzt gekonnt mit dem Genre.

»Jedes Ding strebt gemäß der ihm eigenen Natur, in seinem Sein zu verharren.« Auf der Suche nach der Wesenheit des Virus entdecke ich in Michaela Ott's *Affizierung*¹⁴ diese Fährte zu Spinozas Ethik. Im Kapitel »Von dem Ursprung und der Natur der Affekte« führt dieser den Beweis vor: »Kein Ding hat etwas in sich, von dem es zerstört werden könnte oder das seine Existenz aufhöbe; vielmehr steht es allem, was seine Existenz aufheben kann, entgegen; mithin strebt es, so viel es kann, d.h. gemäß der ihm eigenen Natur, in seinem Sein zu verharren.«¹⁵ Existenz fällt bei Spinoza mit Essenz zusammen: »Das Streben, mit dem jedes Ding in seinem Sein zu verharren strebt, ist nichts anderes als die wirkliche Essenz ebendieses Dinges.«¹⁶

Nirgendwo erfüllt sich dieses Einswerden des Seins mit dem Wesen so sehr wie im Virus. Virus ist Essenz, Erbmasse und DNA, ist reinstes Lebenselixier. Genuin ist es jedoch auf

14

Michaela Ott, *Affizierung. Überlebensaffekte im zeitgenössischen Film*, Hamburg: Textem 2018, 25.

15

Baruch de Spinoza, *Ethik in geometrischer Ordnung* dargestellt [1677], neu herausgegeben und übersetzt von Wolfgang Bartuschat, Hamburg: Meiner 2007, 239 (Lehrsatz 6).

16

Spinoza, *Ethik*, 239 (Lehrsatz 7).

eine Wirtszelle angewiesen, um die Replikation des Erbmaterials zu vollziehen. Das Virus ist der Prototyp eines Parasiten.

»Im Gegensatz zu Bakterien, die wir nicht nur als Krankheitserreger, sondern in vielen Fällen auch als helfende Freunde kennen, begegnet das Virus dem Organismus nur als Parasit«, schreibt der Heidelberger Virologe Alfred Grafe 1977 in *Viren – Parasiten unseres Lebensraums*. Auffallend die Anthropomorphisierungen. »Das Virus ist für die lebende Zelle ein unerwünschter, zehrender Gast, dessen Ansprüche vom Gastgeber mit pathogenen, toxischen, mutagenen, teratogenen oder onkogenen Schäden, die oft zum Tode führen, bezahlt werden müssen. Virus bedeutet Gefahr, weil es überall in der Absicht auftritt, sich Leben dienstbar zu machen.«¹⁷

Gefahr, Risiko und Angst: Das ist die Trias, die unseren Umgang mit Corona bestimmt. Spinoza hingegen sagt: »Es geschieht nichts in der Natur, was ihr selbst als Fehler angerechnet werden könnte.«¹⁸ Die oftmals mit Komplikationen oder gar tödlich verlaufende Affektion durch das Virus im organischen Befall lässt heute kaum Spielraum für eine positive Affizierung. Anders denken die Virologen. Die Faszination des Virus begründe sich in dem evolutionären Schub, den der Parasit leistet, erklären sie. Sie sind immer auf Zukunft orientiert: als Mutanten (durch Veränderung der eigenen Gestalt) und als Mutatoren (durch Umprogrammieren der Wirtszellen). Als raffinierte Überlebenskünstler (siehe Spinoza) haben Viren in der Evolution der Lebewesen auf diese Weise auch lebensrelevante DNA verbreitet. Mindestens acht Prozent des menschlichen Genoms stamme von Viren ab, vermeldet das Helmholtz-Zentrum.¹⁹ Das Journalismusportal RiffReporter schreibt, im April 2020: »Wer die richtige genetische Ausstattung hat, wird besser mit dem

Erreger fertig und überlebt.«²⁰ Während bereits Nachrichten von der Triage in Italien, Frankreich und New York um die Welt gehen.

Noch im März 2019, exakt ein Jahr vor dem europaweiten Corona-Shutdown, meint der Virologe Christian Drosten: »Das Bild, das viele von den ›bösen‹ Viren haben, wandelt sich.« Er begründet das mit ihrer Funktion als wichtige Stellgröße in den Ökosystemen: »Viren befallen Füchse, wenn ihre Beute, die Hasen, eine Pause braucht. Oder die Hasen, damit sich die Karotten erholen können. Selbst Karotten haben Virusinfektionen.«²¹

Wenn nun der Mensch vom ›Coronavirus‹ SARS-CoV-2 befallen wird, geschieht dies am Ende gar, weil das Ökosystem Erde eine Pause vom Menschen braucht? Hat doch alles einen Sinn? Bereits im März 2020 gingen Satelliten-Aufnahmen vom blauen Himmel über Wuhan um die Welt. Die Luftqualität habe sich drastisch verbessert, es sei das erste Mal, dass sie einen so dramatischen Schadstoffrückgang über ein so weites Gebiet sehe, wird eine Umweltforscherin vom Goddard Space Flight Center der NASA zitiert.²² Auch der Himmel über Europa ist strahlend blau. Es heißt: weil die Kondensstreifen wegfallen. Die turbokapitalistische Moderne hält den Atem an.

Dann aber wird mitten im November-Shutdown der Flughafen Berlin Brandenburg eröffnet. Die Schonzeit fürs Klima ist vorbei, die Zukunft hat schon wieder aufgehört. Logischerweise müssten wir nun eigentlich aus Corona entlassen werden, oder nicht? Wir aber sitzen zuhause und zoomen unsere Mitmenschen an.

Wenn auch unter großer Qual. Wir leiden zunehmend. Spinoza schreibt über das Leiden: »Dagegen, sage ich, erleiden wir etwas, wenn in uns etwas geschieht oder aus unserer Natur etwas folgt, wovon wir nur eine partiale Ursache sind.«²³ Aber

¹⁷ Alfred Grafe, *Viren. Parasiten unseres Lebensraums*, Berlin und Heidelberg: Springer 1977, 103.

¹⁸ Spinoza, *Ethik*, 221 (3. Teil, Vorwort).

¹⁹ GSF-Forschungszentrum für Umwelt und Gesundheit in der Helmholtz-Gemeinschaft (Hg.), *Vom Schlüssel zur Funktion. Genforschung in der GSF*, München: GSF o.J., 24, <https://www.helmholtz-muenchen.de/fileadmin/GSF/pdf/publikationen/broschueren/genforschung/24-28.pdf> (26.12.2020).

²⁰ Henning Englen, »Wie Viren die Evolution des Menschen beflügeln«, <https://www.riffreporter.de/de/wissen/viren-evolution-homo-sapiens> (31.1.2021)

²¹ Carolin Binder, »Viren haben auch gute Seiten. Interview mit Christian Drosten«, in: *Focus Gesundheit »Starke Abwehr«*, 7.3.2019, <https://focus-arztsuche.de/magazin/gesundheitswissen/so-nuetzlich-sind-viren> (26.12.2020).

²² »Coronavirus sorgt in China für bessere Luft«, in: *Süddeutsche Zeitung*, 1.3.2020, <https://www.sueddeutsche.de/wissen/coronavirus-verbessert-in-china-die-luft-1.4826879> (26.12.2020).

²³ Spinoza, *Ethik*, 223 (3. Teil, Definitionen).

es gelingt uns zunehmend besser, uns zu dematerialisieren und dem digitalen Medium anzupassen, das nach der reinen Information verlangt. Ist das die Viruswerdung unserer Existenz? Ich beherrsche Zoom immer virtuoser. Mit Icons – einem nach oben gerichteten Daumen oder symbolisiertem Händeklatschen – erteile ich auf kindische Weise meine Zustimmung. Wo aber ist der Daumen-runter-Button? Ablehnung ist als negative Äußerung in den neuen Kommunikationsmedien nicht vorgesehen. Wortmeldungen dann bitte in den Chat, der Moderator trägt das gerne vor. Nein, bitte lieber nichts sagen, das hält nur auf.

Apropos Zoom: »Ein Affektbild ist eine Großaufnahme, und eine Großaufnahme ist ein Gesicht«, schreibt Gilles Deleuze in *Das Bewegungs-Bild*²⁴. Wird unser Körper im digitalen Kommunikationsmedium auf die nahe Einstellung herangezoomt, schrumpft der Ausschnitt auf die Größe einer Postkarte oder gar Briefmarke. In unserem Gesicht ist kein Affekt zu sehen. Zoom (oder ähnliche Kommunikationsmedien) zerstören den Affekt. Außerdem: Hier gibt es weder Berühren noch Fühlen. Wenn wir jedoch weder tasten noch greifen, begreifen wir auch nicht. »La vraie condition de l'homme, c'est de penser avec ses mains«²⁵, zitiert mit dräuender Stimme Jean-Luc Godard in *Le livre d'image* (2018) den Schweizer Philosophen Denis de Rougemont, während er mit tastenden Händen Filmstreifen montiert. »Le cinéma: une forme qui pense«²⁶ hat er deshalb in großen Lettern auf Texttafeln in *Histoire(s) du cinéma* (1988) geschrieben. Godards atmende Stimme bringt bei der Vorführung aus sieben Lautsprecherboxen und einem Subwoofer den Kinosaal zum Beben und entlädt sich final in einem gewaltigen Husten. Die Filmaufführung von *Le livre d'image*: ein vieldimensionales Corona-No-Go.

Als ›Philosoph der Berührung‹ macht wiederum Jean-Luc Nancy im Mai 2020 deutlich, dass das Sehen für die Erkenntnis nicht genügt.

Das Fühlen spielt sich in der Nähe, im unmittelbaren Kontakt, ab. Es verbindet sich mit allen anderen Sinnen. Man möchte berühren, was man sieht. Alles, was einen sensibilisiert, hat eine Qualität des Fühlens. Wenn ich etwas sehe, aber nichts fühle, ist es leer, seiner Sensibilität entleert.²⁷

Die Leere im zweiten Shutdown ist raumgreifend.

Ich merke am eigenen Leib, dass sich die Affektion durch Corona in allen fünf Sinnen vollzieht. In zweien bin ich schon betroffen. Während ich auf die digitalen Medien angewiesen bin, um mein Leben weiterzuführen, reduziere ich mich auf die Augen und Ohren. Aber ich bin wenigstens nicht Wirt. Denn wenn das Virus die körperliche Grenze durchbricht, versagen auch der Geruchs- und Geschmackssinn. Außerdem schaltet das Virus nach und nach die natürlichen Medien des Körpers aus: zuerst die Haut und den taktilen Sinn, wenn die Berührung während der Kontaktbeschränkung verwehrt wird. Dann den Geruch und Geschmack, vielfach dokumentiert als typische Krankheitssymptome. Am Ende setzt das Atmen aus.

Das Gedankenexperiment vollzieht sich jetzt letal.

24

Gilles Deleuze, *Das Bewegungs-Bild*. Kino 1, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1989, 123.

25

»Die wahre Bestimmung des Menschen ist, mit den Händen zu denken.« [Übers. d. A.]

26

»Das Kino: eine denkende Form.« [Übers. d. A.]

27

Astrid Kaminski, »Der Körper als Seele.« Interview mit Jean-Luc Nancy, in: *taz*, 25.5.2020, <https://taz.de/Philosoph ueber den Sinn-der-Beruehrung/15687500/> (26.12.2020).

Außerdem schaltet das Virus nach und nach die natürlichen Medien des Körpers aus: zuerst die Haut und den taktilen Sinn, wenn die Berührung während der Kontaktbeschämung verwehrt wird. Dann den Geruch und Geschmack, vielfach dokumentiert als typische Krankheitssymptome. Am Ende setzt das Atmen aus. Das Gedankenexperiment vollzieht sich jetzt letal.

Wenn das Virus die Sinne ausschaltet, können wir hier das Gedankenexperiment eines sinnlosen Körpers anschließen.

Das Virus gibt uns einen anderen Körper, keinen organlosen Körper, sondern einen sinnlosen Körper, einen Körper ohne Sinne, einen gefühllosen Körper ... Am Ende stelle ich mir vor, dass meine Mutter an Corona erkrankt wäre.

Welche Gedankenexperimente sind neben diesem letalen noch möglich? Wie lässt sich nach den Simnen Fragen ohne ihre politische Situiertheit, ihre Ausgesetztheit und ihre Schutzmaßnahme zuverlässigen?

Am Ende ist nur noch ein blinkender Cursor zu sehen.

Sind Sehen und Hören demnach nicht mehr als natürlich zu denken, sondern bereits de facto artifizielle Sinne, die verlustfrei in ein virtuelles Existieren übertragen wurden? Ein anderes Gedankenexperiment kommt so in den Sinn, der Moravec-Test als konsequente Formulierung der hylemorphismistischen Vorstellung vom Körper als erstes Medium, von dem sich das Bewusstsein als Information verlustfrei ablesen lässt, aufgestabiliert in Richard Morgans Takeshi Kovacs-Romanen, in denen die Menschheit ihre Körper - sieheves - wechselt wie Hände oder Mietwagen - und dieses Gedankenexperiment studiert diejenigen, die es sich leisten können, in einer postlebaren Ewigkeit ... lässt Covid19 mächtig von der Realisierbarkeit dieser Vision träumen? Interessant, dass Latenz auch Scheintod bedeutet. Also nicht nur den Zustand eines noch nicht replizierten Virus einerseits und andererseits die Heranzetzung meiner Vorstellungskraft, sondern zudem einen Übergangs- oder Begegnungspunkt zwischen vorübergehender Starre und definitiver Aussetzung der vitalen oder imaginativen Funktionen.

Die Menschen sollen sich so verhalten, als hätten sie den Virus bereit. Nur diese Strategie könnte das inzwischen noch besser übertragbare und mutierte Virus SARS-CoV-2 bremsen, heißt es in einem Appell des britischen Gesundheitsministers.

VIRALE UND MEDIALE RÄUME

Die Menschen sollen sich so verhalten, als hätten sie das Virus bereits. Nur diese Strategie könne das inzwischen noch besser übertragbare und mutierte Virus SARS-CoV-2 bremsen, heißt es in einem Appell des britischen Gesundheitsministers. Die Menschen sollen die Krankheit fingieren. Auch wenn das Fingieren im Gegensatz zur Simulation das Realitätsprinzip, so Jean Baudrillard, nicht antastet, verändert es die Realitätswahrnehmung doch gewaltig. In diese Aufforderung fühle ich hinein: Die Vorstellung verwandelt meinen Atem in den Transportraum des Virus, sie erzeugt eine *kranke* Atmosphäre um meinen eigenen Körper, einen Radius wie ein aufgeblasener Ballon. Kommt mir nicht zu nahe! Bei Theaterproben diesen Sommer sollen die Schauspieler*innen an manchen Orten Regenschirme gehalten haben, um den unnatürlich erscheinenden Abstand dauerhaft zu halten.

Ich imaginiere Weihnachtsfeiern, bei denen sich Familienmitglieder mit selbst gebauten Abwehrtreibhäusern aus Frischhaltefolie einrüsten, um sich trotzdem an einem gemeinsamen Ort begegnen zu können. Das Virus kann sich auf das starke soziale Netz aus Freundschaft und Familie gerade in der für viele hoch emotionalen Bindungszeit am Ende des Jahres verlassen. Es spekuliert gewissermaßen auf die engen Bindungen sozialer Lebensformen. Es sei denn, wir übertragen (freiwillig oder unfreiwillig) auch unsere intimsten Verbindungen in die medienökologischen Bedingungen, die uns das World Wide Web in Assemblage mit Rechenzentren, Flüssigkristallbildschirmen, Kameras, Mikrofonen und Lautsprechern bietet. Diese *devices* dienen als höchst empfindsame Sensoren zur Übertragung unserer körperlichen Kommunikationseffekte: Gesten, Stimme, Blicke. Aber auch zur Abwehr der feuchten Begleiter unserer Sprachäußerungen im Medium Luft. Der Transitraum der Aerosole wird beim Übertrag der kommunikativen *wetware* in die neuen Kanäle wie beim Gang durch eine Reinraumschleuse bereinigt. Während mein Bild und mein Ton online geht, bleibt das Milieu, in dem ich atme und lebe, mein ungeteilter Virusraum. Dem Studenten, der während meiner Zoom-Veranstaltungen rauchte, konnte ich diese Gewohnheit großzügig zugestehen. Aber auch im Sommer, als ich mit Kolleginnen in Los Angeles und Reno zoomte, während bei ihnen die Luft von den Waldbränden stickig

war, bemerkte ich, was es bedeutet, nicht die gleiche Atmosphäre zu atmen.

Das Medium *Zoom* steht für mich dafür, dass mir beim Sprechen niemand mehr direkt in die Augen schaut. Auch für das Tool *Zoom* gilt die generelle Zoom-Kritik, dass es keinen weichen Zoom gibt, der ohne zu ruckeln wie beim berühmten Film von Charles und Ray Eames *Powers of Ten* aus dem Jahr 1977 durch Raum und Zeit und durch verschiedene Skalierungen schwebt. Die Idee eines Zoom ist eine Metapher. Sie ist ein visueller Trick der optischen Medien. »Connectivity, yes; scale, no«, schreibt Bruno Latour am Ende seines Essays »Anti-Zoom«.²⁸ Jeder Zoom ist ein Akt der Gewalt, bei dem etwas Essentialles verloren geht. Der Film der Eames im Auftrag von IBM beginnt beim Picknick eines US-amerikanischen, weißen Pärchens auf einer Decke an einem See in Chicago. Würden wir aus dem Weltall in die Körper (genau genommen durch die rechte Hand des Mannes) des auf einer Decke liegenden Pärchens auf die 400 Nanometer herunterzoomen, die ein Corona-Virus klein ist, gäbe es dort kein Licht mehr, keinen Schatten und keine Farben.²⁹ Der Film wurde zum mytho-motorischen Antrieb für *Google* und die *Google Earth Engine*, Sender und Empfänger sind hier nahtlos miteinander verbunden.

»Parasit sein heißt: bei jemandem speisen«³⁰, schreibt Michel Serres 1980. Jeder Mensch ein Wirtshaus – oder ein Gasthaus? Wer hier das Sagen hat, ist die entscheidende Frage bei der Wahl der Metapher. Die Metaphern Gast und Wirt in der Parasitologie entstammen der Sitte der Gastfreundschaft. Sie beleuchten die Stoffwechselfrage. Der Parasit isst die Kost aus einer fremden Küche und an einem fremden Tisch, dies zeichnet jeden Gasthausbesuch aus. Ein Gasthausbesuch steht für eine temporäre Symbiose. »Das Verhältnis zu einem Wirt setzt einen permanenten oder quasi-permanenten Kontakt zu ihm voraus [...] Es setzt voraus, dass diese nicht nur von ihm, sondern auch in ihm leben, durch ihn, mit ihm und auf ihm.«³¹ Aber wer darf an der reich gedeckten Tafel zugrei-

28

Bruno Latour, »Anti-zoom«, in: *Contact. Catalogue de l'exposition d'Olafur Eliasson*, Paris: Flammarion 2014, 124.

29

In der neuen Adaption dieses Films dringt die Kamera nicht mehr in eine Hand, sondern in das blaue Auge einer Frau ein.

30

Michel Serres, *Der Parasit*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1981, 17.

31

Ebd., 16.

fen? Die »Beziehung des Eingeladenseins ist schon bald nicht mehr einfach. Geben und Nehmen, auf Tischtuch oder Teppich, gehen durch eine Black Box hindurch.«³² Sind die Maßnahmen zur Ein-dämmung der Pandemie die Störer in Serres' System aus Sender (Parasit) und Empfänger (Wirt)?

Und auch die Zeche prellt das Virus nicht, wenn man den langfristigen Blick der Evolution anwendet. Zu diesen Fragen gilt es Biolog*innen zu lesen. Lynn Margulis, die gemeinsam mit James Lovelock die Gaia-Hypothese entwickelte, schrieb 1998 in *Der symbiotische Planet*, dass Viren zu keinem der fünf Reiche der Lebewesen gehören.³³ Sie entstanden vermutlich nach den Bakterien, sind also schon länger da als Algen, Pflanzen, Pilze oder Tiere. Viren *leben* nicht, denn solange sie keine lebende Zelle erreicht haben, tun sie nichts. Deshalb sind sie auch keine Parasiten im strengen Sinne, die durch einen Wirt *überleben*, dennoch pflegen sie parasitäres Verhalten. Viren nutzen den Stoffwechsel ihres Wirtes, der ihnen selbst als Kriterium des Lebendigen fehlt. Sie sprengen also unsere Vorstellungen des Lebendigen, weichen diese Kategorie auf. »Wie die symbiotisch lebenden Bakterien, so sind auch Viren eine Quelle der entwicklungsgeschichtlichen Vielfalt. Die Populationen der virusinfizierten Lebewesen erhalten ihren Feinschliff durch natürliche Selektion.«³⁴ Margulis hebt Viren in ihrer Rolle als Triebkraft der Evolution hervor, denn Viren helfen nicht nur bei der Entwicklung neuer Proteine, sie sind auch Teil unseres eigenen Erbgutes. Gleichzeitig spricht aus diesem Satz die Kälte des evolutionären Blicks auf die unmoralische, »natürliche Selektion«. Auch wenn die Gaia-Hypothese dafür steht, dass es keinen Plan, keine Moral hinter den Feedback-Schleifen des Systems Erde gibt. Dann geht es aber weiter: »Übermäßiges Wachstum der Viren und anderer Organismen ist aber in der Regel auf eine Schwächung und Zerstörung des Ökosystems zurückzuführen. Von unseren Viren können wir ebenso wenig geheilt werden, wie man uns vom Stirnlappen des

Gehirns befreien kann: Wir sind unsere eigenen Viren.«³⁵ Stehen wir also im Kampf gegen uns selbst?

Anders als die Metaphorik des Gastes führt die Metapher des Freund/Feind-Dualismus in eine konfrontativere Richtung: Hier stehen wir im Krieg gegen die Viren, die als Zellpiraten unsere Körper attackieren. Die Viren bekommen den Platz der Störung zugewiesen. Sie stören das System, deshalb müssen sie bekämpft und vernichtet werden. Der Humanökologe Andreas Malm betont in seinem Buch *Klimax*, das er während der ersten Welle der Covid-Pandemie im April 2020 verfasste, wie das System aus Kolonialismus, Raubbau an der Natur, Wildtierhandel und Entwaldung *systematisch* zum zoonotischen Spill-Over führt. Mobile, intermediäre Spezies wie Fledermäuse, Kamele, Schweine oder Bisamratten treten als Überträger und »Brückenwirte« für Viren auf den Plan. Sie bieten das »Inkubationsbett« für die Viren, die ihnen selbst meist nichts anhaben. Die Viren – das lässt sich historisch zeigen – springen dort über, wo der Druck oder Stress auf das Ökosystem massiv gestiegen ist, wo die Biodiversität etwa aufgrund von exzessiver Entwaldung rapide schwindet. Zum Verbreitungsnetz der Tiere tritt das globale Transportwesen hinzu. Malm zitiert den Medizinhistoriker Mark Harrison, der beschreibt, wie sich die Spanische Grippe noch vergleichsweise langsam von Bord der Dampfschiffe ausgehend in wenigen Hafenstädten verbreitete. Heute sind es Autos, Züge und Flugzeuge, die die Krankheiten großräumig verteilen, »als ob das koloniale Transportnetz in Vorbereitung auf die Pandemie geplant worden wäre.«³⁶ Malm führt diesen Gedanken weiter. »Hochoktantisches Benzin ist in der Lage, infizierte Menschen in einem Bruchteil der Zeit, die Kohle dafür benötigen würde, an ihr Ziel zu bringen.«³⁷ Seine Schlussfolgerung lautet, es gelte das Kapital, in dessen Namen alles Wilde an der Natur kahlgeschlagen und vermarktet wird, und welches Zeit und Raum komprimiert, als »Metavirus und Schirmherrin der Parasiten« anzuerkennen.³⁸ Also nicht dem Virus, sondern dem Kapital den Krieg zu erklären.

32 Ebd.

33 Lynn Margulis, *Der symbiotische Planet oder wie die Evolution wirklich verlief*, Frankfurt a.M: Westend 2017.

34 Ebd., 87f.

35 Ebd., 88.

36 Mark Harrison: *Contagion. How Commerce Has Spread Disease*, London: Yale University Press 2012, zitiert nach Andreas Malm: *Klimax*, Berlin: Matthes & Seitz 2020, 109.

37 Ebd., 110.

38 Ebd., 117.

Wer kämpft also gegen wen? Wenn der Pandemie heute der Sinn verliehen wird, dass dies die Rache der Natur gegen die Menschen sei, ist dies allzu menschlich. Die Interpretation passt so gut in unsere Erzählweisen von Schuld, Sühne und dem vierten Pestilzenen-bringenden apokalyptischen Reiter. Wir haben ein schlechtes Gewissen. Wie können wir denken (und hier gilt es das ›Wir‹ im Sinne der Industrierationen zu verwenden), ungestraft davonzukommen? Mensch gegen Natur, die alte Zwei-teilung der Welt, die Quellpunkt und Folge vieler Problemlagen ist, ist auch Teil der Metapher eines ›Kampfes gegen das Virus‹. Und so lese ich fasziniert die Meldungen, die für diese Sicht ebenso stimmig erscheinen, dass es seit Sommer 2020 vor Spanien zu unerklärlich vielen Angriffen von Orcas auf Segelschiffe kommt, die in konzentrierten Gruppen die Ruder von Segelbooten so rammen, dass die Segelboote sich nicht mehr steuern lassen. Als möglicher Auslöser wird der zunehmende Lärm durch die Schifffahrt an der Atlantikküste genannt. »Aber war dieses Geräusch wirklich die Botschaft? War es nicht vielmehr ein Rauschen, ein Parasit? Wer hat hier am Ende das letzte Wort? Wer sät Unordnung, wer stiftet eine neue, andere Ordnung?«³⁹ Affektion: Einwirkung von Dingen auf die Sinne. Der unvorbereitete Körper bewegt sich in Zeitlupe im Raum, das Denken.

Rike Bolte
 Dunja Bialas
 Birgit Schneider

Bettwanzen, Einsprenglinge
und transhumane
Affizierungen

GLOBALISIERUNG IN DER HEISSZEIT.
VERNETzte TRANSITMEDIEN DER VERBREITUNG
VON NICHTMENSCHLICHEN WESEN

Das Corona-Virus steht für die schockartige Erkenntnis, wie unsagbar fragil die menschlichen Systeme sind, und zwar alle: die technischen, sozialen und die biologischen. Covid-19 mit seiner hübschen Haeckel-Form ist fortan das Synonym für die Erfahrung, wie alle Teile der Gesellschaft gleichzeitig durch ein Problem betroffen werden können, dies weltweit und ohne dass »wir«, die Menschen, wirklich etwas dagegen tun können. Dabei ist diese Erfahrung nicht einzigartig und auch nicht neu.

Alles ist mit allem verbunden. Wir sind verbunden über Wellen und Leitungen, wir sind aber auch global verbunden mit nicht-menschlichen Wesen. Wer sind die besten Verbindner? Ihnen gehört die Welt. *Systemics* (verbinden) ist das Paradigma unserer Zeit. Das alte Paradigma der Kybernetik. *Scientia* (trennen) hat ausgedient. Verbundenheit ist das neue Mantra. *Being with*. Ich umarme meine Bakterien. Wir sind keine Individuen, sondern wir sind Vielheiten, die von innigen, mitunter metabolischen Verbindungen mit anderen Organismen abhängen. Das anthropozentrische Weltbild ist abgeschafft, weg mit den Kategorisierungen, die eine Beschreibung der Welt und eine Politik nur grob wie eine Harke, die den Boden verletzt, leisten können. Da fällt einiges durch das Raster, vor allem Kleinstlebewesen, mit denen wir unseren Körper oder unsere Lebenswelt teilen. Auf einer Grünfläche in Berlin in der Nähe der Osloer Straße gibt es seit 2019 eine »Demokratie der Organismen«. Ihre menschlichen Partner verkünden: »Alle Lebewesen dieser Grünfläche von der Schnecke über den Eschenahorn bis zum Wurzelknöllchenbakterium haben die gleichen politischen Rechte«.

In Zeiten der Globalisierung haben einige Organismen auch gleiche Flug-, Wohn- und Reiserechte. Wobei ich hier zunächst nicht weiter vom erfolgreichen Virus Covid-19 sprechen möchte, zumal Viren für sich genommen nicht lebensfähig sind, erst wir komplettieren sie ja mit unseren Wirtszellen, erst in unserer Beherbergung können sie ihren Stoffwechsel betreiben. Wir transportieren zahlreiche Lebewesen mit unseren Körpern. Aber auch in unseren Taschen oder auf dem Postweg, mit dem Flugzeug und durch die medienökologischen Netze von *Ebay* oder *Airbnb* oder

über das Netz der Wanderwege in den Alpen. Die Passagiere dieser Netzwerke sind z.B. kleine Bettwanzen. Auch die Wanzen sind, wie die Touristen von *Airbnb*, Kulturfolger. Ihre Hauptwirte sind zurzeit die Hüttenwirte in den Alpen und die Betreiber*innen von *Airbnb*-Wohnungen. Die kleinen Passagiere sind Indizien und Symptome der erfolgreichen Globalisierung alias globalen Vernetzung in Zeiten touristischer Bewegung. »Die Welt vor Ort entdecken: Mach es dir an einem neuen Ort gemütlich. Entdecke Unterkünfte in der Nähe, in denen du wohnen, arbeiten oder einfach nur entspannen kannst.« Dieser Werbespruch von *Airbnb* ist nicht so sehr an Menschen, als vielmehr an Bettwanzen gerichtet. Sie entdecken die Welt! Sie arbeiten nachts und entspannen tagsüber in der Ritze eines Lichtschalters oder eines Sofas. Kommt ein neuer Gast mit einem gut riechenden Gepäckstück an, kriechen sie an Bord und warten, bis der Guest sie an einen neuen Ort befördert. Seit einigen Jahren und parallel zum neuen, digital angetriebenen, vernetzten Tourismus kehren sie dorthin zurück, wo sie bereits durch Chemie vernichtet waren, oder sie entdecken für sich ganz neue Welten, um diese zu behausen. Denn sie sind flexibel, sie können überall leben, wo Menschen auch leben können. *Being with* ist keine Entscheidung. Die Hüttenwirte haben den Wanzen den Kampf angesagt. Mit Spürhunden rücken die Schädlingsbekämpfungsfirmen an, ihre Einsätze sind sehr teuer, da es so aufwändig ist, eine Wohnung von Wanzen zu befreien.

Wie wird es mit den nicht-menschlichen Wesen in Pandemiezeiten weitergehen? Wenn Anteile der Globalisierung so lange verlangsamt werden wie beim Tourismus, wenn die Grenzen geschlossen und Beherbergungsverbote verhängt wurden? Wenn Fluglinien pleite gehen und Wohnungsbesitzer*innen ihre Wohnungen wieder an die Bewohner*innen ihrer eigenen Stadt vermieten, weil die Touristen nun fast vollkommen ausbleiben? Und wer sind andere nicht-menschliche Gewinner oder Verlierer in einer Zeit der immer wärmeren Globalisierung?

Und wer sind andere nicht-menschliche Gewinner oder Verlierer in einer Zeit der immer wärmeren Globalisierung?

Die Maschinen zeigen sich in diesem Zusammenhang als die klaren Gewinner, sofern ihre Technik hitzebeständig ist; mittels der künstlichen Intelligenz können sie nun den Alltag in den heiß gewordenen Regionen am Laufen halten.

Ebenso stellt sich die Frage, ob der Binarismus aufrechterhalten werden sollte oder kann: Gilt es nicht, die Prinzipien des Wachstums zu hinterfragen? Wir finden in der Präfixbildung ‚Gewinn‘ einen Weg zurück (zurück? oder voran? oder eher hinein?) zu anderen Möglichkeiten. Mühe, aber auch Wonne, und Wohnen. Anmut und Schönheit... *Small is beautiful!*: Ich erinnere mich daran, wie in der Schule ein Aufsatz zu dieser Formel zu schreiben war ...

Mikroben sind’s, Quallen, Pilze natürlich und Ratten immer.

Ist es nicht das Globale selbst, verstanden als ein sich durch Vervielfachung und Differenzierung bestimmendes Ganzes (und noch viel mehr), das durch die globale Klimakatastrophe auf dem Spiel steht?

Sind vielleicht die *scales*, auf denen wir das Nicht-Menschliche versuchen zu ordnen und als Nicht-Menschliches vom Menschlichen zu trennen, durcheinandergekommen? Mag es da Gewinner im Nanobereich geben oder Verlierer im ganz Großen von denen wir heute noch nicht einmal erahnen, dass es sie gibt?

(A1, B6, C1, D2, E2, F1) Auch nach einer weiteren stundenlangen Recherche habe ich – wie in all den Tagen und Wochen zuvor, deren Arbeit sich in meiner Browserchronik niederschlagen – wenig Greifbares gefunden, das unsere Vermutungen beweisen würden: Dass eine Gruppe Superreicher für ihr schwimmendes Paradies, ihre exklusive *gated community* mit selbsterzeugtem Klima irgendewo vor der Küste Afrikas, aber weit weg von Afrikanern wie von den Touristen auf den Kanaren, die einen wie die anderen überflüssiger Abschaum für sie, nicht nur loyales Personal rekrutieren, sondern ein ganzes Netzwerk von Schmugglern, Händlern, Jägern damit beauftragt haben, die seltsamsten und exotischsten Tiere zusammenzutrauen, die die Szenerie ihres neuen Edens bevölkern sollen.

Auch um auf solche Fragen Antworten zu finden, lohnte sich ein Blick in die *Browsernistoriographie im Allgemeinen und in einem Aufsatz aus dem Jahr 2020 zur „Zukunft aus intrapandemischer Perspektive. Unter besonderer Berücksichtigung nicht-menschlicher Akteure des Anthropozäns. Einschließlich eines globalen Rankings von Pandemie-Gewinnern und -Verlierern“ im Besonderen.*

AUTOTHEORIE UND ARCHÄOLOGIE
DER EIGENEN PERSON

Mikroben sind's, Quallen, Pilze natürlich und Ratten immer, lautet meine spontane Antwort auf die von meiner Vorschreiber*in gestellte Frage nach den nicht-menschlichen Gewinnern oder Verlierern; dabei zitiere ich die Anfangsformel »Mikroben sind's« aus dem Gedächtnis, weil ich neulich in der Schweiz, in die ich trotz Corona-Beschränkungen einreisen durfte, den Anschlussatz für diesen Text in ein paar Minuten formulieren musste. Zurück in Berlin, google ich die zwei Wörter, um das gleichnamige Paul Celan-Gedicht zu finden, für das ich sie halte. Doch ich finde keine »Mikroben sind's« von Celan, die ersten drei Millionen Einträge sind tatsächlichen Mikroben gewidmet, dem Mikrobenwissen auf *Wikipedia* und anderen Wissensseiten. Aber wo sind Celans Mikroben geblieben? Warum findet *Google* Celans Mikroben nicht?

Weil Celan nicht von Mikroben schrieb, sondern (natürlich) von Mikrolithen, *stupid!* Wenn man »Celan + Mikrolithen« googelt, erhält man zigtausend Einträge zu einem Titel namens *Mikrolithen sind's, Steinchen*, der meiner Gedächtnisstörung offenbar als Vorlage gedient hat. *Mikrolithen sind's, Steinchen* ist der Titel der nachgelassenen Prosa Celans¹ – und kein Gedicht. Aber wo verflixt finde ich nun dieses Gedicht, mit dem mich mein Gedächtnis täuschte? Und was ist der Unterschied zwischen den beiden Mikros, zwischen Mikroben und Mikrolithen? Mikroben sind, so sagt es dieser Text, zum Beispiel Wanzen oder andere Mikro-Lebewesen, aber was sind Mikrolithen? Der entsprechende *Wikipedia*-Eintrag klärt auf:

Mikrolithen (von altgriechisch μικρός mikrós, deutsch ‚klein‘ und λίθος líthos ‚Stein‘) sind sehr kleine steinzeitliche Klingen oder Spitzen mit bis zu 3 cm Größe. Sie wurden durch gezieltes Zerbrechen und anschließendes Retuschieren kleiner Steinklingen hergestellt. Als Rohmaterial

¹ Paul Celan, *Mikrolithen sind's, Steinchen. Die Prosa aus dem Nachlass*, hg. von Bertrand Badiou und Barbara Wiedemann, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2005.

wurde gut spaltbares Kieselgestein wie Feuerstein oder vulkanisches Glas wie Obsidian verwendet.

Okay, verstanden: Mikrolithen sind menschliche Artefakte, Mikroben gehören der nicht-menschlichen Welt an, für die der manifestartige Anfang dieses Textes sich ausspricht. Gilt das Wanzen-Manifest also nur für die Mikroben und nicht für Mikrolithen? Aber sollte man sich nicht nur mit Mikroben verbinden, sondern auch mit Mikrolithen? Privilegiert das Manifest nicht die organische vor der anorganischen Welt, der Mikrolithen entstammen, Mikroben aber nicht? Und hat eine Ästhetik der Unterbrechung also tatsächlich »ausgedient«, wie es oben heißt und wäre durch das Paradigma des Verbindens zu ersetzen? Wobei wir uns heute ja zum Großteil technisch verbinden und die Verbindung zu einer technischen Frage geworden ist? Sollte man entsprechend von einer Ästhetik der Differenz zu einer Ästhetik der Identität übergehen?

Ich suche zunächst das Celan-Gedicht, »Mikrolithen sind's, Steinchen« – aber von Gedicht keine Spur. Alle Einträge zitieren nur den Buchtitel, nirgends ein gleichnamiges Gedicht – das so verborgen scheint wie die Mikrolithen selbst. In *Lichtzwang* von 1970 findet sich ein Gedicht mit diesem Titel: »Mit Mikrolithen«.² Aber in dem 900-Seiten-Wälzer *Mikrolithen sind's* findet sich kein gleichnamiges Gedicht, jedenfalls nicht im Inhaltsverzeichnis. Mir schwindelt bei der Suche nach den verborgenen Zeilen mit den verborgenen Steinchen; Begriffe, Assoziationen, Materialien sausen mir ungeordnet durch den Kopf: der Obsidian, den ich einmal von einem Studenten geschenkt bekam, weil er mit diesem Material gearbeitet hatte; das Thema der Steine, über die ich ein Seminar und ein Buch machen wollte, dazu die *Steine* von Roger Caillois über Quentin Meillassoux' »Archifossil« bis zu Kai Schiemenz' Fakesteinskulpturen;³ schließlich

² Paul Celan, »Mit Mikrolithen«, in: P.C., *Lichtzwang*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1970, 11.

³ Vgl. Roger Caillois, *Steine*, München: Hanser 1987; ders., *Die Schrift der Steine*, Graz: Droschl 2004; vgl. dazu: Massimiliano Gioni, »Préface«, in: R.C., *La lecture des pierres*, Paris: Éditions Xavier Barral 2014; Kai Schiemenz, *Bunte Steine* (Ausst.kat.), Berlin: Georg Kolbe Museum 2019.

das Steinbeil-Beispiel von Tim Ingold aus dem Artefakt-Seminar, der damit demonstriert, wie falsch menschliches Wissen über Dinge liegen kann (Ingold zitiert zwei Forscher, die die These aufstellten, dass es sich bei den weltweit gefundenen Steinbeilen nicht um Werkzeuge handele, sondern umgekehrt um Klötze, von denen man Werkzeuge, das heißt kleine Klingen, also Mikrolithen, abgeschabt habe);⁴ und am Ende noch der Vortrag von Paweł Piszczałowski in Jerusalem, der sich mit dem archäologischen Celan beschäftigt hatte,⁵ also auch mit »Mit Mikrolithen« – nicht jedoch mit dem Prosatext »Mikrolithen sind's, Steinchen«, die also immer noch so verborgen und unauffindbar waren wie zu Beginn meiner Suche.

Zuletzt nehme ich tatsächlich das Buch in die Hand. Ich schlage die 900 Seiten zum ersten Mal auf. In der Abteilung *Fiktionale Prosa* finde ich nach einigem Blättern das unscheinbare Fragment: »Mikrolithen sind's, Steinchen«.⁶ Das Fragment, das die Unscheinbarkeit eines Kieselsteinchens besitzt, hat eine verblüffende Karriere von seiner Seite 74 auf den Titel hingelegt – eine Karriere, ohne die es schlussendlich auch nicht zu mir und in diesen Text gelangt wäre. Das Fragment geht folgendermaßen:

Mikrolithen sinds, Steinchen, kaum wahrnehmbar,
winzige Einsprenglinge im dichten Tuff deiner
Existenz – und nun versuchst du, wortarm und
vielleicht schon unwiderruflich zum Schweigen
verurteilt, sie zusammenzulesen zu Kristallen?
Auf Nachschübe scheinst du zu warten – woher
sollen sie kommen, sag?⁷

⁴ Tim Ingold, »On Making a Handaxe», in: T.I., *Making. Anthropology, Archaeology, Art and Architecture*, London: Routledge 2013, 33–45.

⁵ Paweł Piszczałowski, »Zur Archäologie des Gedenkens in Celans Spätwerk», Vortrag auf der Konferenz *Zösuren. Zu Paul Celans Spätwerk*, The Hebrew University of Jerusalem, 12.–14.11.2019, unveröffentlichtes Ms.

⁶ Celan, *Mikrolithen sind's*, 74.

⁷ Ebd.

Meine erste, unmittelbare Lektüre verwandelt sich den Text direkt an – derart distanzlos, dass ich ihn unverzüglich über *iMessage* an meine Dialogpartnerin sende, eine Celan-Spezialistin, mit der ich mich den Vormittag der ersten Lektüre der Zeilen über in einem Zwiegespräch befindet. Verleitet durch die Dialogform des Textes, speise ich ihn sogleich in mein privates Zwiegespräch ein. Eine Fehllektüre? Die Peinlichkeit, die einer ernsthaften Lektüre nicht unterlaufen darf? Oder müssen authentische Lektüren nicht auch die eigene Erfahrung und das Autobiographische einbeziehen, anstatt es akademisch auszuklammern?

Augenblicklich rechtfertige ich meine unschickliche Anverwandlung der Zeilen vor dem inneren Sensor; zeitgleich rattert die autotheoretische Lektüre durch den Kopf: Habe ich die Dialogpartnerin nicht auch »zum Schweigen verurteilt«, wie Celan schreibt? Halte ich ihr nicht auch ihren Idealismus entgegen, in dem sie blinde und unbewusste »Einsprenglinge« im »dichten Tuff ihrer Existenz« zu »Kristallen« zu machen versuche? Und versuche ich sie nicht davon zu überzeugen, dass wir bei allem, was uns widerfährt, nicht nur unsere Gefühle sehen sollen, sondern auch deren distanziertere Objektform im »dichten Tuff [der] Existenz«, dass sie also eine radikale Blickwende vollziehen müsse vom subjektzentrierten Gerichtetsein auf die Welt zum Schauen auf sich als Objekt, die ich leicht pathetisch als »die kopernikanische Wende der Gefühlswelt« bezeichnete, womit eine post-leidenschaftliche und post-partnerzentristische Perspektive auf Beziehungen gemeint ist, die davon ausgeht, dass nicht wir um eine Welt kreisen, die allein durch den subjektiven Blick unserer Gedanken und Gefühle konstituiert ist, sondern, dass die Objekte der Welt uns wie in einem Schattenspiel nur vorgehalten werden, um uns an unser unbekanntes und fremdes Ich zu erinnern, das uns immer entgeht, an unsere intimsten Aufgaben und Verfassungen, die sich in derselben Bewegung wiederholen, in der sie sich uns entziehen, dass es also in unseren Beziehungen zu den anderen und zur Welt, die wir durch unseren subjektiven Blick konstituieren, nie nur um diese Spiegel unserer Subjektivität geht, auf die wir alles projizieren, um uns von uns abzulenken, sondern dass es darum geht, diesen Spiegel zu zerschlagen und uns endlich als Objekt zu sehen, uns endlich zu entsubjektivieren und uns als Objekte zu entbergen und auszugraben? Das wäre

jener Übergang von »der Ichbezogenheit zu einem Zustand der Offenheit, der Verwundung [à un état d'ouverture, de blessure]«, von dem Bataille einmal in einer Diskussion sprach.⁸

Und wird dieses Intimste – das so intim und verborgen ist, dass es uns als fremd erscheint und das uns so fremd erscheint, dass man es als *Extimes* bezeichnen könnte: also als etwas, das nicht geborgen von einer harten Schale im Innern unseres Selbst liegt und unsere Innerlichkeit bezeichnet, sondern das sich ganz im Gegenteil an dessen unschützbarem Außen befindet, an der Außenhaut unserer Empfindlichkeit, dort, wo wir am empfindlichsten und erschütterbarsten sind –, wird dieses Extume, dessen Theorie Lacan im Kontext der Entdeckung der prähistorischen Höhlen von Altamira entfaltet hat,⁹ das also immer schon als prähistorisch definiert wurde, wird nicht dieses prähistorische Extume von Celans Gedicht präzis beschrieben, sind das nicht jene »winzigen Einsprenglinge« von Altem und Verborginem, von denen es spricht und die in uns sprechen, ohne dass wir sie dazu aufgefordert hätten? Und braucht es nicht eine Archäologie dieser extimen und prähistorischen Versteinerungen, um unseren verkapselten und eingesprengten Erfahrungen auf die Spur zu kommen? Ist das Celan-Gedicht nicht eine Aufforderung zu einer Archäologie in eigener Person oder einer Archäologie der eigenen Person, in der man die »Einsprenglinge im dichten Tuff« der eigenen Existenz aufdeckt, anstatt zu versuchen, sie idealisierend »zusammenzulesen zu Kristallen«? Müsste man also nicht nur verlernen zu *lesen*, verlernen zusammenzulesen, was nicht zusammengehört und stattdessen einfach nur *sehen*, was in uns schmerhaft da ist, Einsprengsel sehen, Steinchen sehen, Mik-

8

Georges Bataille, »Discussion sur le péché«, in: G.B., Œuvres Complètes, Bd. 6, 342 [dt.: »Diskussion über die Sünde«, als Annex in: G.B., *Nietzsche und der Wille zur Chance* (= Athologische Summe III), Berlin: Matthes & Seitz 2006, 308].

9

»En fin de compte, si nous partons de ce que nous décrivons comme ce lieu central, cette extériorité intime, cette extimité qui est la Chose (Das Ding), peut-être ceci éclairera-t-il pour nous ce qui reste encore une question, voire un mystère pour ceux qui s'intéressent à cet art préhistorique.« Jacques Lacan, *L'Ethique*, 1959–1960, Transkription Staferla, <http://staferla.free.fr/S7/S7%20L%CE%89THIQUE.pdf> (12.2.2021), 285.

rolithen sehen? Geht es Celan nicht um eine Archäologie der Traumata?

Ich schreibe das nicht von ungefähr und nicht an einem beliebigen Tag. Gestern Abend war ich in einer Abendgesellschaft mit verschiedenen Menschen, denen das gleiche widerfahren war wie mir. Den Abend über beklagte sich M. über jemand anderes, verbohrte und verstrickte sich immer tiefer in diesen Fall – ohne den Blick zu wenden und sich zu fragen, was seine Erfahrungen mit ihm zu tun haben könnten, wozu ich und der Gastgeber ihn vergeblich aufforderten.

Nach diesem Abend trage ich heute Morgen folgenden Gedanken mit mir herum: Alles, was wir tun können, alles was wir der Welt und den brutalen Erfahrungen entgegensetzen können, die wir manchmal machen, ist diese einfache Blickwendung zu sich selbst, zum extimen Selbst: Auf welches mir Verbogene, auf welche verborgene Verfassung meiner reagiert die Welt? Und mit Hilfe welcher Archäologie kann ich dieses Verbogene ausgraben, um es zu sehen und um mich seiner zu bemächtigen?

Diese Gedanken gehen mir an dem Morgen dieses Textes auch deshalb durch den Kopf, weil der Retreat, auf den ich demnächst gehen wollte und wo es um derlei Aufdeckungen und Ausgrabungen von Extimitäten gehen sollte, aufgrund des aktuellen Corona-Lockdowns gerade gecancelt wurde: Wenn ich die Ausgrabung nicht dort machen kann, muss ich sie selbst machen. Der Anfang war bereits getan, ich hatte eine Liste mit Themen angefertigt, um die es gehen könnte – mit Einsprengseln, Mikrolithen und Steinchen, die man bei mir ausgraben könnte.

Und haben diese Abschweifungen zu Einsprengseln und Ausgrabungen noch etwas mit dem Celan-Fragment zu tun? Der Band enthält folgende Information zu dem Mikrolithen-Fragment: »Zwei undatierte Erzählfragmente (zwischen 1955 und 1957); Handschrift [...] und berichtet von »Mikrolithen. Das der Früh- und Vorgeschichte zuzuordnende Wort, das durch das folgende ›Steinchen‹ ›übersetzt‹ wird, erscheint später im Gedicht *Mit Mikrolithen* (16.6.1967, KG 277). Siehe auch Nr. 130.«¹⁰

Tatsächlich spricht Fragment 130 ähnlich archäologisch von »Blicken« und »Tauchern«, die »gedankenbegleitet, in der Untiefe, umherschwimmend, welkende Wiederkunft. Lampenlicht abblätternd, die Hand, umhertastend in der Asche.«¹¹ Trotz meiner Bemühung, das Fragment nicht unmittelbar zu entziffern, fühle ich meine archäologische Lektüre bestätigt; ja, in den »Tauchern«, die »gedankenbegleitet, in der Untiefe, umherschwimmen«, erkenne ich mich sogleich in Begleitung eines Therapeuten, meines favorisierten Archäologen der Seele, wie wir unter dem Wasser des Unbewussten am Grund oder Boden des Bewusstseins Stollen um Stollen graben, neue entdecken, uns mit Suchscheinwerfern bewegen in der glitzernden Landschaft einer neu-alten »welkenden Wiederkunft«, in der uns jedoch bald die Luft ausgeht.

Das Gedicht »Mit Mikrolithen«, auf das die Erläuterung ebenfalls hinweist, ist kurz, ebenfalls nicht im Netz und lautet folgendermaßen:

Mit Mikrolithen gespickte
schenkend-verschenkte
Hände.
Das Gespräch, das sich spinnt
von Spalte zu Spalte,
angesengt von
sprühender Brandluft.
Ein Zeichen
kämmt es zusammen
zur Antwort auf eine
grübelnde Felskunst.¹²

Ich lese es – und versuche auch hier jede unmittelbare Deutung zu vermeiden. Zehn Jahre nach dem »Mikrolithen«-Fragment werden die dortigen »Einsprenglinge« 1967 im Gedicht verdichtet zu »Mikrolithen«, mit denen »Hände gespickt« sind. Es geht also um verletzte Hände, um Verwundungen, um, wie es Piszcztowski formuliert, »das Schreiben aus der

Wunde / dem Trauma heraus, das Schreiben *mit* der Wunde in der Hand.«¹³ Doch wie schreibt man »aus der Wunde/dem Trauma heraus«, »mit der Wunde in der Hand«? Wie schreibt man mit einer »verbrannten Hand über die Natur des Feuers«, wie das bekannte Ingeborg-Bachmann-Zitat lautet, das ich schon einmal als Motto zitierte, jener Bachmann also, an die Celan einen Monat nach Niederschrift des Gedichts im Juni 1967 seine letzte Nachricht schrieb?¹⁴

Um zu wissen, wie man über die Wunde schreiben soll oder wie man die Verwundung schreiben soll, muss man wissen, wie sie beschaffen ist. Celan ist darüber einigermaßen auskunftsreich: Im Gedicht befinden sich die Mikrolithen nicht mehr wie im Fragment »im dichten Tuff deiner Existenz«, sondern in Händen; in Händen, deren Verwundung und Spickung mit Steinchen zurückliegt. Die Wunden von Einschließungen und Steinchen verweisen immer auf die Vergangenheit, auf Älteres; die Verwundungen zeigen alte und altvordere Einschließungen, deren unvordenkliche Verkapselung wir ebenso wenig rekonstruieren können wie ihr Eindringen in unsere Existenz. Das ist das Trauma: das Intimste, das sich verschanzt und zu einem Extremen wird. Es verkapselt sich und nistet sich verborgen im Sitz einer Vergangenheit ein, über die wir in der Regel nichts wissen und nichts erfahren. Das ist das Problem mit dem Trauma: Weil es, bestenfalls, als Symptom bekannt ist, lässt sich über seine Herkunft wenig sagen. Aber was sich nicht an der Oberfläche blicken lässt, lässt sich vielleicht im »dichten Tuff [der] Existenz« ausgraben.

Celan zeigt sich bei seiner Archäologie des Traumas durchaus wissenschaftlich informiert; nach der Notiz zu den »Mikrolithen« bemerken die Erläuterungen der Herausgeber*innen zu der Tuff-Stelle:

Innerhalb eines Konvoluts zu *Sprachgitter* befinden sich zwischen Fragmenten zu »Entwurf einer Landschaft« [2.1.1958, KG 107] Lesenotizen aus einem

¹¹

Ebd., 74.

¹²

Celan, »Mit Mikrolithen«.

¹³

Piszcztowski, »Zur Archäologie des Gedenkens«.

¹⁴

Paul Celan an Ingeborg Bachmann, in: Ingeborg Bachmann/Paul Celan, *Herzzeit – Der Briefwechsel*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2008, 159.

nicht identifizierten erdgeschichtlichen Werk: »Tuff,; Gestein aus verfestigten vulk. Lockerprodukten, Bomben, Schlacke, Lapilli, oft mit vielen Kristallen, Asche.«¹⁵

Womöglich ist das »nicht identifizierte erdgeschichtliche Werk« mittlerweile identifiziert worden; nach Piszcztowski stützte sich Celan auf Herbert Kühns *Die vorgeschichtliche Kunst Deutschlands* von 1935 sowie auf Friedrich Behns *Kultur der Urzeit* von 1950.¹⁶ In einer E-Mail an den Autor vom 10.11.2020 präzisiert Piszcztowski:

Auch Lesenotizen und Unterstreichungen in Kühns Buch verweisen auf eine aktuelle Lektüre. Da sich Celan, als er all die Notizen machte, in der psychiatrischen Klinik befand, bin ich davon ausgegangen, dass er die Bücher (wie auch viele andere) bei sich hatte und sie an den Tagen gelesen hat, an denen auch die Gedichte entstanden sind (14.–16.6.1967).

Wenn man sich vorstellt, wie Celan insbesondere das Buch von Kühn im Juni 1967 während seines Aufenthalts in der Pariser psychiatrischen Universitätsklinik studiert hatte – wie sollte man nicht denken, dass er die Bestandteile des seelischen »Tuffs« ebenso unmittelbar las und auf die eigene Existenz bezog wie ich seine Zeilen? Wie sollte Celan nicht das »Gestein aus verfestigten vulk. Lockerprodukten, Bomben, Schlacke, Lapilli, oft mit vielen Kristallen, Asche« als abgelagerte und »verfestigte« seelische und historische Vergangenheit verstanden haben? Wie sollte er, der vielfach Traumatisierte, sich nicht detailliert vor Augen geführt haben, was die »vulk. Lockerprodukte«, was die »Bomben«, was die »Schlacke«, was die »Lapilli, oft mit vielen Kristallen, Asche« im Einzelnen für ihn bedeutet haben mögen? Hat er dies nicht als detaillierte Auflistung von Prozes-

¹⁵ Celan, *Mikrolithen* sind's, 468.

¹⁶ Vgl. Paul Celan, *Die Gedichte. Neue kommentierte Gesamtausgabe*, hg. von Barbara Wiedemann, Berlin: Suhrkamp 2018, 981ff.

sen seiner seelischen und historischen Vergangenheit lesen müssen? Und geht es hier vielleicht auch nicht nur um die seelische, sondern ebenso sehr und davon nicht zu trennen, um die historische Vergangenheit des Zweiten Weltkriegs, aber auch des israelischen Sechstagekriegs, mit dem wenigstens das *Mit Mikrolithen*-Gedicht zusammenhängt?¹⁷ Als Beschreibung von Geschehnissen, deren Besonderheit darin besteht, dass man nichts mehr über sie weiß, dass sie versiegelt unter der Oberfläche unseres Bewusstseins deponiert sind, so dass man sie rekonstruieren muss wie ein Archäologe, der die »welkende Wiederkunft« unter seinem »Lampenlicht« studiert? Wurden Celan mit der Auflistung der einzelnen Materialitäten der Vergangenheit nicht die einzelnen Bestandteile seines Traumas vor lesende Augen geführt, von denen er sonst womöglich nie erfahren würde? Handelt es sich hier nicht um eine materielle Rekonstruktion einer Traumatisierung? Schließlich sind Lapilli laut *Wikipedia* nicht nur das italienische Wort für »Steinchen«, sondern die Vulkanologie meint damit:

erbsen- bis nussgroße (2–64 mm große) Pyroklasten, die bei einem explosiven Vulkanausbruch gefördert werden. Die Lapilli bilden zusammen mit den vulkanischen Aschen (< 2 mm), den Bomben (> 64 mm, gerundet, ursprünglich geschmolzen) und den vulkanischen Blöcken (> 64 mm, eckig, zum Zeitpunkt des Auswurfs bereits fest) die pyroklastischen Sedimente (auch Tephra genannt, wenn unverfestigt) bzw. die pyroklastischen Gesteine (wenn verfestigt).

Was mögen die »explosiven Vulkanausbrüche« bei Celan gewesen sein, von denen die Steinchen zeugen, was die geschmolzenen »Bomben« und »vulkanische Blöcke« und was war die Hitze, die zur Steinschmelze geführt haben mag? Und handelt es sich hier um Metaphern oder geht es um die Materialität und die Materialisierung von seelischen Traumata?

Was mögen die »explosiven Vulkanausbrüche« bei Celan gewesen sein, von denen die Steinchen zeugen, was die geschmolzenen »Bomben« und »vulkanische Blöcke« und was war die Hitze, die zur Steinschmelze geführt haben mag? Und handelt es sich hier um Metaphern oder geht es um die Materialität und die Materialisierung von seelischen Traumata?

Diese Traumata scheinen jegliche Unterscheidungen von Seele und Materie, von Individuum und Welt zu durchbrechen und zu ökologischen Traumata geworden zu sein.

Spucken Vulkane aristotelisches Pneuma aus?

Magma und Atombombe.

Gefühlsschmelze, Celans Ozymoronik ist bekannt – und ihr Auslöschnghintergrund. Wendeln wir uns den Bomben zu. Nach der schwarzen Milch, der Beziehung zwischen der Kraft der reinen Sprache widerersetzt sich Celan in seinem »Bogradgesang mit Corona« der Exploitation als >Gesinnungsdametta<. Im Schaltjahr der Katastrophe ist er »Novemberdunk und lässt die bits on chips in einer urplötzlich futuristischen Wendung herein.

Tambora und Krakatau zum Trotz: Wie weit eignen sich Vulkanausbrüche als Metaphern oder Modelle für das, was sich sehr viel unspektakulärer als in einer Steinschmelze vollzieht – Eis- und Schneeschmelze, in der das Medium des Zeugnisses selbst so unmerklich wie unaufförliech, Tropfen für Tropfen, aufgezehrt wird –, wenn nicht nur die Zeitlichkeit eine andere ist, sondern Vulkanausbrüche mit Bomben zu assoziieren möglicherweise auch aus einem anthropozentrischen Maßstab heraus, der sich eine homöostatische Natur wünscht, die notwendige schöpferische Kraft, das ganz buchstäblich Fruchtbare und Lebendige der Eruptionen übersieht – und lassen sich so die schleichenden, kontinuierlichen Beschädigungen denken, die auf keine ereignishafte, erschütternde Verwundung zurückgehen?

Die *seismische Form der Katastrophe* wirkt wie eine Fraktur, die durch den gesamten Körper hindurchgeht, die Knochen neu ausrichtet und dabei tiefe bleibende Furchen in die Gefühle schlägt.

ANTHROPOZÄNE AFFEKTE

Diese Traumata scheinen jegliche Unterscheidungen von Seele und Materie, von Individuum und Welt zu durchbrechen und zu ökologischen Traumata geworden zu sein. Die Relationen des »being with« sind nicht einfach die Bezogenheit »der Welt« auf »das Individuum« (oder umgekehrt). Celans sprachliche Tiefbohrungen zeigen jene geologische Dimensionen des Handelns und Fühlens, die auch in den Debatten um das Anthropozän die planetarische Dimension menschlicher Existenz selbst hervorheben. »Being with« ist das planetarische des Individuums, dass sich weder von der Erde lösen noch ihr gegenüberstellen lässt. Celans Sprache bildet dabei die affektive Geologie, eine Tiefenbohrung in die Schichten voller Traumata. Sie bohrt sich in einen schreienden Planeten, um zu erforschen für wen sich die Erde hält, wie schon Gilles Deleuze und Félix Guattari, zwei gute Leser Conan Doyle's, wissen wollten.¹⁸ Im Anthropozän werden diese Schreie lauter: Der Mensch ist längst nicht mehr nur auf physikalischer oder biologischer Ebene untrennbar mit planetarischen Prozessen verwoben. Das gesamte Denken und Fühlen ist planetarisch geworden. Für wen hält sich der Mensch? Für Deleuze und Guattari sind dies Fragen einer Geo- oder Ökophilosophie.¹⁹ Was wäre dann ein Geohandeln, was eine ökologische Psychologie?

Wenn die Aussage der Anthropozänthese von Paul Crutzen und Eugene Stoermer darin besteht zu zeigen, dass der Mensch zu einer geologischen Kraft geworden ist, die sich als Stratum auf der Erde niederschlägt, so sind es Deleuze und Guattari, die zeigen, dass diese geologische Logik des Menschen nicht nur die Schichtungen der Erde umfasst, sondern ebenso den Menschen selbst. Denn auch das menschliche Individuum – so argumentieren sie in Bezug auf Gilbert Simondon – ist Sedimentierung von physikalischen, biologischen und psychosozialen Schichten. Ihr Zusammenspiel, d.h. ihre Schichtung, bildet den Prozess der Individuation. Sedimentierung, darin sind sich Simondon wie auch die Geolog*innen einig, ist nicht einfach das Addieren immer neuer Schichten, vielmehr formen diese komplexe Wechselwirkungen, in denen neue Schichten immer auch

bestehende Schichten verändern, ja sogar erst als solche hervorbringen.²⁰ Wenn nun also der Mensch zur geologischen Kraft geworden ist, so bedeutet dies auch, dass vormals als menschliche, teilweise sogar als individuell geglaubte Ebenen des Menschen als planetarisch begriffen werden müssen. Die Situierung des menschlichen Individuums ist somit eher geologisch und nicht phänomenologisch zu verstehen. Und auch die Ebene des Psychosozialen ist dann keineswegs mehr bloß eine Frage des Individuums, sie ist geo-psychologisch geworden.

Während diese geologische Dimension der Psyche einerseits Deleuze und Guattaris Konzept eines Unbewussten aufnimmt, das maschinisch organisiert ist und keineswegs auf eine individuelle Psyche beschränkt werden kann, sondern gerade immer neue Verbindungen produziert, wirft diese planetare Konzeption der Psyche andererseits die Frage auf, welche affektiven und psychosozialen Dimensionen den gegenwärtigen Katastrophen wie der Klimakatastrophe oder dem großen Artensterben, wie es Elizabeth Kolbert beschreibt, innewohnen.²¹ Dabei geht es gerade nicht um die Frage, ob das Individuum um die Welt oder die Welt um das Individuum kreist (wer müsste da nicht an die Kränkungen der Menschheit denken). Es ist keine Frage der Erfahrung, basierend auf bestehenden Subjekt- und Objektpositionen. Es ist eine Frage der Individuation selbst. Wie werden Subjektivitäten in Zeiten des Anthropozäns hervorgebracht? Und welche psychologischen Konstitutionen und Traumata wohnen ihnen inne? Es ist die Frage nach dem Affekt im Anthropozän sowie nach einem anthropozäni schen Affekt.

Der Affekt ist – so beschreibt es Brian Massumi mit Referenz auf Spinoza – nicht zu verwechseln mit der Emotion. Während die Emotion das innere Gefühl eines Subjekts beschreibt, das sich im Sinne der Basisemotionen wie Trauer, Wut, Angst etc. ausdrückt, ist der Affekt auf der Ebene des Körpers wirksam. Körper, so Spinoza, haben (bzw. sind) das Potential zu affizieren und affiziert zu werden. Durch diese doppelte Bewegung des Affizierens sind die Körper keine gegebenen Einheiten, die affektiv

18

Gilles Deleuze und Félix Guattari, *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie* 2, Berlin: Merve 1992, 59.

19

Gilles Deleuze und Félix Guattari, *Was ist Philosophie?* Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2000; Félix Guattari, *Qu'est-ce que l'écosophie?*, hg. von Stéphane Nadaud, Fécamp: Lignes 2018.

20

Deleuze und Guattari bezeichnen dies mit der Aussage »Gott ist ein Hummer« bzw. dem Begriff der Doppelzange: »Schichten treten nicht nur mindestens zu zweit auf, jede Schicht ist auch auf andere Weise doppelt (hat selber mehrere Schichten). Tatsächlich enthält jede Schicht Phänomene, die konstitutiv für eine *doppelte Gliederung* sind. Zweimal gliedern, zweimal artikulieren, B-A und BA.« (Deleuze und Guattari, *Tausend Plateaus*, 61).

21

Elizabeth Kolbert, *Das sechste Sterben: wie der Mensch Naturgeschichte schreibt*, Berlin: Suhrkamp 2017.

aufgeladen werden können, vielmehr entstehen und verändern sie sich mit jedem Affektereignis.²² Mehr noch: Diese Körper bzw. diese Körperprozesse der Affizierung sind keinesfalls auf die Körper menschlicher Subjekte zu reduzieren. Jegliche körperlichen Konfigurationen – seien sie menschlich, seien sie unmenschlich – sind Teil der Zirkulationsweisen des Affekts. Und so ereignen sich Affizierungen auch in ganz verschiedenen Dynamiken, in ganz unterschiedlichen Zeiten und Intensitäten. Massumi schreibt: »Abhängig von den Umständen kann es also wie bei einem Gezeitenstrom langsam auf und ab gehen oder es stürmt und wird wie eine Welle angehoben oder ein anderes Mal flacht es einfach ab.«²³ Einmal von dem rigidem Register des menschlichen Subjekts gelöst, weiten sich die Dynamiken des Affekts in Zeit und Raum und reisen – so ließe sich erneut mit Deleuze und Guattari sagen – auf der unendlichen Weite der Immanenzebene. Doch Lösen bedeutet nicht Kappen jeglicher Beziehungen. Denn auch wenn der Affekt nicht vom Subjekt ausgeht, so bringt er dieses mit hervor. Durch Affizierung entsteht eine Subjektivität, die fühlt und Emotionen besitzt. Massumi nennt dies – Affekt und Emotion – zwei Seiten einer Medaille.²⁴

Zurück zur Erde: Was ist mit diesem schreienden Körper? Auch er ist voller Affekte, auch er affiziert und wird affiziert. Auch er bündelt Affizierungspotentiale – jedoch nicht im Register des Individuums, sondern auf der Ebene des Planetarischen. Hier werden Affekte planetarisch territorialisiert. Als verändernder und sich verändernder Körper ist die Erde einerseits affizierend und wird affiziert, andererseits bildet sie damit auch das Affektmilieu für die unzähligen auf ihr und mit ihr lebenden Körper. Ihre Territorialisierungen sind Weisen, Affekte zirkulieren zu lassen. Sie bestimmen die Dynamik der Wellen. Sie sind Stratifizierungen, die Affekte zwar binden, diese jedoch nicht determinieren. Die Erde macht den Affekt zum anthropozänen Affekt. Obwohl dieser weder vom menschlichen Subjekt ausgeht noch auf dieses zu reduzieren ist, affiziert er den Menschen gerade in seiner geologischen Dimension. Anthropozäne Affekte sind somit weder menschlich noch sind sie außerhalb des Menschen. Sie sind planetarisch in jenem Sinne, wie auch der Mensch planetarisch geworden ist. Mit Jennifer Gabrys ließe sich dies

als ein »being planetary as praxis« im Modus des Affektiven bezeichnen.²⁵ Eine mehr als menschliche und mehr als natürliche Form der Affizierung.

Dort, wo Körper affizieren und affiziert werden, dort wo Affekte zirkulieren, ist eine Politik des Affekts nicht weit entfernt. Für Massumi ist es die nationale Bedrohung, wie sie bspw. nach dem 11. September zu erleben war, die den Staat zu einem Affektmilieu gemacht hat. Sie hat die Bevölkerung auf eine Weise affiziert, dass jedes Ereignis – sei es ein Terroranschlag, sei es ein Hurrikan – als nationale Bedrohung empfunden wurde.²⁶ Doch auch die Klimakatastrophe bildet ihre eigene Affektpolitik. Als Affektmilieu dient die Erde als immer präsenter Bezugspunkt. Akteur*innen der Klimaschutzbewegung versuchen, Affizierungen der Erde so aufzunehmen, dass diese Handlungsweisen auf eine Weise verändern, die geeignet ist, den klimatischen Kollaps und die drohende ›Great Extinction‹, auf die wir gerade zusteuern, abzuwenden. Doch die dominante Affektpolitik des Anthrozäns ist eine andere: Zwar nimmt auch sie die Affizierungen der Erde auf und die planetarischen Territorialisierungen wahr. Sie schafft jedoch ein Affektmilieu, das auf eine Weise organisiert ist, dass keine Resonanzräume zum Handeln entstehen. Katastrophische Affizierungen werden durch Hitzewellen und Waldbrände sowie in langsameren Registern durch schmelzendes Eis und steigende Meeresspiegel zum Dauerzustand, doch hat diese Politik eine Weise der Subjektivität hervorgebracht, die jegliche planetare Affizierungen ins Leere laufen lässt. Subjektivität wird hier zum Affektschwamm. Affizierungen erreichen niemals jene Schwelle – um noch einmal einen Begriff Massumis aufzugreifen –, an der sie erneut in affizierende Handlungen umschlagen würden. Indem die Schwelle so reguliert wird, dass ein Überschreiten unwahrscheinlich wird, werden die Affizierungen der Erde zwar nicht gestoppt (wie auch?), sie werden sogar in Diskursen aufgegriffen, jedoch führen sie zu keinen Handlungen.²⁷ Es ist eine Politik der relativen Territorialisierung, in der es

²² Brian Massumi, *Ontomacht: Kunst, Affekt und das Ereignis des Politischen*, Berlin: Merve 2010, 27.

²³ Ebd.

²⁴ Ebd., 28.

²⁵ Jennifer Gabrys, »Becoming Planetary«, *e-flux Journal*, <https://www.e-flux.com/architecture/accumulation/217051/becoming-planetary/> (26.12.2020).

²⁶ Vgl. Brian Massumi, »National Enterprise Emergency: Steps Toward an Ecology of Powers«, in: *Theory, Culture & Society* 26/6 (2009), 153–185.

²⁷ Zu diskutieren wäre, inwiefern das Konzept der Schwelle hier durch jenes des Filters ergänzt werden müsste. Denn während die Affizierungen der Erde unterhalb der Schwelle bleiben, erzeugen andere Affizierungen (bspw. jene von Massumi beschriebenen Affizierungen des Staates) sehr wohl Handlungen. Ein generelles

einerseits einen affektiven Bezug zur Erde gibt, andererseits dieser nicht zu einer radikalen Territorialisierung und den damit verbundenen Handlungen zur produktiven Erhaltung des Territoriums kommt.²⁸ Es ist eine Politik, in der – wie Guattari bereits Anfang der Neunzigerjahre des 20. Jahrhunderts feststellte – die Menschheit den Kampf verliert, denn, »[i]hr Kopf arbeitet nicht mehr länger mit ihrem Körper zusammen.«²⁹

Was also sind die Aufgaben einer Affektpolitik des Anthropozäns? Es ist eine Politik, die von den affektiven Dimensionen des Planeten genauso ausgeht wie von den planetaren Dimensionen des Menschen. In ihr bildet die Erde Körper und Milieu der Affekte. Und genau darin liegt die Chance ihrer Politik: Denn es ist eine Frage des Körpers und des Milieus, Konditionen und Subjektivitäten zu schaffen, die sich von anthropozänen Affekten affizieren lassen und daraus neue Affekte und Handlungen generieren. Milieus, die, statt zu absorbieren, produzieren. Für Isabelle Stengers ist es die Aufgabe der Philosophin, Milieus zu kreieren, in denen neue Begriffe und Konzepte so aufgenommen werden können, dass sie zu neuen Weisen des Denkens, Handelns und Lebens führen. Im Anschluss an Deleuze und Guattari nennt sie die für diese Politik notwendigen Techniken eine »Pädagogik der Begriffe«: »Ich denke, wir haben einen vitalen Bedarf, ausdrücklicher darüber zu werden, warum die Pädagogik der Begriffe wichtig ist und Philosophen in die Lage versetzt, der Gegenwart zu widerstehen.«³⁰ Doch ließe sich nicht gerade im Anschluss an Deleuze und Guattari diese Forderung auch auf die Ebene der Affekte und Perzepte erweitern? Bedarf es nicht ebenso eine Pädagogik des Affektiven? Diese Pädagogik wäre eine Weise, planetarisch-affektive Milieus zu schaffen, in denen die Handlungsschwellen der Körper nicht losgelöst von ihrer Umwelt betrachtet, sondern selbst als planetar begriffen werden. Es wäre eine produktive Pädagogik statt einer Umerziehung durch negative Affektpolitik. Die Pädagogik des Affekts ist dann die Modulation der Erfahrungs- und Handlungsschwellen, in der sich beides – Erfahrung wie Handlung – nicht

mehr um das Ich und den Menschen dreht, sondern das Ich als Teil geologischer Strata verstanden wird. Dort, wo Effekte von Handlungen erfahrbar werden und erneute Handlungen affizieren, werden Affektpolitik und ihre Techniken produktiv. Aus der Perspektive einer milieu-orientierten Politik, sind Handlungsschwellen Stratifizierungen planetarer Lebensbedingungen und als solche ein zentraler Teil dessen, wie Individuen affiziert werden und auf welche Weise sie wiederum die Erde affizieren. Handlungsschwellen sind Teil der Sedimentierung von Subjektivitäten. In diesem Sinne ließe sich eine Geologie der Affekte und eine affektive Geologie als planetare Politik verstehen: Eine anthropozäne Affektpolitik, die das Handeln als affiziert-affizierend und damit in seiner planetaren Dimension ins Zentrum ihrer Aufmerksamkeit rückt.

Birgit Schneider
Knut Ebeling
Gerko Egert

²⁸ Konzept von Passivität würde hier zu kurz greifen.

²⁹ Relative Territorialisierung geht selbstverständlich eng zusammen mit der relativen Deterritorialisierung, die von Deleuze und Guattari als Paranoia beschrieben wurde. Vgl. Deleuze und Guattari, *Tausend Plateaus*, 156f.

³⁰ Félix Guattari, »Für eine Neubegründung sozialer Praktiken«, in: Tobias Bärtsch u.a. (Hg.), *Ökologien der Sorge*, Wien: Transversal 2017, 209–222, hier 210.

³⁰ Isabelle Stengers, *Spekulativer Konstruktivismus*, Berlin: Merve 2008, 75.

Mind Fracking. Punkt.
Zukunftsszenarien
von akademischen
Bohrinseln

MIKROSZENARIEN ALLTÄGLICHEN HANDELNS

Einen Ball, der durch die Luft fliegt, fängt man nicht, indem man dorthin läuft, wo er ist, sondern dorthin, wo er auf die Erde kommen wird. Das weiß jeder Hund. Handeln, auch menschliches, ist niemals nur eine Tätigkeit im Präsens. Sie ist in die Zukunft gerichtet, oder besser: Annahmen über die Zukunft wirken auf die Handlung ein und bilden sogar einen wesentlichen Teil von ihr. Nicolai Bernstein beschreibt dies als »motor problem«¹. Wie muss eine Handlung verlaufen, damit sie in der gegebenen, aber auch in der zukünftig entstehenden Situation andere Handlungen affiziert und durch diese affiziert werden kann? Erfahrung ist dabei ein wesentlicher Teil zur Artikulation des »motor problem«. Um nicht in der Gegenwart »stecken zu bleiben« wird die gegenwärtige Handlung in die Zukunft modelliert bzw. extrapoliert.² Bei einem ausschließlich von der Gegenwart ausgehenden Problem würde die Handlung »ins Leere laufen«.

Erfahrung, so zeigt Bernstein, ist im Motorproblem auf wesentliche Weise mit der Handlung verbunden. Durch ihr Zusammenspiel wird die Handlung überhaupt erst möglich. Ohne Modellierung würden Handlungen wie ziellose Bewegungen herumirren. Begriffe von Verbindung und Zusammenspiel können jedoch fehlleiten, wenn sie so verstanden werden, dass Erfahrung und Aktion zwei unterschiedliche Prozesse sind. Erfahrungen sind vielmehr – das haben Pragmatisten wie William James und Alfred North Whitehead gezeigt – selbst Handlungen. Handeln ist nicht das Gegenstück einer Erfahrung, sondern die Erfahrung ist als ein Pol der Handlung zu verstehen, die sich zwischen der Erfahrung auf der einen Seite und dem, was man Aktion oder Expression auf der anderen Seite nennen könnte, aufspannt.

Während Erfahrung und Aktion zwei Pole des Motorproblems bilden, die es ermöglichen Zukünftiges in die Handlung hineinzufalten, so kommt aus der Vergangenheit noch ein dritter Faktor als handlungsgenerierend hinzu: die Gewohnheit. Vergangene Erfahrungen

haben sich zur Gewohnheit zusammengezogen³ und machen damit die Gewohnheit zu jener Kraft, die den Erfahrungsbogen in die Zukunft und zugleich in die Vergangenheit treibt. Wir sehen: Der Handlungsbogen verläuft keineswegs linear, vielmehr falten sich die Zeiten in die Handlung bzw. die Handlung in die Zeiten, die sich zunächst jeglichen Formen der Linearität und Kausalität entziehen und so Zeitschichten simultan wirken lassen.

Bis hierher – so könnte man sagen – klingt alles so, als ob eine Handlung lediglich von einer Person ausgeführt würde. Wenn auch nicht zeitlich linear, so doch individuell und intentional. Doch diese individuelle Perspektive missachtet eine zentrale Dimension der Gewohnheit als treibende Kraft der Handlung: die Relationalität. Die Relationalität von Handlung zu anderen Handlungen (meistens haben wir es mit mindestens zwei Handlungen zu tun) ist gerade jener Modus, in dem Handlungen auf Handlungen wirken und umgekehrt von Handlungen affiziert werden.

Eines der radikalsten Konzepte einer Rationalität der Handlung ausgehend von der Gewohnheit hat Pierre Bourdieu formuliert. Habitus ist der Begriff, mit dem er beschreibt, dass Gewohnheit nicht einfach der Selbstbezug eines handelnden Individuums auf sich selbst und seine früheren Handlungen ist, sondern dass diese Handlungen immer in einem Milieu stattfinden und somit in Bezug zu anderen Handlungen stehen. Eingeprägte und zur Gewohnheit geronnene Erfahrungen bilden Habitus-schemata, die es ermöglichen,

sich partiell wechselnden Zusammenhängen ununterbrochen anzupassen und in praktischem, quasi körperlichem Antizipieren der dem Feld immanenten Tendenzen und der von allen isomorphen Habitus (mit denen sie wie in einer wohltrainierten Mannschaft oder einem Orchester unmittelbar kommunizieren, weil sie spontan mit ihnen harmonisieren) erzeugten Verhaltensweisen die Situationen als sinnvolle Gesamtheit zu konstruieren.⁴

1

Nicolai Bernstein: »Trends and problems in the study of investigation of physiology of activity«, in: H. T. A. Whiting (Hg.), *Human Motor Actions: Bernstein Reassessed*, Amsterdam: Elsevier 1984, 441–466, hier 457.

2

Zum Konzept der Modellierung bzw. der Extrapolation siehe ebd.

3

Das Konzept des Zusammenziehens durch Gewohnheit ist hier Gilles Deleuzes Hume-Lektüren entnommen: Gilles Deleuze, *David Hume*, Frankfurt a.M.: Campus 1997.

4

Pierre Bourdieu, *Meditationen: zur Kritik der scholastischen Vernunft*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2001, 178.

Das Konzept des Habitus macht deutlich, dass in der Gewohnheit Aktion und Erfahrung keineswegs zu trennen sind, sondern die beiden Pole der Handlung bilden.

Habitus und Gewohnheit sind – das führt Bourdieu aus – treibende Kräfte der Handlung. Sie wirken auf die Handlung ein und über sie hinaus, so dass die Handlung als ein in die Zukunft reichen- der Bogen synthetisiert wird. Es wäre jedoch falsch, Habitus und Gewohn- heit lediglich in der Vergangenheit zu situieren. Als soziale und relationale Kraft wirkt der Habitus nicht einfach in die Zukunft, er ist durchdränkt mit Zukunft. Dass der Habitus zukunftsorientiert, statt nur zukunftsorientiert ist, zeigt dabei seine Rationalität und sein Verhältnis zum Milieu. Habitus ist ein Prozess von sich anpassenden Gewohnheiten. Es gibt eine stetige Anpas- sung der Handlungen an die Weisen, wie sie aufgenommen und affiziert werden. Pragmatistisch gewendet, könnte man sagen: Die Handlungen wer- den von ihren Effekten her moduliert. Doch diese Anpassungen sind nicht einfach Anpassungen an ein gegebenes Milieu und ein Umfeld, wie es *ist*. Vielmehr findet die Anpassung der Handlungen im Modus des *Als-ob* statt (Modellierung/Extrapolation). Denn da die Handlung selbst Teil des Milieus ist, verändert sie dieses auch durch ihren Vollzug. Um eine Synchronizität zwischen Handlung und Milieu zu erzielen, vollzieht sich die Handlung auf eine Weise, *als ob* die Veränderung schon stattgefunden hätte.⁵ Die Hand- lungen spekuliert mit ihrer eigenen Zukunft. Und so kann die Handlung erst, indem sie ihre eigene Zukünftigkeit mit einbezieht, sich dem Milieu anpas- sen. Habitus, verstanden als ein durch Gewohnheit bestimmtes Verhältnis zum Milieu und damit als relationale Praxis, ist nicht nur die Bedingung für ein in die Zukunft gerichtetes Handeln, er ist selbst durchdränkt mit Zukunft, mit einer Anpassung, die niemals auf die Gegenwart zu beschränken ist.

Wenn Bourdieu seine sozialen Analysen alltäg- licher Machtstrukturen auf eine Trägheit des Habitus baut, also jene kör-

5

Auf ähnliche Weise beschreibt Gilbert Simondon das Verhältnis von Organismus und Milieu als eine Relation des *Als-ob*: »Everything takes place as if the corporeal schema of the human species had been modified, as if it had dilated, had received new dimensions; the order of magnitude changes; the perceptual grid is broadened and differentiated; new schemas of intelligibility are developed, as when a child leaves his village and takes stock of his country's extent. It is not a matter of conquest: that notion is the fruit of a closed culture. It is a matter of incor- poration, which, on the collective level, is functionally equivalent to the appearance of a new vital form.« Gilbert Simondon, »Culture and Technics« [1965], in: Radical Philosophy 189 (2015), 17–23, hier 21.

perliche *hexis*, die Machtverhältnisse selbst dann festigt und fortschreibt, wenn auf diskursiver Ebene anderes behauptet wird (aktuell am deutlichsten in den Debatten zur Geschlechtergerechtigkeit und zur Klimakatastro- phe zu sehen, bei denen es eine große Diskrepanz zwischen Aussagen und Handlungen gibt), dann ist diese Trägheit nicht einfach die Unfähigkeit der Anpassung eines Individuums durch seinen Habitus. Trägheit ist nicht der Grund für eine Diskrepanz zwischen Individuum und Milieu, es ist vielmehr die Trägheit der Relationen selbst, die eine Veränderung des Handelns ver- hindert. In der Trägheit verliert der Habitus seine Zukünftigkeit, obwohl das durch ihn in Gewohnheit manifestierte Handeln durchaus noch zukunftsge- richtet ist. So ist bspw. das intentionale Handeln des *homo oeconomicus* ein Handeln, das auf zukünftigen Gewinn gerichtet ist, jedoch jede Anpassung der eigenen Handlungslogiken zugunsten von >rationaler Risikoabwägung<, Kausalität und individueller Kontrolle negiert. Man kann hier durchaus von einem situationalen oder situierter Handeln sprechen, in dem die Situation gekannt und aufgenommen wird. Handlungen basieren auf Gewohnheiten, die durch genau diese Situation erlernt wurden, die aber die Situation selbst nicht überschreiten und diese auch nicht verändern. Es ist ein individuelles Handeln *in* der Situation, anstatt ein relationales Handeln (*mit*) der Situation.

Ein zukunftsbasierter Handeln hingegen ist ein Handeln, das von seiner spekulativen Anpassung zum Milieu ausgeht und diese zur Grundlage seiner Ausrichtung nimmt. Das Milieu wird dabei als wichtiges Element des Habitus aufgenommen und in die Handlungen ein- bezogen. Die Bezeichnung >zukunftsorientiert< kann dabei irreführend sein, da Zukunft nicht etwa dem Handeln vorausgeht, sondern erst durch dieses hervorgebracht wird. Das Hervorbringen neuer Situationen ist immanenter Bestandteil eines relationalen Verständnisses habitualisierten Handelns. Es ist – so könnte man sagen – trans-situational, es überführt Handlungen von einer Situation in eine zukünftige, wobei dabei auch hier zu beachten ist, dass diese Situation nicht dem Handeln vorgängig ist, sondern erst durch dieses geschaffen wird. In der Handlung wird die Situation zu einer neuen Situation. In der Verbindung von Zukunft und Situation wird das Handeln ein *Handeln des Szenarios*. Das Szenario liegt dabei in der Relation des Handelns und nicht in der Imagination einzelner Daten. Oder, um an das Voka- bular von Bernstein anzuknüpfen: Handlung ist Modellierung und folgt nicht einfach einem Modell. Ein Szenario ist immer eine Verbindung von Hand- lungen zu ihrem Milieu und damit zu anderen Handlungen. Das Handeln des Szenarios ist kein individualisierter Prozess, sondern kann sich nur als eine zeitliche Dimension der Zukunft in der Rationalität des Handelns entfalten.

Auch wenn im zukunftsisierten Handeln die Möglichkeit liegt, Machtverhältnissen, die auf der Trägheit des Habitus und den damit einhergehenden Politiken individuell-rationalen Handelns beruhen, zu entkommen, so ist es keineswegs emanzipatorisch *per se*. Durch seine Anpassungsfähigkeit an zukünftige Milieus wirkt die Macht des Habitus mit voller Kraft. Als relationale und situationsverändernde Kraft produziert der Habitus gerade jene Milieus, in denen er am meisten »zu Hause« ist oder in denen das Handeln die stärksten Effekte hat. Es ist ein operatives oder »präemptives« Handeln, um hier ein Konzept Brian Massumis aufzunehmen, das sich nicht mehr nach dem ihm zugeneigten Milieu richten muss, sondern diese durch sein Handeln selbst erschafft.⁶ Es ist der Habitus eines Donald Trump, dessen Handeln nicht auf die Bedürfnisse eines bestimmten Milieus und einer bestimmten Wähler*innenschaft gerichtet ist, sondern mit jeder Handlung zugleich deren Zustimmung generiert. Es ist die von Rechtspopulist*innen immer wieder beschworene »Politik der Tat«, in der die Handlung als Handlung zählt und damit ihre eigene Wertschätzung schafft. Jene spekulativen Dimension, der immer auch die Möglichkeit zum Scheitern innewohnt, ist der Trägheit der Relationen gewichen, die Handlung und Milieu scheinbar in eins fallen lassen. Zukunftsgerichtetheit ist hier selbst zur Zukunftsbasiertheit geworden. Selbstaffizierung ist der Modus ihrer Politik.

Bourdieu hat seine Studien zum Habitus vor allem im alltäglichen Handeln angesiedelt. Während der Alltag oftmals als etwas gilt, in dem durch die starke Dominanz der Gewohnheit und des habituallisierten Handelns das Neue und Zukünftige keinen Platz hat, so war es ebenso Bourdieu, der durch seine relationale Konzeption des Habitus sowie durch sein Nachdenken über die Prekarität die Zukünftigkeit erneut in den Alltag eingetragen hat. Im Alltag, so zeigen Bourdieus Studien – wie auch eine ganze Reihe feministischer Texte – wird das Handeln zum umkämpften Feld männlicher Herrschaft.

Während die Biographie allzu oft – in Form von CVs bei Jobinterviews oder literarisch als Autobiographie publiziert – das aktuelle Handeln als Produkt individueller Gewohnheiten erklärt und herleitet, haben feministische Autor*innen seit langem auf die Rationalität und die Zukünftigkeit gerade dieser Gewohnheiten und des durch diese Gewohnheiten hergestellten Alltags hingewiesen. Wenn Chris Kraus in *I Love Dick*

6

Vgl. Brian Massumi, *Ontopower: War, Powers, and the State of Perception*, Durham: Duke University Press, 2015, 5.

über ihr Leben in Form (spekulativen) Begehrens, des Briefeschreibens und der Beziehungsgefüge, durch die sie sich bewegt, beschreibt, wenn Paul B. Preciado in *Testo Junkie* über die Einnahme von Testosteron schreibt, die sein Verhältnis zu Welt verändert, oder wenn Cassie Thornton in *The Hologram* eine selbstorganisierte, auf *peer-to-peer*-Beziehungen basierende feministische Gesundheitsfürsorge vorschlägt, dann wird hier der Alltag vor allem als Beziehungsgefüge beschrieben.⁷ Während das autarke und intentional handelnde Ich hinter sich gelassen bzw. in eine Ich-Fiktion, wie Isabel Mehl schreibt, überführt wird, wird die Biographie zur Beziehungsarbeit.⁸ Durch Formen der Autofiktion (Kraus), des spekulativen Selbstversuchs (Preciado) und der *radical imagination* (Thornton) werden der Alltag und die Biographie zur Arbeit mit und an Beziehungen – Beziehungen des Milieus, der Vergangenheit und der Zukunft. Dort, wo die Autor*innen das Handeln als Modulation der Beziehung zu anderen Handlungen (aktuellen und zukünftigen) fassen, wird Alltag szenatisch. Alltag ist dann nicht mehr die bestimmende Struktur rein vergangenheitsbasierter Gewohnheiten, sondern ein Handeln mit dem Als-ob.

Szenarisches Handeln, wie es hier und in den erwähnten Texten ge- und beschrieben wurde, zeigt die Prekarität, die in der Hinwendung zu den Beziehungen des Milieus liegt. Ihre Unsicherheit artikuliert sich in folgenden Fragen: Welche Handlungen werden aufgenommen? Welche Effekte generieren sie? Und welche Handlungen werden gerade nicht wahrgenommen und laufen ins Leere?

Die Dominanz eines z.B. männlichen Handlungssubjekts führt zu einer Reduzierung der Gewohnheit auf die Vergangenheit und wertet damit habituelle Formen spekulativer und prekärer Handlungs-

7

Vgl. hierzu: Chris Kraus, *I love Dick*, Los Angeles: Semiotext(e) 2006; Paul B. Preciado, *Testo Junkie*, Berlin: b_books 2016; und Cassie Thornton, *The Hologram: Feminist, Peer-to-Peer Health for a Post-Pandemic Future*, London: Pluto Press 2020.

8

Isabel Mehl schreibt: »Das Ich, das hier entworfen wird, hat an das autarke Ich nie geglaubt. Es begreift sich immer schon in Beziehung zu anderen, ist ein per se soziales Ich und in diesem Sinne trotz der Auseinandersetzung mit weiblicher Erfahrung nicht exkludierend. [...] Dieses kollektive Potenzial ist es, was an der Ich-Fiktion politisch relevant ist.« Isabel Mehl, »Die Ich-Funktion«, in: *Texte zur Kunst*, <https://www.textezurkunst.de/articles/die-ich-funktion/?highlight=isabel%20mehl> (11.9.2019). Siehe auch meinen Text; »Das Leben schreiben. Chris Kraus Ich-Operationalisierung«, in: *Probehandeln.blog*, <https://probehandeln.blog/ein-leben-schreiben/> (19.5.2020).

weisen ab. Dieses Handlungssubjekt begreift sich zwar nicht mehr unbedingt als autonomes, jedoch versteht es sich als eines, dessen imaginäre Kohärenz durch »eigene« Gewohnheiten hergestellt wird. Das Milieu ist dann lediglich als Grund und Selbstbestätigung seines Handelns dienlich. Das Szenario und die eigene Abhängigkeit vom Milieu wird nur im Sinne einer auf sich selbst gefalteten Bestätigung geduldet: Modell statt Modellierung, individuelles statt szenarisches Handeln. Und so sind die Texte von Kraus, Preciado und Thornton als Aufforderung zu verstehen, Techniken zu entwerfen, die die Gewohnheit der Vergangenheit entreißen, das Handeln szenarisch machen und die Zukunft nicht auf etwas reduzieren, nach dem wir uns richten, sondern diese selbst Teil des Habitus werden lassen.

Und so sind die Texte von Kraus, Preciado und Thornton als Aufforderung zu verstehen Techniken zu entwerfen, die die Gewohnheit der Vergangenheit entreißen, das Handeln szenarisch machen und die Zukunft nicht auf etwas reduzieren, nach dem wir uns richten, sondern diese selbst Teil des Habitus werden lassen.

Das Werden ersetzt so das Sein, dem eine fortwährende Veränderung, eine affirmative und produktive Vorläufigkeit eingeschrieben ist; die Performance das vermeintlich Authentische, in der unterschiedliche Rollenmuster durchlaufen werden, um auch andere psycho-physische oder sprachliche Zustände einzunehmen, um sich der Zukunft gegenüber stets offen zu verhalten; nicht das Sein bestimmt in diesem Habitus das Werden, vielmehr das Werden das Sein.
Nehmen wir etwa Preciado. Der Philosoph hat – soviel erst einmal zum Habitus – in der eigenen autotheoretisch angeworfenen Körpertechnik den Motor für eine Ästhetik der Herausstellung gefunden. Dies wird selten angenerkt, lässt sich aber allein schon daran festmachen, dass Preciado in seinen Covid-19-Ausführungen Überlegungen von Michel Serres, Jean Baudrillard et al. aufzugreifen scheint, dies aber nicht expliziert. Doch darum soll es jetzt nicht gehen ...

Wie kann man also die Zukunft öffnen und sie nicht auf die Projektelperspektive unseres gegenwärtigen Probehandelns reduzieren, wie kann man die Zukunft dem Projekt entreissen, das unweigerlich von jetzt in eine Zukunft verläuft, die jedoch nur als Verlängerung meiner projektiven Gegenwart erscheint?

Technik als **tekne**, als craft oder ars, würde dann zu einer Art neuer Zeremonie; gedacht als neue Schriftfolgen, explizit erfunden als Szenen, die schon heute eine etwas andere Gangart einüben. Und Zeremonie, denken wir an Leslie Marmon Silko, ist damit immer schon kollektiv.

(A4, B5, C2, D4, E6, F2) Und ja, das hier ist ein akademischer Vortrag auf einer großen, wichtigen Konferenz und ab und zu nickt mir einer von den älteren Herrschaften hier ermutigend zu, wenn er oder sie gerade einmal von seinem Handy aufblickt, auf dem er seine Flugdaten für die wöchentliche Heimreise übers Wochenende gecheckt hat, aber Scheisse, ver-dammte Scheisse, wir reden hier darüber, dass Gewohnheiten produktiv und flexibel sind, sitzen dann aber hier weiter auf unseren Ordinarienärschen und solchen, die es noch werden wollen und was ändern wir eigentlich an unseren Gewohnheiten? Unser Betrieb läuft immer noch, wenn ihn nicht gerade mal ein Virus lahmtlegt, weiter wie eine Bohrinsel aus dem sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts, die man mitten in ein norwegische Korallenriffe gesetzt hat – denjenigen, die sich mit Kaltwasserkorallen nicht auskennen, empfehle ich die einschlägigen Publikationen von Dusso, Form, Freiwald und Vossen – und wir kommen uns so tough vor wie echte Ölarbeiter in ihrem Mikrokosmos – aber die Herausforderung ist nicht kleiner als diejenige, mit einer Bohrinsel noch etwas anzufangen, die man stillgelegt hat.

nach Paul B. Preciado *Kontrasexuellem Manifest*.
Um die Sache mit dem Dildo und dem Anus ein bisschen besser nachvollziehen zu können, durchforstete Sophie Bürk Thääng mehrere russische Online-Bibliotheken

Geschichten und Bilder, an die wir uns so lange gewöhnt haben, dass wir gar nicht anders können als uns nach ihnen zu richten? Wir sind eingespannt zwischen dem Wunsch nach dem Verlernen eingebüter Sichtweisen und der Sehnsucht, dass viele Dinge so bleiben, wie wir sie kennen.)

VON BOHRINSELN UND KORALLENRIFFEN. EINE ALEATORISCH MOTIVIERTE ROLLENPROSA

[Das Würfelergebnis (»Iactum«), das bei der Ausführung dieses Textes zur Anwendung kam, bezieht sich auf den »Übergabewürfel« am Ende des ersten Teils des Beitrags »Exnovation: 42 Würfelwürfe«.⁹]

IACTUM ÜBERGABEWÜRTEL

A4 = Einstieg: Überschwemmungen; B5 = Stil: anarcho-poetisch; C2 = Gattung: Paper (akademisch); D4 = Utopischer Entwurf: Bohrinsel; E6 = Nebenmotiv: Tiefwasserkorallen; F2 = Politischer Unterton: links

AUSFÜHRUNG

*Achtung: Dieser Text enthält Schimpfwörter und gewaltsame Sprache, die Ihr sittliches Empfinden verletzen könnten.*¹⁰

9

Würfel-Regeln (vgl. auch den Beitrag »Exnovation. 42 Würfelwürfe«, S. 122): Für jede der 6 Kategorien (A-F) wird je einmal gewürfelt. Das sog. »Iactum«, d.h. das Würfelergebnis, muss in der Ausführung verarbeitet werden. Pro Iactum ist eine Streichung erlaubt.

10

Anmerkung der Organisator*innen der Tagung: Denjenigen, die dieser Sektion unserer Tagung selbst beigewohnt haben, wird in unschöner Erinnerung geblieben sein, was bei so vielen respektablen Kolleg*innen Konsterniertheit und auch – gänzlich gerechtfertigte! – Indignation ausgelöst hat. Wie nahe hätte es also gelegen, den Mantel gnädigen Schweigens über diesem Vorfall auszubreiten. Nachdem wir uns dafür entschieden hatten, der altehrwürdigen Tradition zu folgen, das Geschehen unseres Kongresses vollständig abzubilden, also auch die Transkription aller Diskussionen beizufügen, haben wir uns gleichwohl – nicht ohne lange und kontroverse Diskussionen über unsere Vorgehensweise! – dazu verpflichtet gesehen, uns auch in diesem Extremfall an die uns auferlegten Spielregeln zu halten und die unerhörten Äußerungen von XXY hier in ihrer Gänze wiederzugeben. Des Weiteren haben wir es als unsere editorische Aufgabe betrachtet, soweit uns dies möglich war, jene Quellen zu rekonstruieren, auf die sich XXY in dieser fehlgeleiteten Tirade bezieht. Die folgenden Fußnoten stammen also ausnahmslos von uns. Das traurige Schicksal dieser Person ist vielen unter uns geläufig: Sie befindet sich seit

Und ja, das hier ist ein akademischer Vortrag auf einer großen, wichtigen Konferenz und ab und zu nickt mir einer von den älteren Herrschaften hier ermutigend zu, wenn er oder sie gerade einmal von seinem oder ihrem Handy aufblickt, auf dem er oder sie seine oder ihre Flugdaten für die wöchentliche Heimreise übers Wochenende gecheckt hat, aber Scheiße, verdammte Scheiße, wir reden hier darüber, dass Gewohnheiten produktiv und flexibel sind, sitzen dann aber hier weiter auf unseren Ordinarienärschen und solchen, die es noch werden wollen, und was ändern wir eigentlich an unseren (professionellen) Gewohnheiten? Unser Betrieb läuft immer noch, wenn ihn nicht gerade mal ein Virus lahmt, weiter wie eine Bohrinsel aus den Sechzigerjahren des letzten Jahrhunderts, die man mitten in ein norwegisches Korallenriff gesetzt hat – denjenigen, die sich mit Kaltwasserkorallen nicht so auskennen, empfehle ich die einschlägigen Publikationen von Dullo, Form, Freiwald, Beuck und Vossen¹¹ – und wir kommen uns so *tough* vor wie echte Ölarbeiter in ihrem harten Mikrokosmos; aber die echte Herausforderung ist nicht, all das immer weiterzutreiben, sondern sich der Frage zu stellen, wie man mit einer stillgelegten Bohrinsel noch etwas Produktives, Zukunftsweisendes anfangen kann.

Aber stattdessen bohren wir immer weiter als gäbe es kein Morgen, nein, weil wir uns in das Morgen von 1960 zurückträumen – *worldview, vintage modern. Bon, je déraille, weg mit*

langem in wohl dauerhafter Behandlung im Sanatorium des Doktor E., einem exzellenten Kenner der *Psychopathia academica*, über dessen erstaunlichen Behandlungsmethoden wir vor allem durch die Berichte von Guido Schlechtweg und Michail Bugor Kenntnis erlangt haben.

11

Wolf-Christian Dullo: »Die Kaltwasserkorallen am europäischen Kontinentalrand: Das größte Barriere Riff der Welt«, Eröffnungsvortrag zur Wanderausstellung *Kaltwasser-Korallen* (Magdeburg, 13.09.2007); André Freiwald und Lydia Beuck: »Sind die Kaltwasserkorallen durch den Klimawandel gefährdet?«, in: José L. Lozán u.a. (Hg.), *Warnsignal Klima: Die Meere - Änderungen & Risiken*, Hamburg: Verlag Wissenschaftliche Auswertungen 2011, 220–224; Armin Form: *Einfluss des anthropogenen Klimawandels auf die Ökophysiologie der Kaltwasserkoralle Lophelia pertusa*, Doktorarbeit Christian-Albrecht-Universität zu Kiel, MACAU 2011; Kathrin Vossen: *Wachstum und Respiration der Kaltwasserkorallen Tethycyathus endesa und Caryophyllia huinayensis im chilenischen Comau-Fjord*, Doktorarbeit Alfred Wegener Institute for Polar- and Marine Research (AWI), ePIC (electronic Publication Information Center) 2016.

dem Manuskript, aber was heißt das? Dass ich Unsinn rede? Nicht funktioniere, weil ich dem Skript nicht folge, aus dem Habitus gefahren bin? Eine Entgleisung, wie man so schön sagt, aber wie viele hier konnten es gar nicht abwarten, bis mit den Impfstoffen wieder alles aufs alte Gleis gesetzt worden ist und die Maschine, der ganze Betrieb, so weiterlaufen kann wie bisher.

Wenn ich pessimistisch bin – und das bin ich immer öfter –, dann geht mir eine Passage aus Alexander Kluges *Schlachtbeschreibung* nicht aus dem Kopf. Man kann den Roman ja schnell als so eine Art Ausweitung des Anfangs von Stendhals *Chartreuse de Parme* verbuchen – mitten drin in der Schlacht, aber was bekommt man mit, was sieht man: nichts! Und Stalingrad erst, eben – gleiches Strickmuster könnte man meinen, ist ja auch noch viel unübersichtlicher. Freut die Historiker*innen, Zeitzeugen*innen raffen nichts, an die Arbeit, lässt uns mal Wissenschaft machen. Freut die Konstruktivist*innen, Wirklichkeit gibt es nicht, alles nur Kopfkonstrukte. Aber es geht doch um etwas anderes. In dieser Passage beschreibt Kluge nämlich, was mit den Offizieren passiert ist, die man aus Stalingrad ausgeflogen und zurück nach Berlin gebracht hat: Obwohl sie die Schrecken, das Desaster am eigenen Leibe erfahren hatten, war ihnen die ganze Situation, in der sie sich doch selbst befunden hatten, binnen kürzester Zeit absolut unvorstellbar geworden.¹²

12

Alexander Kluge, *Schlachtbeschreibung*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1964., 120f. Kluge findet für dieses Phänomen den Begriff des Atmosphärenwechsels. Er beschreibt es für den General Huber und den Major Toepke, die beide mit der Mission aus dem Kessel ausgeflogen wurden, der Heeresleitung und Hitler die verzweifelte Lage in Stalingrad zu vermitteln. Dieser Atmosphärenwechsel bringt mehrere Anpassungsprozesse mit sich. Einerseits die tatsächliche Affektion der Akteure des Schlachtgeschehens selbst, am prägnantesten in dieser Formulierung [und diese scheint XXY im Gedächtnis geblieben zu sein]: »So flog Toepke aus dem Kessel. Draußen war sofort Atmosphärenwechsel: der Kessel war hier nicht wirklich vorstellbar« (121), aber auch in Beschreibung der langsamen Akklimatisierung des Generals Huber an das Mikroklima der Wolfsschanze, wo er zunächst unter Freunden in behaglicher Runde erzählt (120). Andererseits geht es aber auch um die Notwendigkeit, den Bericht aus dem Kessel selbst zu akklimatisieren, an die Realitätswahrnehmung außerhalb des Kessels anzupassen. Über Toepke schreibt Kluge: »Wenn er nicht in den Ruf kommen wollte, einen Kesselkomplex zu haben, mußte er die Intensität seiner Darlegungen dosieren. Wenn er dosierte, setzte

Ich glaube, daran wird plastisch, was Habitus als Gefüge von Gewohnheiten bedeutet: Es geht nicht nur darum, was man macht, wie man sich verhält, wie man sich gibt, sondern der Habitus ist eine Weltsicht – dieser Spruch, dass man leichter seine Weltsicht ändert als die Weise, wie man seinen Löffel zum Mund führt, ist halt ein Unsinn. Das verwechselt Weltsicht mit Ansichten. Ich tue es wirklich überhaupt nicht gerne, aber da muss ich leider Heidegger mal punktuell zustimmen: Die Seinsweise des Man regelt alle Welt- und Daseinsauslegung und behält in allem Recht oder so ähnlich.¹³ Sobald diese Offiziere zurück in ihrem habituellen

er sich vielleicht nicht durch.« (122). Dies bringt das Dilemma auf den Punkt: Ein Durchdringen ist unmöglich; wer zu vehement an Türen des Empfängermilieus geklopft, wird als derangiert (Kesselkomplex) abgetan. Kluge hat die Kernproblematik aber bereits in dem »Nachrichten« betitelten Vorwort des Romans in den Worten eines Stabsoffiziers auf den Punkt gebracht: »Was ist das für eine Vernunft [...] die die Leute davon abhält, in einer solchen Situation einfach auseinanderzulaufen?« (8). Kluge beantwortet diese Frage über die Jahrzehnte hinweg mit der Feststellung, dass es mit Vernunft allein dabei nicht getan war: »Es geht um den Kern der Wünsche: in Gesellschaft zu bleiben [...] der unabsehbare Wille, in der Nähe des Realitätssinnes zu bleiben [...] vor allem: in Gesellschaft zu verharren.« (ebd.) Für Kluge sind solche Realitäten wie diejenige, die nach Stalingrad führte, nicht nur, wie es auch Luc Boltanski konzipiert, Resultat einer aufwändigen Konstruktionsarbeit, sondern »böse Fiktionen« (7). Diese bösen Fiktionen sind letztlich aber verwoben oder sogar identisch mit jahrhundertealten kollektiven Gewohnheiten des Denkens, Wünschen, Handelns. Dies ließe sich durchaus mit Tardes Begriff der *croyance* in Beziehung setzen. Kluges literarische Programmatik, die er in dieser »Nachricht« skizziert, ist nun eine doppelte: Erstens radikaler Antirealismus, um die böse Fiktion des Realitätssinns zu durchlöchern und zweitens die pluriperspektive Rekonstruktion der Geschehnisse, weil »Erinnerungsloskeit irreal ist« (ebd.). Der mittels eines Zitates eines Zeitzeugen explizit benannte Waterloo-Effekt: »Ein Unglück wie Stalingrad hat den Vorteil, daß es unmöglich mit zwei Augen zu sehen ist. So sah keiner von uns alles...« (ebd.) ist nicht Kronzeugenspruch für die Nicht-Existenz von Realität im allgemeinen Konstruktivismus, sondern Ausgangspunkt für die Arbeit an einer besseren Rekonstruktion der Geschehnisse, als sie die böse Fiktion des Realitätssinns (und die Narrative der Kriegsheimkehrer) lieferten.

13

Tatsächlich heißt es bei Heidegger: »Abständigkeit, Durchschnittlichkeit, Einebnung konstituieren als Seinsweisen des Man das, was wir als »die Öffentlichkeit« kennen. Sie regelt zunächst alle Welt- und Daseinsauslegung und behält in allem Recht«. Martin Heidegger, *Sein und Zeit* [1927], Tübingen: Max Niemeyer 2011, 127.

Milieu waren, hat dieses so viel Macht über sie gewonnen, dass es ihre gemachten Erfahrungen überstimmt und ausgeblendet hat. Die waren einfach zu abweichend, um wahr bleiben zu können.

Und deswegen ist die Gewohnheit eine Existenzweise, wie Latour meint¹⁴ – der vielleicht gar nicht weiß, wie recht er hat, weil es auch bei ihm eher ums Machen geht: Weil sie das Fundament einer Ontologie legt. Gabriel Tarde hat das schon gesehen, wenn er über Gewohnheit (*coutume*) und Mode spricht – und mit Mode meint er nichts anderes als eine Gewohnheit, die sich synchron, unter Zeitgenossen herausbildet, man kann also beides als Gewohnheit-*habitude* zusammenfassen. Denn am Ende führt er ja alles auf Begehrten und Glauben (*croyance*) zurück:¹⁵ Was wir glauben, bestimmt, was wir wahrnehmen, und was wir glauben, beruht auf der Sedimentierung von Gewohnheit-*coutume* und Gewohnheit-Mode – so bauen wir unsere Korallen, in denen wir wohnen und aus denen wir hinausschauen – oder eben auch nicht mehr. Gewohnheit ist dann ein starker Filter.

Und natürlich sind Gewohnheiten inkorporiert, aber es ist auch zu kurz gegriffen, nur auf den Körper zu schauen und selbst auf Nachahmung, auf das Zwischenmenschliche. Die Gewohnheiten sind natürlich überall um uns herum eingeschrieben, ausgelagert, delegiert, nicht nur in Institutionen, sondern in alle Objektensembles und Habitate, die uns umgeben.

Deswegen, ja klar, man sollte total sein Leben ändern und ständig an seinen Gewohnheiten arbeiten, damit sie keine Roboterlizenzen werden, aber summiert oder meinewegen multipliziert sich all das Mikro genug, damit es den Makroeffekt hat, den es braucht? Und wie produziert das eigentlich Effekte in einer Gesellschaft, die längst flexibel-normalistisch auf Kontrolle und Performanz macht, *life long learning*, in der uns doch sowieso ununterbrochen gepredigt wird, dass wir uns ständig neu anpassen und neu erfinden sollen?

14

Bruno Latour, *Enquête sur les modes d'existence. Une anthropologie des modernes*, Paris: La Découverte 2012, 261–283.

15

Gabriel Tarde, *Les lois de l'imitation*, Paris: Les Empêcheurs de penser en rond 2001 (= *Oeuvres de Gabriel Tarde*, hg. von Eric Alliez, deuxième série, Bd.1), zu Sitte und Mode vgl. 301ff., zu Begehrten und Glauben passim.

Andere haben hier ja schon viel Kluges dazu gesagt, Allianzen bilden mit minoritären Gruppen, gerade auch mit Nicht-Modernen, und von deren Techniken und Praktiken lernen, absolut! Tarde rigoros: keine Veränderung aus der eigenen Gesellschaft heraus, das geht nur, wenn man offen für Eindrücke aus anderen Gesellschaften und aus der Natur bleibt.¹⁶ Klar: Natur, schwieriger Begriff, aber gemeint ist, dass man über das Inzuchtmilieu des rein Menschlichen hinausgelangt – und Simondon sieht das übrigens genauso.¹⁷ Aber reicht unser Vorstellungsvermögen wirklich aus, um uns in ein Außerhalb jener Normalität zu versetzen, in der wir im globalen Norden existieren und wie konsequent kann man darin tatsächlich sein? Ist nicht der Normalismus, die Normalität, die Falle, in der wir sitzen, ist das nicht unser fundamentalster, am tiefsten sitzender Habitus? Und wieder: Dabei geht es nicht nur, wie bei Jürgen Link, darum, welches Verhalten normal oder nicht mehr normal ist.¹⁸ Luc Boltanski ist da vielleicht interessanter, weil er gezeigt hat, wie im 19. Jahrhundert mit den Nationalstaaten die Versicherung einer stabilen Realität entsteht, also die Garantie für eine Weise, die Welt wahrzunehmen¹⁹ – an den beiden Weltkriegen²⁰ oder am Aufkommen des Nationalsozialismus sieht man ja, wie diese Normalität gegen die Wahrnehmung gegen die Antizipation ihrer eigenen Unterbrechung immunisiert, und bei Trump, diesem grenzdebilen faschistischen Zombiejoker, für den schon ein Plätzchen in einem der untersten Höllenkreise reserviert ist – seine

16

»Si l'être social n'était pas en même temps un être naturel, sensible et ouvert aux impressions de la nature extérieure et aussi des sociétés étrangères à la sienne, il ne serait point susceptible de changement. Des associés pareils resteraient toujours incapables de varier spontanément le type d'idées et de besoins traditionnels que leur imprimerait l'éducation des parents, des chefs et des prêtres, copiés eux-mêmes du passé.« Ebd., 139.

17

Gilbert Simondon, »Ergänzende Bemerkung zu den Konsequenzen des Individuationsbegriffs«, in: Illka Becker u.a. (Hg.): *Unmenge – Wie verteilt sich Handlungsmacht?*, Paderborn: Fink 2008, 45–74, hier 54, 64ff.

18

Jürgen Link, *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1997.

19

Luc Boltanski, *Énigmes et complots. Une enquête à propos d'enquêtes*, Paris: Gallimard 2012, 19–70, vor allem 38ff.

20

Für den Ersten Weltkrieg vgl. Christopher Clark, *The Sleepwalkers. How Europe Went to War in 1914*, London u.a.: Penguin 2013.

contrappassi kann sich ja jeder selbst ausmalen – konnte sich 2016 ja auch keiner vorstellen, dass er gewählt wird. Vielleicht heißt ja modern sein überhaupt nichts anderes, als das: innerhalb dieser Normalitätsversicherung zu existieren, die so stark ist, dass sie als Glaube und Ideal auch bei denen weiterexistiert, die faktisch längst zumindest teilweise davon exkludiert sind – oder nur noch die Obsession haben, unbedingt dabeizubleiben – und dies nicht als Chance für Anderes, sondern nur als bedrohliche Stresssituation erleben. Es heißt ja immer so schön, Not mache erfiederisch, aber ich bezweifle, dass in Stresssituationen noch besonders viel Plastizität der Gewohnheiten übrigbleibt. Stattdessen sklerotisiert das und man klammert sich an erstarrten und destruktiven Mustern fest und verweigert die Realität – sind Rechtspopulismus und Faschismus nicht genau das? Und selbst von diesem Rezidivkarzinom abgesehen, das seine Metastasen gerade überall streut – aber wie kann man davon absehen, wenn man statt gegen den Klimawandel jetzt sogar erst einmal für die Demokratie kämpfen muss? Wie lässt sich ganz generell der Teufelskreis durchbrechen, dass bei der komenden, unausweichlichen Verschlechterung der Lebensverhältnisse durch den Klimawandel die Reaktionen immer verzweifelter werden, der Horizont immer kürzer und das Handeln immer zerstörerischer wird?²¹ Vor allem, wenn die Infrastruktur dieses modernen Normalismus, der Fels, auf den wir die Kathedralen unserer Modernität gebaut haben, fossile Brennstoffe sind, Petro-Moderne²² gleich Petro-Normalismus, und genau deswegen ist das historisch absolut abnormal, aber selbst wenn man sich das klar macht, ist das Ende dieses Ausnahmezustands wirklich vorstellbar?

Jared Diamond nennt zwei Faktoren, die Gesellschaften vor dem ökologischen Kollaps bewahrt haben: langfristige Planung und die Fähigkeit, ihre Kernwerte in Frage zu stellen.²³

21

Vgl. David Wallace-Wells, *The Uninhabitable Earth. Life after Warming*, New York: Tim Duggan Books 2019.

22

Vgl. Amitav Ghosh, »Petrofiction. The Oil Encounter and the Novel», in: *New Republic* 206.2 (1992), 29–34; ders., *The Great Derangement. Climate Change and the Unthinkable*, Chicago/London 2016. Vgl. auch Stephanie LeMenager, *Living Oil – Petroleum Culture in the American Century*, Oxford u.a. 2014.

23

Jared Diamond, *Collapse. How societies Choose to Fail or Survive*, London u.a.: Penguin 2011, 522f.

Ist das alles, was ihm nach 500 Seiten einfällt, denkt man erst einmal, aber es ist enorm viel, wenn es darum geht, das zu verwirklichen. Weil es nicht auf der Ebene individueller Entscheidungen stehen bleiben kann, sondern auf politischen Entscheidungen beruht, die das Leben aller in vielen Bereichen einschneidend betreffen und verändern, was natürlich in heutigen modernen Gesellschaften als massiver Eingriff und als Einschränkung empfunden wird. Und dann kann man nicht, natürlich nicht, von allen Maßnahmen im Voraus wissen, wie sie sich tatsächlich auswirken, vielleicht erweist sich eine vermeintliche Verbesserung als kontraproduktiv – also Langfristigkeit in der Ungewissheit mit ständiger Notwendigkeit zur Korrektur – Planen für das Nichtplane und Nichtplanierbare, also gerade nicht modern planen, sondern für eine gefaltete Zukunft, also für eine, die nicht nur mannigfaltig ist, sondern unübersichtlich, von der wir nicht wissen, wie sie sich ausfaltet – Wissenschaft als Affirmation ihrer Grenzen, als Unge-Wissenschaft. Eine neue, alte Zuversicht braucht es. Zuversicht heißt ursprünglich »Vorausschau«, wie in »sich mit einer Sache versehen« – aber dabei eben akzeptieren, dass man sich immer auch versehen kann, dass das Versehen dazugehört, ohne dass gleich das Empörungsgeheul in den asozialen Medien anschwillt.

Und dann schaue ich auf Covid-19 und frage mich, ob mich das jetzt zuversichtlich stimmen soll? Statt zu kapieren, dass Wissenschaft angesichts von etwas Unbekanntem immer *science in the making* ist, dass Covid-19 ein epistemisches Objekt ist, das konstruiert werden muss, um real zu sein – Entrüstung, dass nicht alles schon fertig im Schrank steht:²⁴ Die Wissenschaftsmythen fressen ihre eigenen Kinder. In welchen hysterischen Wahnszustand haben sich viele angesichts vergleichsweise moderater Einschränkungen hineingesteigert? Klar, das war immer noch eine – immer weiterwachsende – Minderheit, aber a) war immer der Deal, dass alles wieder werden soll wie vorher, und dann ging es b) jedem *selbst* und den *Seinen* ja potentiell ganz direkt an und in den eigenen Leib.

Was passiert, wenn a) und b) nicht gegeben sind? Hat Covid-19 vielleicht nur an der Oberfläche gekratzt? Und

24

Vgl. hierzu Bruno Latour, *Science in Action. How to follow Scientists and Engineers Through Society*, Cambridge: Harvard University Press 1987.

dann haben wir uns alle doch insgeheim darüber gefreut, dass der Klimawandel da ist und wir im November im Freien mit Freunden zusammensitzen konnten. Da denken und fühlen wir wieder nur mit unserem Körper, der sich über die warme Sonne freut oder über die Blumen, die noch auf dem Balkon blühen. Und das reicht eben nicht.²⁵

Was aber ist mit unseren Gewohnheiten als Wissenschaftler*innen? Das eine ist ja, dass in unserer Branche das Renomme im Gleichschritt mit den Bonusmeilen für Überseeflüge anwächst und ganze Lebensentwürfe darauf beruhen, dass man wöchentlich mit dem Flugzeug vom Wohnort zum Arbeitsplatz ›pendelt‹. Aber das war nicht mal das Erste, woran ich gedacht habe, als mir vorhin das Bild von der Bohrinsel durch den Kopf schoss. Eher an den *oil peak*. Lange bevor der Begriff in Zeitungsartikeln die Runde machte, hat Michel Serres schon auf das Phänomen des stetig abnehmenden Ertrags in der Wissenschaft hingewiesen.²⁶ Immer mehr Equipment, um immer tiefer zu bohren für die letzten Tropfen. Wenn man danach geht, dann ist unsere *industria* längst in der Phase des Fracking angekommen – und das soll nicht heißen, dass nicht ständig Spannendes passiert und es nicht auch Innovation gibt. Was ich meine, ist etwas anderes: die Illusion, dass man ›Innovation‹

25

Hier geht es offenbar um doppeltes Problem: Zum einen, dass Klima und Klimawandel nicht mit unseren körperlichen Sinnen erfassbar sind. Was natürlich nicht heißt, dass sie nicht in einer Referenzkette technischer Mediationen sichtbar gemacht werden könnten. Latour hat das so formuliert: »Pour la croyance à en Dieu, on ne possède pas le réseau d'instruments, de laboratoires, de satellites, qui permettrait d'obtenir, de compiler et de modéliser les données dont on dispose pour le climat [...] le réchauffement global est exactement aussi invisible à l'œil nu, à l'œil non équipé par les sciences...« – im Gegensatz zu Gott kann die Erderwärmung sehr wohl sichtbar gemacht werden, also *kognitiv* erfassbar. Dies reicht aber nicht: Was Simondon für die Technik konstatiert hat, nämlich das gestörte *affektive* Verhältnis im Umgang mit dieser, gilt umso mehr für das, was sie zu sehen gibt, sobald es etwas anderes ist als das eigene Bild, die eigene Spezies (oder niedliche Tiere). Bruno Latour, »Jubiler ou les tourments de la parole religieuse« [2002], Paris: Les Empêcheurs de penser en rond/La Découverte 2013, 47; Gilbert Simondon, »Die technische Einstellung«, in: Erich Hörl (Hg.): *Die technologische Bedingung. Beiträge zur Beschreibung der technischen Welt*, Berlin: Suhrkamp 2011, 73–92.

26

Michel Serres: *Le Parasite* [1980], Paris: Hachette 1997, 41ff.

zum Standard erklären kann. Die Fiktion, dass man permanent verlässlich, auf Bestellung und mit Methode das Neue und Innovative produzieren kann und muss. Und das nicht nur mit gleichbleibendem Output, sondern mit ständig wachsender Förderleistung! Wir überschwemmen den Markt mit ständig neuen Publikationen und Projekten, in der Hoffnung, große Wellen zu machen im neoliberalen Verdrängungswettbewerb.

Während Schriftsteller*innen oder Komponist*innen längst die Prätention, total originell sein zu können und das völlig Neue zu schaffen, abgelegt haben, geben wir die Hardcore-Modernen, und je länger je lieber, je mehr wir die *hard sciences* nachäffen, die unabirrt nach der Avantgarde-Logik der Modernen funktioniert und so ständig die Monokultur der linearen Zeit reproduzieren, von der Boaventura de Sousa Santos spricht.²⁷

Und, nicht ganz nebenbei bemerkt: Eine Gefahr von Covid-19 ist doch, dass dabei auch die Vormachtstellung dieser *hard sciences* noch unangreifbarer wird und in Bausch und Bogen alles, also auch jedes nicht-moderne Wissen, als irrationaler Hokuspokus verdammt wird, was nicht einer sehr engen Vorstellung von westlicher Wissenschaft entspricht: Man ist ja sogar zu arrogant, um das Wissen asiatischer Wissenschaftler*innen anzunehmen²⁸ – so, wie man sich wochenlang starrsinnig dagegen gewehrt hat, die Wirksamkeit von Masken anzuerkennen.²⁹

Und natürlich hängt das eine mit dem anderen zusammen: Die Ideologie des Neuen ist ein probates Mittel, um sich im wissensökonomischen Wettbewerb – gerne auch als mora-

27

Boaventura de Sousa Santos, *Epistemologies of the South. Justice Against Epistemicide* [2014], Oxon und New York: Routledge 2016, 173 und (zum Gegenmodell einer Ökologie der Zeitlichkeiten) 176f.

28

Hierzu aktuell der Essay von Jürgen Gerhards und Michael Zürn, »Corona offenbart die westliche Arroganz. Dass Deutschland in Sachen Pandemiebekämpfung nicht von Erfolgen aus Asien profitieren wollte, hat vor allem mit postkolonialer Ignoranz zu tun«, in: *Tagesspiegel*, 9.2.2021, <https://www.tagesspiegel.de/politik/warum-wir-nicht-von-asiatischen-laendern-lernen-corona-offenbart-die-westliche-arroganz/26893480.html> (11.2.2021).

29

Vgl. das Interview mit George Gao, das am 31. März 2020 in *Le Monde* vom 31. März 2020 erschienen ist (https://www.lemonde.fr/idees/article/2020/03/31/ne-pas-porter-de-masque-pour-se-protéger-du-coronavirus-est-une-grande-erreur-affirme-un-haut-scientifique-chinois_6035064_3232.html, 11.2.2021), während

lisch überlegen – zu positionieren, und deswegen deklariert man ständig Positionen, Denkweisen, etc. als gänzlich überholt, um sie exkludieren zu können. Und selbst wenn wir uns für nicht-modernes Wissen interessieren, dann müssen wir aufpassen, dass wir es nicht als Brennstoff für unsere (persönlichen) Avantgardemaschinen missbrauchen. Aber links zu sein, kann wirklich nicht mehr heißen, diesen elitären, oft auch totalitären Gestus zu reproduzieren.

Klar, ja, im Grunde glauben ohnehin nicht mehr allzu viele von uns an dieses Neue, aber wenn es ernst wird, wenn es um Karriere und Gelder geht, dann spielen wir alle brav weiter nach diesen Regeln. Und haben nicht nur unsere Moden, sondern rufen auch so schnell einen *turn* nach dem anderen aus, bis uns schwindlig genug ist, dass wir vergessen, wie oft wir uns im Kreis gedreht haben und, dass wir doch wieder das gleiche Öl in neue Fässer (und manchmal auch denselben Bull in neue Dosen) abgefüllt haben. Warum also nicht die Regeln ändern?

Ich weiß, klingt alles nach performativem Selbstwiderspruch: Weg mit der Religion des Neuen, etwas Neues muss her – und das ausgerechnet jetzt, wo es doch neue Denkweisen und Lösungen braucht für nie dagewesene Probleme? Aber anstatt weiter zu glauben, dass das Rad ganz neu erfunden werden muss (was natürlich großartige *business opportunities* eröffnet), kann man ja, da sage ich nichts Neues und will es auch gar nicht, von dem lernen, was andere schon besser und klüger machen oder gemacht haben. Ich weiß, das Bild ist auch schief, aber erst mal *faute de mieux*, könnten wir uns nicht eher als Korallenbauern und -gärtnerinnen verstehen, denn als Ölarbeiter?

Ok, ich glaube, hier muss mal langsam jemand anderes übernehmen, vielleicht kann ja doch jemand was damit anfangen, wie aleatorisch auch immer der Auslöser war Aber um was es wohl geht, in einem Satz: Können wir uns eine Ökologie unserer Gewohnheiten und Praktiken vorstellen – nicht allein ein Wissen *um* Ökologien, sondern eine Ökologie *des* Wissens anstelle unserer Wissensökonomie, die doch auf derselben Fiktion von stän-

digem Wachstum, auf der Akkumulation von Kapital, auf Obsoleszenz, Externalisierung und Exklusion beruht wie die kapitalistische Ökonomie *tout court*?

In einem Satz: Können wir uns eine Ökologie unserer Gewohnheiten und Praktiken vorstellen – nicht allein ein Wissen um Ökologien, sondern eine Ökologie des Wissens anstelle unserer Wissensökonomie, die doch auf derselben Fiktion von ständigem Wachstum, auf der Akkumulation von Kapital, auf Obsoleszenz, Externalisierung und Exklusion beruht wie die kapitalistische Ökonomie *tout court*?

Eine Ökologie des Wissens würde auf der Vorstellung aufbauen, dass nicht nur die Ökologie es mit Dingen, Materialien und Materien zu tun hat, die in der Welt sind und uns nicht mehr verlassen werden, sondern auch das Wissen; dass das Wissen also nicht immateriell und irgendwie unökologisch verfasst ist, sondern dass auch das Wissen ebenso materiell vorhanden in der Welt ist wie die Lebewesen und ihre Umwelt, dass also auch das Wissen lebt und eine Umwelt hat.

Oder ist die Frage nach der Ökologie, die immer auch eine ökologische ist nicht vielmehr eine, die bestehende Wirtschafts- und Wissensordnungen, gerade durch ihre Involvertheit und durch ihr Handeln in Frage stellt?

Eine Ökologie des Wissens müsste demnach den Raum des Wissens nicht als einen Markt verstehen, sondern als ein Biotop, in dem das Nebeneinander verschiedener Wissensbestände durch die Beziehungen des Unbelebten und Belebten, des Maschinellen und des Maschinengebedieters, der Software und ihrer Nutzer*innen verstanden wird – ein zentraler Bestandteil der Geschichte dieser Beziehungen ist in der Browersehitorie jedes Individuums gespeichert.

In dieser praktischen Ökologie könnten dann nicht nur die Wechselbeziehungen zwischen den Wesen und den von ihnen besetzten Nischen eine Rolle spielen, sondern hätte auch jedes Wissen sein spezifisches Habitat, von dem aus erst die Welt denkbar wäre.

Dies würde verlangen, nicht nur Varianten des Kapitalismus durchzuspielen und außerdem den Versuch neu zu starten, das Ende des Kapitalismus zu imaginieren, anstatt das Ende der Welt dem Gedanken an das Ende dieser Wirtschaftsform vorzuziehen, sondern auch Ökologievarianten zu betrachten. D. h. metaphorische Ökologien bzw. all-/interdisziplinäre methodische Ökologien und gleichzeitig interkulturell kompetente (Natur- bzw. Post-Natur-)Ökologien. Es liegt beinahe auf der Hand, dass die metaphorische Ökologie eine *conditio sine qua non* darstellt. Und sich mit ihr die Frage stellt, welches die Habitate unserer Wissensformen sind, und welche Evolution diese bislang durchlaufen haben.

Wer wiederum ist das Kollektiv-Wir hier, das sich dies nicht vorstellen kann, und für welches der Satz gilt, „es sei leichter sich das Ende der Welt vorzustellen als das Ende des Kapitalismus? Wobei »das Ende der Welt« ja selbst bereits eine unmögliche Vorstellung ist. Beim Versuch, hinter diesen Horizont, hinter das Ende zu blicken, versagen diese.

ÖKOLOGIEN DES WISSENS. AUTOTHEORIE AUF DER AKADEMISCHEN BOHRINSEL

Eine Ökologie des Wissens würde auf der Vorstellung aufbauen, dass nicht nur die Ökologie es mit Dingen, Materialien und Materialien zu tun hat, die in der Welt sind und uns nicht mehr verlassen werden, sondern auch das Wissen; dass das Wissen also nicht immateriell und irgendwie unökologisch verfasst ist, sondern, dass das Wissen ebenso materiell vorhanden in der Welt ist wie die Lebewesen und ihre Umwelt, dass also auch das Wissen lebt und eine Umwelt hat; eine Ökologie des Wissens müsste also eine Materialität des Wissens einschließen oder sogar von ihr ausgehen. Aber was wäre eine Materialität des Wissens und was eine Ökologie? Was wäre eine »Ökologie unserer Gewohnheiten und Praktiken«, wie es oben heißt?

Eine Ökologie des Wissens müsste in der Nähe ansetzen, nicht nur in der Umwelt, sondern in der *unmittelbaren* Umwelt des Wissens – doch was ist die unmittelbare Umwelt von etwas, das erstens von sich sagt, dass es keine Umwelt besitze, und zweitens, dass es das Gegenteil des Unmittelbaren sei? Der erste Gedanke, der mir dazu einfällt, ist der, dass die Frage des Wissens bei mir selbst ansetzen müsste, bei meinen epistemischen Gewohnheiten und Praktiken, bei meinen Weisen zu wissen; dass diese Ökologie kein *Wissen über* ferne und entlegene Umwelten adressieren müsste, sondern dass Ökologie des Wissens heißen müsste: in der Nähe, in meiner Umwelt ansetzend, am besten in der unmittelbaren Umwelt meines Wissens und das heißt: meines Schreibens; dass es sich also um ein Nah-Wissen handeln müsste, das sich in der Nähe des Schreibens und des Schreibenden befindet, ebenso wie ich in den kleinen Beiträgen dieses Buches versucht habe³⁰, das Wissen, auch das theoretische, in meiner Nähe zu halten, ein nahbares Wissen zu entwickeln, ein Wissen, das den Autor oder die Autorin nicht aus-, sondern einschließt und damit autotheoretisches Wissen wäre. Aber was sollte diese autotheoretische Nähe sein, und lässt sich daraus eine

Ökologie des Schreibens entwickeln? Ein Nachdenken über meine Umwelt, über das Zimmer, in dem ich schreibe und in dem ich die meiste Zeit des Lockdowns verbringe, über die institutionellen Kontexte, in denen ich schreibe? Oder müsste ich über meine Schreibwerkzeuge nachdenken, die mir dieses Schreiben ermöglichen, eine Ökologie des Schreibens und der Medien, mit denen ich schreibe?

Beim Lesen der vorangegangenen Texte erhalte ich den Eindruck, dass sie Teil des Problems sind, um dessen Lösung sie ringen. Ich bin absolut einverstanden mit der (wenn auch einigermaßen aggressiv formulierten) Forderung, dass die Gewohnheiten auf der akademischen Bohrinsel thematisiert werden müssen und dass es widersinnig wäre, inhaltliche Vorgaben von der Bohrinsel zu erwarten, während ihre Arbeitsweisen, ihre *procedures* und Rituale unangetastet blieben. Man muss sich auch die Praktiken von Wissenschaftler*innen auf der Bohrinsel ansehen, die normalerweise nicht Teil der akademischen Verhandlung werden, von der Mitarbeiter*innenführung bis zu CO2-Footprints. *D'accord*. Doch denke ich, dass man noch radikaler vorgehen müsste und dass diese Forderung nicht nur die sichtbaren Gewohnheiten auf der Bohrinsel betreffen müsste, die sich oberhalb der Meeresoberfläche befinden, sondern, radikaler noch, auch die unbewussten Praktiken und Gewohnheiten, die sich unsichtbar unterhalb der Meeresoberfläche angesiedelt haben – und damit meine ich nicht nur das Meilenmillionär-Werden eines Teils der *academia*, während der/die andere brav seine/ihre Texte publiziert. Sondern es muss nicht nur um die Inhalte gehen, die von der Bohrinsel kommen, sondern auch um ihr Aussehen, ihre Gesten, ihre Gestaltung und ihre Styles – und all das umgreift ja Bourdieus Konzept des »Habitus«, auf den oben hingewiesen wurde: Eine umfassende Ökologie des Wissens müsste auch buchstäblich die *Forschungsdesigns* thematisieren, die Schreibweisen, die unbewussten und selbstverständlichen akademischen Praktiken – zu deren ersten Regeln es gehört, die eigene Person und das Ich systematisch aus der eigenen Theoriebildung herauszuhalten.

Ich erinnere mich an einen Workshop der Netzwerkgruppe »Anderes Wissen«, der ausgerechnet in einem Walhalla der *academia* stattfand, unter der Ellipse der Bibliothek

des Hamburger Warburg-Hauses.³¹ Inga Zimprich von der feministischen Gesundheitsrecherche gruppe war eingeladen worden, um gemeinsam mit der Gruppe therapeutische Übungen zu Formen ritualisierter und habitueller Gewalt in der akademischen Sozialisierung und Disziplinierung zu praktizieren: Das Repertoire der gemeinsamen Übungen reichte vom Teilen von Erfahrungen zu unterdrückenden oder demütigenden Situationen, die wir (und insbesondere Frauen) in der akademischen Ausbildung erlitten haben, bis zu gemeinsamen Körperübungen und Ritualen, um diese Erfahrungen zu artikulieren und auszuagieren: also alles in allem ein einigermaßen intimes Setting für einen ›akademischen‹ Workshop.

In einer nachträglichen E-Mail zu ihrem Workshop schildert Inga Zimprich das Setting sowie ihre Fragen folgendermaßen:

Ich erinnere mich, dass mein Vorbehalt gegenüber dem Workshop war, welches ›andere Wissen‹ in einer eher homogenen Gruppe von mehrheitlich *weißen* Akademiker*innen gemeint ist und ich mich gefragt habe, welche Wissen durch strukturelle Ausschlüsse nicht anwesend sind und sein können. Meine zweite Frage war, welche Arten zu wissen wir erlernt haben, in uns zu unterdrücken und abzuspalten, um so den normierenden Anforderungen dieser *weißen*, ableistischen Räume besser zu entsprechen. [...]

Wenn wir uns heute in der Akademie den ›anderen Wissen‹ zuwenden, sind das für mich Wissen, die durch ihre Abwesenheit gekennzeichnet sind. Es ist Körperwissen, es sind Gefühle, es sind auch konkrete Körper und Erfahrungen, die in diesen Räumen scheinbar am falschen Ort sind, und sie nicht betreten. Ich habe im Vorfeld zu diesem Workshop überlegt, wie ich damit umgehe, dass ich eingeladen bin, eine Art des Wissens vorzustellen, die ich auch als

³¹

Vgl. <https://www.andereswissen.de/de/netzwerktreffen/unbewusstes-wissen-und-aesthetisches>.

Reaktion auf die Art dieses vorherrschenden Wissens entwickelt habe. Als Reaktion auf die Verletzungen und die Gewaltausübung des Akademischen.

Das andere Wissen, das abwesende Wissen tragen wir aber ebenso in uns. Auch damit geht Trauer einher, und vielleicht macht es Sinn, uns innerhalb der Akademie, so wie sie jetzt ist, uns diesem Wissen zuzuwenden, mit diesem anderen Wissen zu arbeiten, mit ihm in Kontakt zu treten.

Was ich in der Akademie nicht tun sollte
schwitzen
zittern
mit zitternder Stimme sprechen
rot werden
nervös sein
Milcheinschuss haben.

Die Frage ist, ob und wie das Wissen der Akademie zumindest in Berührung gehen kann mit der Gewalt, die es ausübt, mit der Trauer, die es vor sich verbirgt, wenn das andere Wissen auf es zukommt und sein/ ihr Fehlen verdeutlicht.³²

Während einige Workshopteilnehmer*innen erklärten, an derart intimen Übungen nicht teilnehmen zu wollen, fand diese Form, ein anderes Wissen nicht nur theoretisch zu adressieren und zu artikulieren, meine spontane Zustimmung. Ich reagierte instinkтив euphorisch auf die Einladung – weniger, weil mir spontan so viele demütigende Erfahrungen eingefallen wären, sondern weil ich diese Arbeitsform einem ›anderen Wissen‹ angemessen fand. Aufgefordert, mich zu meinen Erfahrungen in der akademischen Sozialisierung zu äußern, machte ich eine verblüffende Erfah-

³²

E-Mail von Inga Zimprich an den Autor vom 15.12.2020. Vgl. Inga Zimprich, »Körperstreik. Feministische Gesundheitsrecherche gruppe«, in: Julia Bee/Gerko Egert (Hg.), *Experimente lernen, Techniken tauschen. Ein spekulatives Handbuch*, Berlin/Weimar: Nocturne 2020, 90–95.

rung: Mir fiel nichts ein – was einerseits auf einen gut funktionierenden Verdrängungsmechanismus hinweisen konnte, oder andererseits darauf, dass ich kaum eine akademische Sozialisierung und Disziplinierung genossen habe. Ich fühlte mich selbst als weißer privilegierter Cis-Mann dennoch als Außenseiter in der *academia*. Ich hatte nichts zu sagen.

Wenn ich die mir vorangehenden Zeilen lese, komme ich jedoch zu einer anderen Diagnose der Malaise der *academia*: Wenn ich in der beschriebenen Weise die unbewussten Potenziale und Schreibweisen mit thematisiere, erhalte ich den Eindruck, dass der beklagte performative Selbstwiderspruch weniger in sichtbaren als in unsichtbaren Praktiken liegt, dass er weniger darin liegt, politisch korrekte Wissenschaft zu verbreiten und damit das eigene Miles-and-More-Konto aufzufüllen, sondern vielmehr darin, eine eigene Aggression zu kultivieren (die sich beispielsweise in Schreibweisen ausdrückt), die seit jeher den besten Antrieb für das Weiterlaufen jener akademischen Maschine liefert, die man selbst beklagt. Schließlich züchtet die akademische Maschine über das gezielte Disziplinieren genau diejenigen Frustrationen, die für die durchschlagskräftigsten Aufstiegsenergien sorgt – seit jeher das beste Schmiermittel für die akademische Bohrinsel.

Ich frage mich, ob man nicht tiefer und an den Wurzeln dieser Empfindungen ansetzen müsste, weniger bei akademischen Konzepten (wie ›Handlung‹ oder ›Ökologie‹), sondern bei den zu Grunde liegenden akademischen Regimen, die zur Fortführung und Streuung der gleichen Praktiken führen? Müsste man nicht eine Archäologie dieser akademischen Disziplinierungen durchführen, die beispielsweise bei den akademischen Schreibweisen und deren Ausschlussmechanismen ansetzen würde? Müsste man nicht das Streben nach Wissensmacht und Diskursherrschaft thematisieren, nach Ruhm und akademischen Ehren, nach Ehrungen, Doktorwürden und Fellowships?

Ich weiß mir angesichts des versammelten akademischen Ehrgeizes nicht anders zu helfen, als in aller Schlichtheit zu rufen: Fangt erstmal bei euch selbst an! Schaut euch an, wie ihr schreibt und was eure Texte antreibt, schaut euch eure eigenen Schreibweisen an, eure *styles*, eure Gesten und deren Ausschlussmechanismen! Mit anderen Worten, um diese Forderungen auch auf mich selbst anzuwenden und um auf

die vom Text oben geforderte Ökologie des Wissens zurückzukommen: Ich habe den Eindruck, eine Ökologie meines Wissens muss mir noch näher kommen, noch materieller verfahren und sich auch mit der Materie und der Materialität meines Schreibens beschäftigen: Gibt es nicht noch näher liegende Medien und Materialitäten des Schreibens? Was wäre denn die *echte* Materialität des Schreibens oder der Theorie?

Mich durchzuckt ein umstürzender Gedanke, während ich darüber nachdenke, wie viele Seiten ich beispielsweise über den Begriff der Materialität verhandelt habe: Vielleicht liegen die *echte* Ökologie und die *echte* Materialität des Schreibens nicht in der Repräsentation von Materialität, nicht im Begriff oder in der Konzeption der Materialität (wie beispielsweise, wenn ich das Wort ›Materialität‹ hinschreibe und meine, sie damit *getroffen* zu haben). Vielleicht müsste eine Ökologie des Wissens und des Schreibens nichts Repräsentierbares oder Diskursivierbares verhandeln, vielleicht bestünde die *echte* Ökologie und Umwelt des Schreibens in der am Schreiben beteiligten Materialität, bestünde in messbaren Gefühlen und Intensitäten des Schreibens, in den empirischen Gefühls- und Schreibschüben beim Notieren und vielleicht schon beim Nachdenken. Mit dieser konkreten und nicht repräsentierten Materialität müsste sich eine schreibende Ökologie beschäftigen: Das wäre die aller konkreteste und nicht-abstrahierbare Umwelt des Schreibens. Vielleicht erreicht man diese ökologische oder archäologische Materialität auch überhaupt nicht schreibend, vielleicht bleiben Ökologie und Archäologie auch immer im Rahmen der Repräsentation.

Gewiss gibt es Modelle, um den Rahmen der Repräsentation zu durchbrechen und zu den Materialitäten des Schreibens durchzudringen, es gibt vor allem literarische, aber auch theoretische Konzeptionen und Praktiken. Und ganz gewiss lässt sich das Schreiben in die Aufzeichnung von Intensitäten, Gefühlsstößen und Schüben transformieren, man kann Dispositive des Empfindens im Schreiben generieren. Seit Nietzsche, Artaud und Guattari, aber auch nach Cixous, Irigaray und Ernaux schreibt man selbst in der Theorie nicht mehr nur *über* Konzeptionen der Materialität und betreibt keine Theorie der Ökologie oder Archäologie; auch in der Theorie lässt sich die Distanz und Mittelbarkeit des Wissens schreibend durchbrechen, auch in der Theorie kann man schreibend nach Intensitäten suchen und die

Repräsentation durchbrechen, auch in der Theorie kann man schreibend nach Themen und Stellen suchen, die einen berühren, die mich nicht kalt lassen, die mich innerlich erhitzten.

Die theoretischen Fragen einer Ökologie des Wissens werden also durch eine Praxis des Schreibens und Beschreibens von Materialitäten ersetzt; topographisch genau beschrieben werden soll die genaue Umgebung und Umwelt der Gefühle beim Schreiben: Wo erhitzt mich mich beim Schreiben, wo kühl ich mich ab, wo bricht Wasser ein – durch welche Hohlräume, welche Schächte dringen die Tränen in mich ein oder durch? Wo kommen die Tränen her, wo die Hitze, wo die Abschottung, durch welche Kanäle kommt sie, in welchen Schichten greift mich das Schreiben an, in welche greift es aus, welche werden übersprungen? Kurz: Ich verwandle meinen Körper wie Nietzsches Dynamometer in ein Sondiergerät, in ein Ausgrabungsgerät, in ein Medium des Schreibens. Ich sondiere in mir, ich suche »die Stellen, an denen es in die Tiefe geht«, wie Freud in seinen frühen archäologischen Schriften einmal schrieb, was ich daran bemerke, dass eine konkrete Topographie des Geschriebenen entsteht, dass es ein Gelände, eine Umwelt des Schreibens gibt mit Abschüssigkeiten und Gefällen, Temperaturen und Widerständen: dass es eine Umwelt und Materialität des Schreibens gibt. Ich schreibe nicht einfach so.

Indem ich die Umwelt, das Gelände und die Topographie des Schreibens detailliert beschreibe, verwandle ich meine Empfindungen vom Subjekt in ein Objekt meines Schreibens: Die archäologische oder ökologische Beschreibung formiert nach Foucault und Guattari das archäologische Objekt. Dieses Objekt ist das konkrete Objekt einer beschriebenen Erfahrung und somit viel konkreter als die archäologischen oder ökologischen Objekte, über die ich normalerweise schreibe: Möglicherweise ist das die einzige Materialität, die mir beim Schreiben *tatsächlich* zugänglich ist, womöglich ist das die einzige Archäologie, die ich schreibend betreiben kann.

Habe ich mich also auf vielen tausend Seiten geirrt? Habe ich jemals über archäologische oder ökologische Objekte geschrieben? Habe ich jemals eine Materialität des Wissens berührt (und sie mich)? Oder erreiche ich erst jetzt eine tatsächliche Archäologie, eine tatsächliche Ökologie in dem Moment, als deren Begriffe und Konzepte überflüssig werden?

Gut möglich. Zugleich muss ich einwenden, dass ich auch in den *Wilden Archäologien* nicht über normale oder konventionelle archäologische Objekte geschrieben habe, schon dort bestand die archäologische Materialität nicht im Ausgraben von Architekturen oder Scherben; auch dort war die archäologische Materialität schon transformiert in Metaphysiken und Medien, in Seelen und Wissen, die ihrerseits als archäologische Objekte beschrieben, konstituiert und formiert wurden. Doch zugleich wurde die archäologische Materialität selbst in den transformierten, »wilden« Archäologien immer nur repräsentiert, ich schrieb nur über Materialität und »fand« oder »erforschte« sie nicht selbst (außer vielleicht bei den diskursarchäologischen Ansätzen der Arbeit). Doch es waren und wurden nie konkrete Objekte, Objekte einer archäologischen Suchbewegung, ich verblieb in der Repräsentation. Der Autor wurde nie zum Ausgräber, auch seine archäologischen Objekte verblieben in der Repräsentation, weshalb ich mich irgendwann, unter anderem in den Texten für diesen Band, für den ich den Herausgeber*innen unendlich dankbar bin, auf die Suche nach einer neuen Materialität des autotheoretischen Schreibens machte und nach einer neuen Schreibszene suchte.

Gerko Egert
Michael Cuntz
Knut Ebeling

Zwillingsträumer revisited.
Über die Moderne(n)
hinausträumen

DIE ZWILLINGSTRÄUMER

Wenig bis nichts deutet darauf hin, dass unsere Spezies – oder sollte man nicht besser sagen: wir Modernen? oder wir Angehörigen des globalen Nordens? – in der Lage und willens ist/sind, ihre/unsere Existenzweise so zu verändern, dass der absehbare Kollaps unserer Zivilisation und eines Großteils der Ökosysteme unseres Planeten ausbleibt. Und dies umso mehr, als längst nicht mehr Frage ist, ob unsere Gegenwart und Zukunft von katastrophalen Veränderungen des Klimas geprägt sind, sondern nur noch, welchen Grad diese Verheerung erreichen wird. *Nüchtern* betrachtet, scheint die einzige Chance unseres Planeten, der *sixth extinction* noch zu entrinnen, im totalen Zusammenbruch unserer Zivilisation zu bestehen – und Covid-19 ist ein Indikator dafür, wie fragil dieses globale Konstrukt tatsächlich ist. Von einem positiven Zukunftsszenario ließe sich nur träumen¹ – wären es nicht die Träume und Wunschvorstellungen vor allem von uns Modernen selbst und das Streben nach ihrer Verwirklichung, die uns in diese Katastrophe geführt haben.

So, wie ich weder auf ein positives Szenario für die Zukunft verzichten will noch auf die weitaus realistischere Einschätzung des Kommenden verzichten kann, können auch diese Träume selbst nicht unhinterfragt bleiben. Wie Bruno Latour seine Zwillingstreisenden entsandt hat, um unser teuflisches Ideal der reibungslosen Zwischenglieder zu exponieren,² will ich daher Zwillingsträumer Seite an Seite eine utopische und eine dystopische Zukunft erkunden und sie dabei über diese Träume selbst reflek-

1

Was nichts Originelles hat, sondern im Gegenteil absichtsvoll an den Ausgangspunkt moderner Modellierungen von Zukünften zurückführt, die als Gegenentwurf zur defizitären Gegenwart fungieren. Vor allen apparativen Zeitmaschinen ist der Traum das originäre Transportmedium der Uchronie, denn er bringt den Protagonisten von *L'An Deux Mille Quatre Cent Quarante* ins Paris des 21. Jahrhunderts. Merciers Roman gilt als erster Text des utopischen Genres, in dem die Bewegung in der Zeit an die Stelle der Bewegung im Raum tritt (Louis-Sébastien Mercier, *L'An Deux Mille Quatre Cent Quarante. Rêve s'il en fût jamais*, London: o.V. 1771).

2

Bruno Latour, »Trains of thought: Piaget, Formalism, and the Fifth Dimension«, in: *Common Knowledge* 6/3 (1997), 170–191. Zur Logik von Doppelklick [DC] als fundamentalistischer Existenzweise vgl. etwa ders., *Enquête sur les modes d'existence. Une anthropologie des modernes*, Paris: La Découverte 2012, 103f., 205f.

tieren lassen. Diese Träume situieren sich aber nicht allein in ihren Gehirnen, sondern im Medium einer virtuell-digitalen Umgebung. Denn – und auch dies zeichnet sich in der Corona-Ära deutlicher ab als zuvor – die Art und Weise, wie wir mit dem Digital-Virtuellen umgehen, wie es sich unser bemächtigt, ist eine, wenn nicht die entscheidende Bifurkation zwischen utopischer und dystopischer Zukunft: Eskapismus in das Schutzmilieu einer Parallelwelt, in die man sich aus den Verwüstungen der realen Welt zurückzieht und seine Allmachtsphantasien auslebt, oder vielmehr Medium der Partizipation und Antizipation, das uns den vermittelten Zugang zum räumlich wie zeitlich Entfernten erlaubt, ohne etwa in gleicher Weise den Raum zu konsumieren wie in seiner realen Durchquerung und Invasion?

Auf diese Weise könnte Seite an Seite ausgelotet werden, welche Konsequenzen es hat, die *Parameter* unserer aktuellen, begrenzten Ökologie beizubehalten und welche Möglichkeit zur Entwicklung alternativer Parameter einer allgemeinen Ökologie bestehen. Aspekte dieser Ökologien, die ich dabei hervorzuheben vorschlage, betreffen Ökonomie, Ethos/Habitus, Ethik/Religion, Politik, aber auch Organisation des Wissens (d.h. beide Ökologien gehen mit je verschiedenen Formen des Wirtschaftens, des Verhaltens, des Glaubens und der Normgebung einher, wobei diese drei Aspekte untereinander verzahnt sind).

Die herrschende, begrenzte Ökologie operiert mit der Errichtung von Schutzmilieus, die – begleitet von dem immer schon leeren Versprechen ihrer globalen Ausdehnung auf die gesamte Menschheit – de facto stets auf Segregation, Exklusion und Abschottung und der Unsichtbarmachung der Exkludierten (*abyssal thinking*³) beruhen.

3

Mit *abyssal thinking* bringt Boaventura de Sousa Santos Diskurs und Praxis der Moderne auf den Begriff, weiten Teilen der Welt und ihrer Bevölkerung jegliche Form jener Rechte vorzuenthalten, auf denen sich ihr moralischer und politischer Hegemonialanspruch begründet und gleichzeitig das Wissen dieses globalen Südens (zu dem im Übrigen auch Teile von downtown Detroit oder eine *banlieue*, deren Bewohner systematisch vom Arbeitsmarkt ausgeschlossen werden, gehören, während die *gated communities* der Superreichen in São Paulo oder Rio de Janeiro mit ihren Hubschrauberlandplätzen Enklaven des globalen Norden sind), also ihre Epistemologien, so radikal zu entwerten, dass sie nicht mehr als Wissensformen wahrnehmbar sind. Dieser flagrante

Dabei lassen sich neben dem neuen Schutzmilieu des Virtuell-Digitalen mindestens vier weitere Dimensionen moderner Schutzmilieus ausmachen:

1. die Errichtung hermetischer Habitate im Zuge der Petromodernität (Kulturräume);
2. die Bildung sozial stratifizierter Elite-Habitate (Prinzip des *resort* und der *gated community*);
3. das immunologische Schutzmilieu, dessen Bedrohung durch Covid-19 wir aktuell erfahren (Körper);
4. das zidologische Schutzmilieu, das auf der Ausschaltung um Ressourcen konkurrierender Lebensformen durch ihre radikale Extermination oder Reduktion beruht (domestizierte Naturkulturzonen).

Widerspruch zwischen dem Anspruch auf All-Inklusion und Omni-Repräsentation einer aufgeklärten, auf Menschenrechten basierenden ›Weltgesellschaft‹ und der vollkommenen Entrechtung jener, die auf der anderen Seite dieser abgründigen und teilweise fraktalen Demarkationslinien leben, lässt sich nur mittels der totalen Unsichtbarmachung dieses globalen Südens und der Grenze selbst aufrechterhalten. (Konkrete etwa, indem wieder und wieder angesichts des Putschversuchs vom 6. Januar 2021 die älteste Demokratie der Welt beschworen wird, ohne dass selbst diejenigen, die auf dem viszeralen Rassismus des Trumpplans und des von ihm aufgestachelten Mobs insistieren, auch nur ein Wort darüber verlieren, wie viele – äußerst erfolgreiche – Putsche dieser Art die USA seit dem Zweiten Weltkrieg in Hispanoamerika angezettelt und unterstützt hat: So wird diese konstitutive Außenpolitik nichet-xistent gemacht, wobei gilt: »Nonexistent means not existing in any relevant or comprehensible way of being«.) Boaventura de Sousa Santos, *Epistemologies of the South. Justice against Epistemicide* [2014], Oxon und New York: Routledge 2016, v.a. 118–135, hier 118; ders., *The End of the Cognitive Empire. The Coming of Age of Epistemologies of the South*, Durham und London: Duke University Press 2018. Vgl. zu diesen Fragen auch die Arbeiten von Isabelle Stengers, etwa: »Pour en finir avec la tolérance«, in: I.S., *Cosmopolitiques II*, Paris: La Découverte 2003, 287–399, oder exemplarisch für eine Restitution a-modernen Wissens über Emotionen Vinciane Despret, *Ces émotions qui nous fabriquent. Ethnopsychologie des émotions*, Paris und Le Pléssis-Robinson: Les Empêcheurs de penser en rond 2002.

Unsere Träume im Rahmen dieser begrenzten Ökonomie sind solche der Exklusivität, des Erwähltseins, der Transzendenz – der Aufnahme und des Aufgehobenseins in den Schutzräumen, des Refugiums und der Flucht aus dem zunehmend entropisierten Außenraum bei gleichzeitiger maximaler Mobilität zwischen den privilegierten Räumen und Zeiten (Horizont: Marskolonialisierung und Unsterblichkeitsprogramme). Dem entspricht eine dreifache Ökonomie des *enrichissement*⁴, der immer weiter beschleunigte Obsoleszenz und der Privatisierung der Welt durch eine entrepreneuriale Oligarchenschicht, ein Ethos der Maximierung von (Im-)Mobilität (Sicherung der besten Standorte und Prämierung der maximalen Ausdehnung der eigenen Interventionsphäre) und der Resilienz (psychische Abhärtung gegenüber der Verwüstung der Welt bis hin zur Realitätsverweigerung), eine Organisation des Wissens nach dem Zeitregime der Moderne⁵ (maximale Akzeleration, Obsoleszenz und Verderblichkeit der Ware Wissen in einer Logik der *turns*, Autorisierung der eigenen Position über die Erfindung von Neuigkeitswerten, Organisation über Events, transatlantisches Wissenschafts-Jet-Set), der Sozialdarwinismus evangelikaler Sekten oder die transhumane Selbstvergottung, sich faschierende Regime und Mobherrschaft sowie eine anthropozentrische Ethik angeblich allgemeiner Menschenrechte, die de facto auf der Spaltung der Menschheit in globalen Norden und globalen Süden, Franchise-Kolonialismus, Epistemizid und Sklavenarbeit beruht.

Auf der Basis dieser Parameter lassen sich sowohl die zerstörerischen Fluchtlinien dieser *écologie restreinte* ziehen als auch entsprechende *Alternativmodelle* zwangsläufig entwerfen. Dass dabei nicht allein nach einer Logik des *Gegen*, also der Negation oder Opposition vorgegangen werden kann, lässt sich an der Frage der Schutzmilieus und vornehmlich des immunologischen Schutzmilieus unschwer ablesen: Denn die pure *Negation* dieses Schutzmilieus erfolgt durch obskuratorisch-destruktive Elemente (Impfgegner, Verschwörungsdenken und Faschisten zwischen Todestrieb und Sozialdarwinismus).

4

Luc Boltanski und Arnaud Esquerre, *Enrichissement. Une critique de la marchandise*, Paris: Gallimard 2017.

5

Auch hierzu vgl. de Sousa Santos, *Epistemologies of the South*, 176f.

Einmal mehr⁶ führt nur ein *Als-ob* aus der falschen Opposition zwischen dem Weitermachen oder der Rückkehr in die Pseudonormalität eines globalen Mobilitätsregimes, das nur durch die Lückenlosigkeit dieses immunologischen Schutzmilieus möglich ist (das gleichzeitig beständig an seine Grenzen gelangt) und seiner unmenschlichen Ablehnung: sich für seinen Erhalt einzusetzen und gleichzeitig so zu tun, als ob es bereits ein für alle Mal an sein Ende gelangt sei; unsere Welt so zu rekonstruieren, als ob diese Schutzmilieus gar nicht existieren, damit diese Welt auch dann dem Kollaps entgeht, wenn es zum jederzeit möglichen temporären oder permanenten Ausfall der Schutzmilieus kommt: Vorbereitung als Kollektiv – und nicht als isolierte *community a-sozialer Prepper*.

Und noch mehr spricht gegen die Logik der simplen Opposition: Wer etwa hat sich ausgedacht, der Erholung bedürftige Menschen mehr oder weniger vor ihrer Haustür unter riesigen Globen zusammenzupferchen, um ihnen dort Sonne, Strand und Party zu bieten, für die sie sonst nach Mallorca gereist sind – waren es gnadenlose Zyniker einer menschenverachtenden Freizeitindustrie oder Pragmatiker, die massenhafte Freizeitgewohnheiten raumzeitlich so abfedern wollten, dass ihre Kosten nicht exorbitant die Belastbarkeit unseres Planeten übersteigen?

Die Projektion oder Sichtbarmachung der *alternativen* Traumszenarien der Zwillingsträumer in der digitalen Umgebung verläuft nicht störungsfrei. Diese fallen nicht allein fragmentarisch aus, sondern bei einigen dieser Fragmente ist es auch nicht möglich, sie zweifelsfrei dem utopischen oder dem dystopischen Träumenden zuzuordnen – was sind sie jeweils? Ausweis der weiteren Degeneration der Verhältnisse oder notwendiges Pharmakon?

6

Michael Cuntz, »Pascals Katzen, *als ob*, Unentscheidbarkeit und Entscheidungen in der Epoche des Coronavirus«, in: *Triakontameron*, Tag 28, <http://triakontameron.de/die-dritten-zehn-tage/#tag-28> (18.2.2021).

So verläuft die Projektion oder Sichtbarmachung der alternativen Traumszenarien der Zwillingsträumer in der digitalen Umgebung nicht störungsfrei. Diese Szenarien fallen nicht allein fragmentarisch aus, sondern bei einigen dieser Fragmente ist es auch nicht möglich, sie zweifelsfrei dem utopischen oder dem dystopischen Träumenden zuzuordnen – was sind Sie jeweils? Ausweis der weiteren Degeneration der Verhältnisse oder notwendiges Pharmakon?

Die Traumszenarien manifestierten sich als Hologramme auf den digitalen Fassaden zweier gigantischer Zwillingstürme, weithin sichtbar im urbanen Geschehen der smarten Stadt, und in deutlichem Kontrast zur in den Himmel wachsenden Erdigkeit der vertikalen Gärten.

Ich sehe mein virtuelles *alter ego*, den Zwillingsträumer, bei jeder Videokonferenz und denke, dass es einträumendes Ich ist, das ich da sehe, in seiner Verzerrung und Verzögerung, jederzeit abstrusereit und mir alles nachsprechend doch manchmal abweichend.

In dieser Spannung zwischen der Abscheu gegenüber allem bestehenden und dem entstehenden und das entstehende und dem Wunsch dieses zu Retten und Heilen entsteht eine ganze neue Kraft des Träumens: Die Zwillingsträumer*innen nutzen ihre Kraft zum Träumen (wenn es denn noch Träumen ist) um Zukünftiges in die Gegenwart zu holen und diese aber zugleich mit der Zukunft auf un trennbarer Weise zu verkoppeln: Das Ergebnis ist eine Gegenwart, die es so noch nicht gibt.

Was machen wir aus dieser Gemengelage, diesem Störfall? Es scheint extreme Unruhe auszulösen, dass Fragmente sich nicht zweifelsfrei dieser oder jener Ordnung zuordnen lassen. Ist sie nicht aber gerade eine Wette auf die Zukunft, diese Doppelung oder superposition? Erleichtert durch die Erkenntnis, dass die Frage der Utopie oder Dystopie sich nicht kategorisch klären lässt, sondern nur durch die Affirmation des einen?

Um nun den Zwillingsträumer in einem gegebenen Szenario als utopisch oder dystopisch oder schwankend einzzuordnen, empfiehlt die Browserhistoriographie personalisierte Analysen von Tab-Kookkurrrenzen: Erst wenn ich zum Beispiel den Soundtrack beim Verlassen eines Szenarios kanne, erst wenn ich die offenen Mails in einem polyamourösen Dreieck lese und den Stand des Bankkontos kenne, wenn ich den Parallel dazu gefinnten Artikel über die Psychologie der Ungerechtigkeit zur Kenntnis nehme, kann ich eine browsergestützte Hemeneutik von Schreibprozessen entwickeln, die der Komplexität digitaler Existenz gerecht wird.

WAS WÄRE, WENN ...?

Was machen wir aus dieser Gemengelage, diesem Störfall? Es scheint extreme Unruhe auszulösen, dass Fragmente sich nicht zweifelsfrei dieser oder jener Ordnung zuordnen lassen. Ist sie nicht aber gerade eine Wette auf die Zukunft, diese Doppelung oder *superposition*? Erleichtert durch die Erkenntnis, dass die Frage der Utopie oder Dystopie sich nicht kategorisch klären lässt, sondern nur durch die Affirmation des einen? Also nicht die Entscheidung des einen *oder* des anderen, nachdem wir Modernen beides nebeneinandergelegt haben, um uns dann für die eine gelebte oder die andere erträumte Alternative zu entscheiden, sondern die Affirmation des Einen. Was hieße das?

Der Traum als nächtliche Eskapade oder als Evidenz des Unbewussten, der Zwilling als zweites Ich und Doppelgänger – dies sind in der Tat Beunruhigungen im Text der Moderne. Sie sind Momente des Unheimlichen, die als Denkbilder und Erfahrungen gleichzeitig mit der Verfestigung der Moderne als Ordnung des Wissens und der Welt auftauchten. Als Figuren des Anderen zum Bewusstsein (im Traum verdichtet sich, was am Tag nicht gedacht werden kann) und zum Ich (der Doppelgänger bringt die Ordnung des Eindeutigen durcheinander) sind in diesem Sinne beide Kinder des cartesianischen Zeitalters, und im Besonderen des kantianischen. Sie tauchen als Störfälle dieses Eindeutigen, des Klaren auf, entsprechen aber dennoch der Logik der Bifurkation, der Logik der Zweiteilung in Tag/Nacht, Ich/Nicht-Ich und damit des Entweder/Oder, auf welcher das moderne Wissen beruht. Die Unruhe, die unsere gegenwärtige Zeit auslöst – dieses Jahr 2020, in dem nicht nur Klimakrise, Pandemie, systemischer Rassismus und rechtspopulistische Erschütterungen der politischen Nachkriegsordnung das Gefühl zuspitzen, wir stünden an einem Moment der historischen Entscheidung – ist auch eine Unruhe, die getragen wird von diesem immer noch modernen Wunsch nach eben ›Entscheidbarkeit‹: nach Projektion von Gegenwart in eine sichere Zukunft.

Und diese Unruhe ist in der Tat eine moderne. Sie entspringt und entspricht dem Rahmen der (kolonial-nationalistischen, rassistisch-patriarchalen und kapitalistischen) Wissensordnung, wie sie sich seit Jahrhunderten trägt als diejenige, die – wie etwa Denise Ferreira da Silva in »On Difference without Separability«

zeigt – auf den Grundannahmen von »*separability*, *determinacy*, and *sequentiality*« beruht.⁷

Separability (Kant nach Descartes): »the view that all that can be known about the things of the world is what is gathered by the forms (space and time) of the intuition and the categories of the Understanding (quantity, quality, relation, modality) – everything else about them remains inaccessible and irrelevant to knowledge«.⁸ Auf der philosophischen Ebene heißt dies also die klaren und deutlichen Ideen, ohne Reste des Sinnlichen; und auf der politischen Ebene entspricht dem die Vorstellung des Kollektivs als Ganzes bestehend aus einzelnen Teilen.

Determinacy (Kant nach Descartes): »the view that knowledge results from the Understanding's ability to produce formal constructs, which it can use to determine (i.e. decide) the true nature of the sense impressions gathered by the forms of intuition.«⁹ Wirksam unter vielem anderen auch in dem genannten Wunsch nach Unterscheidbarkeit und damit nach Entscheidbarkeit und auf deren Basis dann nach Prognose.

Sequentiality (Hegel nach Kant): »which describes Spirit as movement in time, a process of self-development, and describes History as the trajectory of Spirit. With these moves [...] introduc[ing] a temporal figuring of cultural difference [and ...] postulat[ing] that post-Enlightenment European social configurations represented the fullest development of Spirit.«¹⁰ Die Postulierung von europäischem Fortschritt aka *white supremacy* mag in vielen Kontexten inzwischen verkappt sein, ist aber sehr deutlich sichtbar darin, wie sich die Gewalt der Klimakrise, der Pandemie, des systemischen Rassismus und des Rechtspopulismus auf verschiedene Körper und *communities* unterschiedlich auswirkt, *to say the least*. Durch diese zeitlich imaginierte Achse des Fortschritts wird wiederum die *separability* von *communities* und Nationen möglich und auf deren Basis die Bio-/Nekropolitik der letzten fünf Jahrhunderte.

7

Denise Ferreira da Silva, »On Difference Without Separability», in: *Incerteza viva (Live Uncertainty). Catalogue of the 32nd São Paulo Art Biennial*, São Paulo: Fundação Bienal 2016, 57–65, hier 61.

8

Ebd., 60.

9

Ebd.

10

Ebd.

Separability, determinacy, und sequentiality – diese Grundfesten der onto-epistemologischen Ordnung der modernen Welt sind verknüpft mit einem Verständnis von Materie als tot: als, *inert, uninspired, dead matter*, übernommen aus der Antike, überschrieben in Naturphilosophie und später die klassische Physik. Newtons physikalisches System – »particularly the idea that knowledge consists in the identification of the limiting forces, or laws that determine what happens to observed things and events«¹¹ – schreibt sich in Kants (moderner) Philosophie fort und reicht bis in unsere Unruhe hinein, dass wir gegenwärtig die Anzeichen von Verschiebungen und Wandel nicht eindeutig als utopische oder dystopische entscheiden können. Die Annahme ist: Dinge und Körper haben materielle, räumliche Ausdehnung und, auf diese Weise feststehend, lassen sie sich erkennen, wobei die menschliche Erkenntnis (anders als die göttliche) sie in ihrer Erscheinung erkennt, nicht *an sich*. Diese Bestimmung der Materie geriet spätestens mit der Quantenphysik – zumindest in der Wissensordnung von uns Modernen – ins Wanken. Einsteins Relativität, aber vor allem Heisenbergs Unbestimmtheitsrelation und ganz besonders Bohrs »indeterminacy principle«¹² treiben physikalisch die Newton'schen Grundannahmen über sich hinaus – und stellen damit letztlich auch die onto-epistemologischen Grundannahmen der *separability, determinacy* und *sequentiality* in Frage. In seiner Auseinandersetzung mit Heisenberg etwa postulierte Bohr, dass es auch bei Heisenberg noch um die *Störung* der Dinge durch den Vorgang der Messung geht (Verhält sich Materie als Welle oder Partikel? Ist Schrödingers Katze tot oder lebendig?). Damit bleibt die Annahme ihrer Bestimmbarkeit und vor allem der vor der Messung gegebenen *determinacy* erhalten, die es »nur« zu erkennen gilt. Bohrs Quantentheorie, so zeigt Karen Barad in *Meeting the Universe Halfway*, geht über diese epistemologische Unbestimmtheit / Bestimmbarkeit hinaus und macht aus der Quantenfrage eine *onto-epistemologische*:

¹¹

Ebd., 59f.

¹²

Karen Barad, *Meeting the Universe Halfway. Quantum Physics and the Entanglement of Matter and Meaning*, Durham/London: Duke University Press 2007, 295f.; ebenso Niels Bohr, *The Philosophical Writings*, Bd. 2: *Essays 1933–1957, on Atomic Physics and Human Knowledge*, Woolbridge: Ox Bow Press 1963.

Bohr rejects Heisenberg's suggestion that what is at issue is a *disturbance* created in the act of measurement and that this alleged *disturbance* limits our *knowledge* of presumably (always already) well-defined variables or attributes of the object being measured. Bohr insists that what is at issue are *the very possibilities for definition of the concepts and the determinateness of the properties and boundaries of the »object«*, which depend on the specific nature of the experimental arrangement.¹³

Hieraus erwächst die Verschränkung von Messung, Messendem und Gemessenem – der/die Beobachter*in ist *materially entangled* mit der Beobachtung und dem Beobachteten. Barad nennt dies mit Bohr auch die »*inseparability of objects and agencies of observation*«¹⁴. Als Beobachter*in stehen »wir« nicht außerhalb des zu Beobachtenden oder erkennen es nachträglich. »Wir« erwachsen vielmehr als Phänomen zusammen mit dem Vorgang jeder Messung. »[P]henomena are the ontological inseparability of agentially intra-acting »components«.¹⁵

Sehen wir den Traum als ein solches Experiment, dann wäre er kein Komplementär des Bewusstseins mehr. Weder Projektion noch Szenario im Sinne eines *scripts* als Zukunftsentwurf, vorskizziert und dann, *sequentially*, mit Leben gefüllt, wäre er nicht mehr das Gegenteil des Machbaren, des Realen, des Gelebten. Der Traum wäre stattdessen *the thing itself* – nicht die Vorstellung einer in der Zukunft zu wählenden Alternative, sondern bereits deren Verhandlung und Erstellung im Heute. Kämen wir dann von Kants *Als-ob* zu einem *Was wäre,wenn?*¹⁶ Von der theatralen Logik

¹³ Ebd., 301f.¹⁴ Ebd., 308 [Hervorhebung B.M.K./K.T].¹⁵ Ebd., 309; vgl. auch 97–185.

¹⁶ »What if, instead of the Ordered World [of the moderns], we could imagine The World as a Plenum, an infinite composition in which each existant's singularity is contingent upon its becoming one possible expression of all the other existants, with which it is entangled beyond space and time« (da Silva, »On Difference Without Separability«, 58). Da Silva denkt hier mit Leibniz und nennt im Besonderen seinen *Discourse on Metaphysics and Other Essays* (Indianapolis: Hackett 1991). Glissant und seine poetics of rela-

der Repräsentation, die dem *Als-ob* innewohnt, zu ... was ... – einem erträumten Experiment mit dem Vieldeutigen und Opaken?

Könnten ›wir‹ (eine höchst unbestimmte und stets aufs Neue auszulotende Kategorie) ab dann anders träumen als wir Modernen? Von anderem träumen? Was wäre, wenn wir *indeterminacy* ersehnten und die beunruhigende *superposition* von Utopie und Dystopie 2020 als Wette auf Morgen affirmierten? Wenn wir der Verschränkung von ›uns‹ mit der Frage »[b]ut who, we?«¹⁷ immer wieder ernsthaft nachgingen? Was wäre, wenn wir uns statt eines träumenden Zwillingspaars ein paar Träumer vorstellten? Seite an Seite, nicht als Alternative von Zweien sondern als *entangled*, in *coalitional politics* mit vielen Verschiedenen? Das müsste letztlich auch die Prepper wenn nicht einschließen, so aber doch irgendwie berühren. Aber uns kommen dabei gerade die Traumfiguren aus Lynn Randolphs Gemälden in den Sinn, gemalt im Grenzland von Texas und Mexiko. *A Diffraction* etwa (1992, vgl.



tions, ebenfalls von Leibniz inspiriert, kommt hier auch in den Sinn (Edouard Glissant, *Poetics of Relation*, Ann Arbor: University of Michigan Press 1990). Leibniz' Plenum und Glissants Relation machen es denkbar, von *separability*, *determinacy*, und *sequentiality* des Newton'schen Universums zu nichts weniger als einer anderen Welt zu kommen, einer *tout-monde* (Glissant).

Mit dieser Frage beendet Jacques Derrida seinen Text »The Ends of Man« [1968/1972], in: J.D., *Margins of Philosophy*, Chicago: University of Chicago Press 1982, 136.

17

Abb. 1).¹⁸ Randolphs Gemälde scheinen ein anderes Bewusstsein zu erträumen, in dem Traum nicht der nächtliche Einbruch des Unbewussten ist, sondern die Evokation anderer, auch kosmischer Realitäten. Und es sind nicht zufällig feminine Figuren, Chicanas und Latinas, die hier träumen. Was wäre,

wenn Randolphs *La Mestiza Cosmica* (1992, vgl. Abb. 2) etwa eine neue *mestiza consciousness* (Anzaldua) bereits verwirklicht?



Abb. 1/2: Lynn Randolph, »A Diffraction« / »La Mestiza Cosmica«¹⁹

Randolph selbst sagt, dass dieses Gemälde die *Virgen de la Guadalupe* zeigt, als ein »symbol of rebellion against the rich, upper and middle class [who...] unites races and mediates between humans and the divine, the natural and the technological [...] one

18

Aus der Serie *Cyborg, Wonder Women and Techno Angels*, <http://www.lynnrandolph.com/painting-portfolio/?series=cyborgs-wonder-woman-techno-angels> (26.12.2020).

19

Abbildungsnachweis: © Lynn Randolph, Verwendung mit freundlicher Genehmigung der Künstlerin.

foot in Texas and one foot in Mexico.«²⁰ Gloria Anzaldúa gibt dem bereits in *Borderlands/La Frontera. The New Mestiza* wie folgt Ausdruck:

El choque de un alma atrapado entre el mundo del espíritu y el mundo de la técnica a veces la deja entullada. [...] But it is not enough to stand on the opposite river bank, shouting questions, challenging patriarchal, white conventions. A counterstance locks one into a duel of oppressor and oppressed [...]. At some point, on our way to a new consciousness, we will have to leave the opposite bank, the split between the two mortal combatants somehow healed so that we are on both shores at once. [...] The new *mestiza* copes by developing a tolerance for contradictions, a tolerance for ambiguity. [...] The focal point or fulcrum, that juncture where the *mestiza* stands, is where phenomena tend to collide. It is where the possibility of uniting all that is separate occurs. This assembly is not one where severed or separated pieces merely come together. Nor is it a balancing of opposing powers. [...] The work of *mestiza* consciousness is to break down the subject-object duality that keeps her a prisoner and to show in the flesh and through the images in her work how duality is transcended. [...] A massive uprooting of dualistic thinking in the individual and collective consciousness is the beginning of a long struggle, but one that could, in our best hopes, bring us to the end of rape, of violence, of war.²¹

Für Barad findet sich in Anzaldúas Schriften – ebenso sowie in Bohrs Physik (und in Trinh Minh-has Filmen und Schriften) – Evidenz für eine neue »[e]xperimental meta / physics«

20 Zitiert in Donna Haraway, *Modest_Witness@Second_Millenium. FemaleMan©_Meets_OncoMouseTM. Feminism and Technoscience*, New York und London: Routledge 1997, hier 19.

21 Gloria Anzaldúa, *Borderlands/La Frontera. The New Mestiza*, San Francisco: Aunt Lute Books 1987, 101–103.

und »[e]mpirical evidence for a hauntology«.²² Träumen wir also realistisch und verweigern wir die Bifurkation des Utopischen und Dystopischen. Träumen wir uns endlich in die Welt hinein, in eine andere Welt als die kolonial-moderne. Dann waren wir Modernen in ein paar Jahren vielleicht nichts anderes als ein böser Traum.

22 Karen Barad, »Diffracting Diffraction: Cutting Together-Apart« in *parallax* (special issue *Diffracted Worlds – Diffractive Readings: Onto-Epistemologies and the Critical Humanities*, hg. von Birgit M. Kaiser und Kathrin Thiele) 20/3 (2014), 168–187, hier 180 und 181.

Träumen wir also realistisch und verweigern wir die Bifurkation des Utopischen und Dystopischen. Träumen wir uns endlich in die Welt hinein, in eine andere Welt als die kolonial-moderne. Dann waren wir Modernen in ein paar Jahren vielleicht nichts anderes als ein böser Traum.

Ich erwache aus dem Traum. Ich träume, glaube ich, etwas vom Anfang kolonialer Ökonomie, es ging darum, wie jede Form des Handelns ein Verderben ist und dass man vor den Anfang zurück müsste. Aber wie ist das möglich?

Diese Art des Bifurkativ-Oniristischen lässt sich häufig anhand von Tabakkurrrenzen nachweisen.
Wenn wir dann aufwachen, wissen wir: In Wahrheit sind wir niemals modern gewesen, sondern immer nur post-modern, post-fiktisch, post-virtuell.

Der Zeit hinterher und nach der Zeit, in einem einzigen ratlosen Rückblick. Ich möchte Teil einer Jugendbewegung sein.

Da lag in der Werkzeugkiste noch die Bifurkation als willkommenes Versatzstück, also rasch mal hervorgezahbt und den Modernen die Unterscheidung zwischen Wunsch- und Albraumszenarien (diese dekadenten Übertriebungen sind unbedingt abzulehnen), zwischen einem Besser und einem Schlechter auf den Rücken geflanscht, (FN) denn wer, außer ein paar aufgeklärten Katastrophenwill schon mit dem Schlimmsten rechnen, und es spielt auch keine Rolle, wie wahrscheinlich und wie längst, immer noch und wieder, anwesend es ist (wir definieren: Realismus hat nichts, ich wiederhole, nichts mit Wahrscheinlichkeit zu tun), und zwar wurden keinerlei Anzeichen für das baldige Verschwinden der Modernen gesichtet – wohl aber für eine expandierende Regression weiter Kreise, die in ihrer Zombiagonie wieder einmal versuchen, alles mit in den Abgrund zu reißen – aber zum Glück gibt es jetzt ja die Liga der Superträumer und die werden das schon richten, mit ihren Supergedankenwellen machen sie die Welt wieder schön, die müssen nur die Augen schließen und so schnell kannst Du gar nicht gucken, wie wir Modernen verschwunden sind (Du musst es nur ganz, ganz fest wollen, dann geht dein Krebs weg und Deine Familie wird reich, positive thinking! aber Deine Träume mussst Du dabei natürlich auch im Griff haben, richtig Träumen! *What did you dream? It's all right, we told you what to dream!* – und siehe da, es war alles nur ein böser, jahrhundertelanger Spuk und unter unserer Froschgestalt waren wir ja die ganze Zeit Prinzessinnen – geht es hier vielleicht um eine andere Form der Verweigerung als die der Bifurkation? „*the world is my hubble!*“

Dystopien in gleicher Weise dazu beitragen können, wenigstens die (Re-)Produktion des Schlummenspiels zu verhindern? Weng deutet auf eine solches kompensatorisches Nullsummenspiel hin.///
„The world needs its dreamers, may they never wake up.“

Der Verweis auf den bösen Traum aber ist nur eine Modalität, uns weiter nur pseudokritisch selbst zu betrachten und imaginäre Herrschaft über ein Habitat zu halten, das wir mit jenen vielen teilen, die wir mit unseren Bifurkationen vertrieben haben. Ich stelle mir eine Interspezies-Traumdeutung vor. Eine Art Traumtransfusion. Schon immer träume ich mehr von Tieren als von Menschen. Und halte nicht viel von dem Credo, die Geträumten seien nicht die Geträumten. Ich habe meine Katze träumen geträumt, und träumen gespürt.

Ein böser Traum, der seine Schatten nach vorne wirft, in eine Realität, die sich so niemand hat träumen lassen. Erinnerungen, sich Geschichten ausdenken und träumen, die Schatten, die im Rücken liegen, sie alle schöpfen aus der gleichen Quelle.

KATZENTRAUMTRANSFUSION.
CHRONOTOPOI FÜR EINE UNPRODUKTIVE NACHT

Der Verweis auf den bösen Traum aber ist nur eine Modalität, uns weiter pseudokritisch selbst zu betrachten und imaginäre Herrschaft über ein Habitat zu halten, das wir mit jenen vielen teilen, die wir mit unseren Bifurkationen vertrieben haben. Ich stelle mir deswegen eine Interspezies-Traumdeutung vor. Eine Art Traumtransfusion. Schon immer träume ich mehr von Tieren als von Menschen. Und halte nicht viel von dem Credo, die Geträumten seien nicht die Geträumten.

Ich habe meine Katze träumen geträumt, und sie träumen gespürt. Habe neben ihr geträumt. Habe an ihrer Seite gelegen und gespürt, wie sie zuckte: Schwanzspitze, Schnurrbarthaare und Pfoten. Habe mein Gesicht an diese Pfoten gehalten und nicht wie in ihrem Wachsein die ledigen, warmen Ballen im Gesicht gehabt, sondern die Krallen – die Information über die Ausdehnung des Katzenkörpers schien in einem anderen Raum und mit einem anderen Gegenstandsbewusstsein auszukommen. Meine Katze schlief, schien aber gleichzeitig zu laufen, zu fassen, zu packen. Binnen Sekunden wandelte sich ihr Körperschema. Vielleicht agierte ihr episodisches Gedächtnis auf der hybriden Grundlage aus zusammengefalteter Jagderfahrung im Berliner Hinterhof und früher wilder, genetisch hinterlegter Jagderfahrung. Sie jagte in einer inneren, mehrpoligen Anderszeit, und ich war ein Widerstand in ihrem Ausdehnungsraum. Objekt geworden, dämmerten in mir Gedanken an die Subjekt-Objekt-Spaltung auf und wieder weg. Ungespalten wollte ich daliegen und diese Traum-Wirklichkeit teilen. Ich stellte mir vor, der Traum wäre keine Andersheit und auch die Katze nicht die Andere.

Nun ist die Katze tot.

Nach 18 Jahren schlafe ich wieder alleine, ohne Fell. Brauche ungleich länger beim Einschlafen als damals, wo ich im Einflussbereich der äußeren Verlängerung der inneren Tierbewegung lag, denn meine Katze schlief schon, weil Katzen bis zu 21 Stunden am Tag schlafen und zudem keine Einschlafprobleme haben.

Wie Menschentiere verbringen Katzen wohl mindestens 10 Prozent ihrer Schlafzeit in der REM-Phase, erleben aber womöglich ebenso hypnagogie und hypnopompe (Einschlaf- oder Aufwach-)Halluzinationen, also intensive Wahrnehmungen oder Vorstellungen (bzw. REM-Epiphänomene) während der Schlafparalyse. Schlaf, heute als phylogenetisches Verhaltensrelikt mit metabolischer Rekon-

stitutionsfunktion aufgefasst, wird bis ins 19. Jahrhundert als todesverwandter Zustand begriffen; dem Traum, seiner flüchtigen Bilderwelt, der dem heutigen Erkenntnisstand und den oben genannten Aspekten nach evolutionär wohl vor Erscheinen des Menschen anzusiedeln ist, wird – nach langwährender Oineirologie – mit der Aufklärung die prophetische Aussagekraft geraubt, und seine Psychologisierung beginnt.

Der Traum ist mein liebster Verarbeitungsmodus. Vielleicht auch, weil er wohl Infantilismen und Primitivismen ausspuckt. Aber vor allem, weil er Heterotopie ist, Versetzung, Verschiebung von bewussten Orten in eine andere Darstellungslogik: mein inneres Theater, jede Nacht, inmitten des Alltagstextes der mir anheimgefallenen Moderne.

Mitnichten ist dies die Moderne meiner Katze.

Ich mag einen Text von Miguel de Unamuno aus dem Jahr 1922 (veröffentlicht in Buenos Aires, in *Caras y Caretas*), in dem sich der spanische Philosoph einmal mehr mit dem Chronotop der Nacht befasst, diesmal im Zusammenhang von lobenden Überlegungen zum Bett (insbesondere zu weichen und harten Schlafstätten). In »La cama«²³ klingt eine besondere Form des Traums an – jener, sich tot zu träumen. Außerdem wird die Doppelbedeutung des spanischen Substantivs »sueño« (Traum und Schlaf) deutlich und es werden von demselben abgeleitete Begriffe extrapoliert, die einerseits intellektuelle Schläfrigkeit, andererseits (Tag-)Träumerei meinen. In Unamunos Bett-Hymne schreibt sich also ebenso die Bifurkation zwischen Dunkelheit und Licht (*lumières, luces*) ein; doch am meisten ergreift mich die Volte, die das Verb »desnaccer« (ungeboren werden) einbringt: Schlaf, so Unamuno, helfe dabei, aus dem Geborensein hinaus zu gelangen.

Über diese Volte wird die Nacht zum Raum, in dem auch ich mich ausdehne im Dunkeln, um dabei zuzusehen, wie etwas Anderes geboren wird als Ich. Die Nacht, sagt Unamuno, ist schwarz, aber der Traum ist es nicht. Tatsächlich erscheint im Traum viel Licht – natürliches Licht? Blitzlicht? Scheinwerferlicht? *Peu importe*. Was mich betört, ist, dass gerade in Ermangelung des scripts Licht ist. So sehr auch der Traum angesiedelt zu sein scheint in der »Nacht der Welt«. Eine Phänomenologie und Soziologie der Nacht sowie eine ganze (Hegelsche) Philosophie der Negativität begreift die Nacht als negativen geistigen Raum. Aber auch Hegel scheint er potentiell abundant; ein ferner dunkler Abgrund in

der Gegenwart, somit Herausforderung an den Geist. Dieser soll die Nacht durchschreiten in Richtung eines fixen Punkts, eines Ziels, eines Sterns.

Meine Katze war schwarz wie die Nacht.

Doch ebenso sah sie im Dunkeln, unter maximaler Ausnutzung jedes noch so mageren Lichts. *Tapetum Lucidum*: Schmal blitzte sie mich mit lichtverstärkenden Augen an und zündete in mir den Wunsch, ich könne allein durch diese Schlitze hindurch an etwas Beserrem teilhaben. An einer anderen Form der Jagd, einer organismischen Jagd, einer Jagd ohne Kapitalanlage – übrigens äußerte sich auch Unamuno zur (inter-)speziesspezifischen Vernunft von Katzen.

In ihrem Ur-Text *A Cyborg Manifesto*²⁴ (1985) führt Donna Haraway (ebenso wie Lynn Randolph es tut) technoszenistische Inhalte mit visuellen, visionären und halluzinierten (kurzum: Traum-)Dispositiven eng. Die Biologin spricht unter anderem über *cyborg writing* als einer Strategie gegen andro- und anthropozentrische Spaltungsideale und weiterhin davon, dass Cyborgs dem Paradigma der Wiederauferstehung sowie der Idee von Geburt und Reproduktion widerstünden, um vielmehr der Regeneration anzuhängen. Wie die Echsen. Verliert die Echse den Schwanz, wächst er nach. Mitunter kann er dabei Monstrositäten ausbilden, wie auch *National Geographic* im Juni 2019 (im Fall einer »übereifrigen Eidechse«) berichtet und bebildert, um dann über die Folgen der anatomischen Neubildung nachzudenken, es sich aber nicht verkneift, mit einem kapitalistischen Hinweis zu enden (die Echse habe das Glück, drei Schwänze zum Preis von einem zu bekommen).²⁵ Mir gefällt Haraways Hinweis der Achtzigerjahre, Cyborgs (bzw. Echsen) vertrauten der reproduktiven Matrix nicht und überzeugten umso mehr mit jenen topographischen Absonderheiten, die am Ort ihrer Wunden blühen: der vervielfachte Echsenschwanz als heterotopische Heilung. Auch der Schlaf ist heilsame Heterotopie, ein realer und wirksamer anderer Ort, eine regenerierende Monstrosität. In Virginia Woolfs *Schlafzeitreise-Roman Orlando* (1928) erbringt er nicht nur mentale und metabolische, sondern sogar anatomische Erneuerung.

24

Donna Haraway, »A Manifesto for Cyborgs: Science, Technology, and Socialist Feminism in the 1980s«, in: *Socialist Review* 15/2 (1985), 65–107.

25

Siehe James Owen, »Übereifrige Eidechse bildet drei Schwänze aus«, in: *National Geographic*, 23.8.2019, <https://www.national-geographic.de/tiere/2019/08/uebereifrige-eidechse-bildet-drei-schwaeenze-aus> (27.12.2020).

Ebenso gefällt mir die situierte Aufmerksamkeit Haraways heute, im zweiten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts. Wie sie an der *Universidad del Magdalena* in Santa Marta, Kolumbien, im August 2019 die über Lautsprecher kommunizierten Hinweise zu den offiziellen Fluchtwegen in den Gebäuden der Geisteswissenschaftlichen Fakultät umleitet in Gedanken zu (performativen) Korridoren der Achtsamkeit. Die Heterotopie des Fluchtwegs. Umleitung als eine Art Transfusion; etwas wird von einem Gefäß in ein anderes gegossen, und an diesem Auftragsort erneut und neuartig funktionieren.

Meine Katze als Transfusionspartnerin: Ich wünsche mir von meiner Katze, ihr anschauliches Denken, ihr genetisches Träumen von der verdichteten Jagd würden in mich überfließen. Und zwar ohne Deutungen und ohne (Emotionsrepertoires stützende) Begriffssfixierung (weg mit awareness als re-produktive Matrize des Neokapitalismus, fort mit Freuds *Traumdeutung*, ihren Überlegungen zum Phänomen des ›Nachträumens‹, die in der Wiederholung von Traumelementen aus Träumen eines Anderen vor allem Eifrigkeit sehen). Kann die *via regia* zum Unbewussten nicht auch zur *res publica* führen (im Frankreich des 19. Jahrhunderts stritt man darüber, ob unbewusste mentale Ereignisse kulturelle, soziale oder gar politische – und letztlich antizipatorische, visionäre, revolutionäre Implikationen haben könnten oder bloß nervöse Abfallausdrücke wären, wie etwa Alfred Maury behauptete)?

Ich wünsche mir, dass der Traum meiner Katze ein Traum des besseren Jagens, nämlich die Jagd (im Sinne von Erheischen, Begehren) nach dem Schlaf gewesen sei. Ich stelle mir nach Freuds narrativer Traumhermeneutik (als Deutungshoheit über introjizierte Bildproduktion) und gegen das Paradigma des Bösen Traums, das diese womöglich auch gebiert, eine Hypnodiegese vor, ein Koordinaten-system, erwachsen aus flüssigem Dasein zwischen Traumsein und Wachsein. Wahrnehmung nicht in einer modernen Müdigkeitsgesellschaft, sondern für eine Traumgesellschaft, für eine Gesellschaft der Regeneration (oder wie Paul B. Preciado in seiner – nicht nur unproblematischen – anthropozänischen Liebeserklärung an seinen Hund & auch im Verweis auf Donna Haraway schreibt²⁶: einer planetarischen Demokratie). Traumarbeit im freieren Sinn (*dreamworking*, wie auch Haraway anführt²⁷) oder,

26

Paul B. Preciado, *Un appartement sur Uranus: Chroniques de la traversée*, Paris 2019: Grasset.

27

Donna Haraway, *Staying with the Trouble. Making Kin in the Cthulucene*, Durham: Duke University Press 2016.

viel eher noch,träumerische Haltung: eine Weiterführung der *rêverie* nach Wilfred Bion, also eine träumerische und schützende Erfassung dessen, was uns umgibt (und erfasst) – worunter bizarre Objekte (Viren?) gleichermaßen fallen wie die Frage nach deren gesamtökologischer Herkunft. Mich berührt, was Bion »O« nannte, unsere »maximale unbewusste Angst«, und die damit verbundene Frage nach den Intensitäten von Dunkelheit (in uns) und Licht.²⁸ Ich denke zurück an das zwischen Wach- und Traumsein kurz gelüpfte Lid meiner Katze, das darin erheischte Licht, und denke dieses Licht als Quelle für eine bessere Analyse unseres Habits, in dem, wie ich gerade in einem Forschungspressebericht lese, die Katze (und ihr ökologischer »Pfötchenabdruck«²⁹) angeblich mitverantwortlich für die Klimakrise ist.

Michael Cuntz
 Birgit Mara Kaiser &
 Kathrin Thiele
 Rike Bolte

²⁸ Vgl. León Grinberg, Dario Sor und Elizabeth Tabak de Bianchedi, *W. R. Bion: eine Einführung*, Stuttgart: Frommann-Holzboog 1993.

²⁹ Vgl. Peter Carstens, »Klimakiller Hund und Katze: So verringern Sie ihren CO2-Pfötchenabdruck«, in: *GEO*, 17.8.2017, <https://www.geo.de/natur/nachhaltigkeit/17011-rtkl-klimaschutz-zu-hause-klimakiller-hund-und-katze-so-verringern-sie> (27.12.2020).

Inhalt

1	Einleitung: Zukunft, gefaltet. Choreographien des Als-Ob	199	Mind Fracking. Punkt. Zukunftsszenarien von akademischen Bohrinseln
18	Spielregel	233	Zwillingsträumer revisited. Über die Moderne(n) hinausträumen
21	Brief ins Jahr 2070: Sorge in kollektiven Gefügen		
53	Graupen und Graupel. Unterbrechungen aus heiterem Himmel		
93	Leichenschau? Bio- und Thanatopolitiken exquisiter Kadaver		
121	Exnovation: 42 Würfelwürfe		
151	Über die Gastfreundschaft. Körper als Transiträume		
175	Bettwanzen, Einsprenglinge und transhumane Affizierungen		

Impressum

»Zukunft, gefaltet. Choreographien des Als-Ob«

Herausgegeben von Martina Bengert, Jörg Dünne und Max Walther

Nocturne, Plattform für experimentelle Wissensproduktion,
Weimar und Berlin, www.nocturne-plattform.de

Korrektorat: Laura Kattwinkel

Gestaltung und Satz: Ricarda Löser, Weimar | www.ricarda-loeser.de

Druck: Buch- und Kunstdruckerei Keßler GmbH, Weimar

Umschlagherstellung: Buchbinderei Steinhagen, Weimar

ISBN 978-3-00-069803-3

1. Auflage 2021



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 4.0 Lizenz (BY-NC-ND). Diese Lizenz erlaubt die private Nutzung, gestattet aber keine Bearbeitung und keine kommerzielle Nutzung.

Weitere Informationen finden Sie unter:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial.

Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z. B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de/abruftbar>.

Adresse der Herausgeber*innen:

Humboldt-Universität zu Berlin

Institut für Romanistik

Prof. Dr. Martina Bengert und Prof. Dr. Jörg Dünne

Unter den Linden 6

10099 Berlin

info@triakontameron.de

